Der

Eros und die Kunst.

Ethische Studien

von

Ludwig Frey.

„Was des Seins würdig,
ist auch würdig erkannt
zu werden."
Baco von Verulam, Nov. Org., I, 120.

Leipzig.
Verlag von Max Spohr.

Vorbemerkung.

Über Einen Punkt in der Geschichte des menschlichen Herzens konnte man bisher nicht handeln, ohne eine ganz elementare Einleitung in die Natur des Stoffes vorausschicken zu müssen. In neuerer Zeit aber verbreitet sich so viel Licht über diesen Punkt, daß man wenigstens in jenen wissenschaftlichen Kreisen, die ein handwerksmäßiges Vorurteil gegen auftauchende Probleme verschmähen, ohne weiteres verstanden wird. Seitdem sich die Psychiatrie und forensische Medizin, dank den Bemühungen eines Casper, Meiners, Moll, Westphal und Krafft-Ebing, von der Unverantwortlichkeit der perversen Geschlechtsrichtung oder — wie man dieselbe bereits allgemein bezeichnet — des Urningtums überzeugt haben, verhallen die Stimmen, mit welchen von beteiligter Seite auf sittliche und wissenschaftliche Größen in der Urningswelt hingewiesen wird, nicht mehr ungehört im Winde. Mit Recht erinnert der Urning an Plato und Sokrates, an Michel Angelo und Newton, an Friedrich den Großen und Cambacérès, nachdem er noch vor wenigen Jahrzehnten sich vergeblich bemühte, durch einen solchen Hinweis eine mildere Beurteilung seines persönlichen Charakters herbeizuführen.

Freilich gibt es sogar unter den Verteidigern der Urningsnatur eine Lehrmeinung, welche, wie die Molls, den Urningen

auf dem Gebiete geistigen Schaffens nur eine untergeordnete Bedeutung zugesteht. Allein es ist, wie schon die erwähnten Namen darthun, nicht schwer zu erweisen, daß das Urningtum der Welt wahre Leuchten der Wissenschaft gegeben hat. Insbesondere aber ist es das Gebiet der Kunst, auf welchem die Urninge mit den Normalgeschlechtlichen vollwertig rivalisieren können. Dies in seiner Ursache und Entwickelung aufzuzeigen, ist Aufgabe des vorliegenden Buches.

Einleitung.

1. Die männliche Schönheit.

Ohne auf die moralische Seite des Urningtums einzugehen und dessen Rechtfertigung zu versuchen, eine Aufgabe, die sich im Laufe unserer Betrachtungen von selbst ergeben wird, wenden wir uns sofort zur Beantwortung einer ästhetischen Frage, die in unserer Sache prinzipielle Bedeutung hat. Es ist vor allem festzustellen, wie sich der Urning zur menschlichen Schönheit verhalte, mit andern Worten: ob der von ihm geliebte Mann den ästhetischen Vorzug vor dem Weibe verdiene. Zur Entscheidung dieser Frage bietet zunächst die Geschichte der Kunst ein Mittel. Gegenstand der Kunst war einst die Schönheit, welche heiter ist wie die Kunst selbst. Die Ästhetik des Häßlichen ist eine junge Wissenschaft. Es gab eine Zeit, — und es war die große, lange Zeit der bisherigen Kunstgeschichte — in welcher das Häßliche bloß dazu diente, die Folie der Schönheit, der Schatten zu sein, durch welchen das Licht heller glänzen sollte. Wenn nun das, was der wahre Künstler behandelt, von ihm als Schönes empfunden wurde, so muß, damit sich das höchste Schöne herausstellt, zunächst untersucht werden, was die größten Künstler mit größter Liebe zum Gegenstand ihres Schaffens wählten und

dann, — im Falle dieser Gegenstand der Mensch war — welchem Geschlecht sie in ihren Darstellungen den Vorzug gaben.

Als die größten Künstler gelten bis heute noch die alten Griechen, und in ihren zahllosen Bildwerken haben sie den Menschen und zwar in der Form beider Geschlechter dargestellt. Durch die Griechen hat die Schönheit des Weibes ihre volle Würdigung gefunden und die liebreichste Wiedergabe erfahren. Venus Anadyomene, Artemis, Juno und Pallas Athene sind keinem griechischen Künstler fremd geblieben. Aber die Zahl der Marmorgebilde, durch welche die weibliche Schönheit verherrlicht wurde, blieb weit hinter jener der Apollos, Hermes', Hektors und Achills zurück. Phidias und Praxiteles haben das Weib nachgebildet, aber es wurde die Göttin der Weisheit aus demselben, oder es stellte sich neben die ins Bad steigende Huldin ein jugendlicher Apollo, ein freudetrunkener Bacchus oder ein zartaufsprossender — Eros. Die erhabensten Werke hellenischer Kunst haben zum Gegenstand den Mann. Wie das in nachklassischer Zeit und bei anderen Völkern gehalten wurde, wird in der Folge gezeigt werden und darf, nachdem die größten Künstler des kunstreichsten Volkes aller Zeiten gesprochen haben, vorerst außer Frage bleiben. Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß die reine Kunst den Mann anders als die profane Welt betrachtet.

Aber auch diese letztere ist anderer Meinung als gewöhnlich, sobald sie ihr Geschlechtsinteresse abgestreift hat. Das Weib braucht sich diese Mühe gar nicht zu machen; es sieht im Manne ohnehin das schöne Geschlecht. Vor den Leuten urteilt es allerdings nicht so, als ob es an zweiter Stelle rangieren wolle; denn seine Eitelkeit erlaubt dieses nicht, und der Umstand, daß es immer als der Repräsentant des „schönen Geschlechts“ an sich genannt wird, macht es überflüssig. Im stillen aber urteilt es, wie gesagt, über dieses demütiger als es spricht. Das Gleiche gilt entgegengesetzter Weise vom Manne; er urteilt im Innersten seines Herzens über sich und das Weib

anders als er nach außen kund gibt. Nicht das Weib darf ihm nach der Palme der Schönheit greifen; ihm, dem Manne, gebührt sie, und ohne Widerspruch zu gewärtigen, nennt er sich den „Herrn der Schöpfung".

Für diese Selbstbeurteilung der Männer gibt es klassische Zeugnisse von Kunstschriftstellern und Ästhetikern, Zeugnisse, die ebenso mit Befriedigung vernommen, als ohne Absicht gegeben werden.

Ästhetiker geraten nicht selten in Entzücken, wenn sie männliche Anmut schildern. So äußert sich der englische Kunstkritiker Beyle, der im Jahre 1816 den Lord Byron im Theater della Scala in Mailand während der Aufführung der Oper „Helena" betrachtet hatte, folgendermaßen über denselben: „Mich frappierte sofort der Ausdruck der Augen. Nie in meinem Leben habe ich schönere und ausdrucksvollere Züge gesehen. So müßte ein Künstler das Genie malen. . . . Nie werde ich den göttlichen Ausdruck dieser Züge vergessen." — Die normannische Race Englands zeichnet sich überhaupt durch Schönheit des männlichen Geschlechts aus, und eine Zierde desselben scheint der Dichter Algernon Charles Swinburne gewesen zu sein. Im Jahre 1860 stand er auf dem Gipfelpunkte dieses Vorzugs. Nicht eine Frau, sondern der Literarhistoriker Adolf Strodtmann in seinen „Dichterprofilen" berichtet vom ihm: „Das Gesicht gleicht dem eines Engels in der toskanischen Schule; man denkt unwillkürlich an das Gesicht eines der lieblichen, ätherischen Wesen, die Boticelli oder Philippino so gern malten, mit der Lilie der Verkündigung oder der Palme des Martyriums in der Hand. Die kleinen vollen Lippen sind der am wenigsten ansprechende Teil des Gesichts. Die Augen sind von einer hellen, grünlich-blauen Farbe, der Teint ist weiß und farblos; das strahlend rotgoldene Haar kräuselt sich über der Stirn und fällt in dichten Locken hinter dem Kopfe herab. Ein solches Wunder seltsamer Schönheit war Swinburne." — Der äußern Erscheinung verdankt der Afrikareisende Stanley im eigentlichen Sinne des Wortes seinen Namen. Er hieß

ursprünglich James Rowland. Der arme Waisenknabe, der er war, fuhr einst als Schiffsjunge von Liverpool nach New-Orleans. Dort fand er so großes Wohlgefallen bei einem Kaufmann, namens Stanley, daß ihn dieser nicht nur in sein Haus aufnahm, sondern ihn adoptierte, zu seinem Erben einsetzte und ihm auch seinen Namen gab.

J. J. Winkelmann, der große Kunstschriftsteller, war allerdings ein Urning, aber ein unbestechlicher Schönheitskenner und zwar vom geläutertsten Geschmack. Er bevorzugt sowohl in ästhetischer als in rein persönlicher Beziehung den Mann „Der Beweis" (für die Superiorität der männlichen Schönheit) sagt er, „kann von den Tieren anheben, unter welchen ohne Widerspruch das männliche schöner als das weibliche ist. Und in der Absicht auf uns (Menschen) hat die Erfahrung gelehrt, daß in jeder Stadt mehr schöne junge Leute als schöne Weiber sind, und ich habe niemals so hohe Schönheiten in dem schwachen Geschlecht als in dem unsrigen gesehen. Was hat denn das Weib Schönes, das wir nicht auch hätten? — Denn eine schöne Brust ist von kurzer Dauer, und die Natur hat dieses Teil nicht zur Schönheit, sondern zur Ernährung der Kinder gemacht, und in dieser Absicht kann es nicht schön bleiben. Die Schönheit ist Männern sogar im Alter eigen, und man kann von vielen alten Männern sagen, daß sie schön sind; aber niemand hat eben dies von einer alten Frau gesagt. . . . . Hätte ich anders gedacht, so würde meine Abhandlung von der Schönheit nicht ausgefallen sein, wie sie geraten ist." — In der That, kein Teil des männlichen Körpers steht in ästhetischer Hinsicht einem solchen des Weibes nach. Wer möchte es wagen, z. B. das harmonische Ebenmaß der männlichen Hüften und Beine unter die des Weibes zu setzen, des Weibes, welches diese Formen wohlweislich mit den Kleidern verbirgt? Keine Venus von Milo übertrifft einen Hermes des Praxiteles.

So beurteilt der vorurteilslose Mann, überhaupt der Mensch, welcher sein Geschlechtsinteresse beiseite läßt, den

Mann; so beurteilt ihn die Kunst und zwar in den erhabensten Formen ihrer Klassizität. Es ist also weder etwas Schändliches noch etwas Thörichtes, wenn man von der „männlichen Schönheit" spricht, und das ästhetische Lob, welches den Männern gezollt wird, ist ein völlig berechtigtes.

2. Die Verehrung der Frauen.

Die Schönheit des Weibes kann und soll von uns nicht geleugnet werden. Aber die Dithyramben auf dieselbe entspringen dem sexuellen Triebe des Mannes, der sich dessen nicht bewußt wird. In seinem Sinnentaumel ahnt er, der Herr der Schöpfung, gar nicht, welch lächerliche Rolle er bei seinen Lobsprüchen spielt. Jedes weibliche Wesen in einem gewissen Alter ist in seinen Augen ein Engel oder besser eine Göttin. „Zu welchen Consequenzen", sagt Roßbach, Geist der Geschichte (II, 395), „verleitet eine solche Huldigung nicht ein unedles Weib, das den Thoren erniedrigt und zappeln läßt, wie der Knabe den Maikäfer. In diesen Galanterien ist der Mann nur auf der Welt, um Sklave der eigenen Leidenschaft und der des Weibes zu sein. Wenn ein weibliches Wesen nur ein wenig Zartgefühl hat, muß es sich mit Ekel von diesen Huldigungen abwenden. Diese Huldigungen sind nun einmal zu plump, um nicht sofort zu verraten, auf was es abgesehen ist; jeder Schmeichler hält den, dem er schön thut, zum besten und zwar deshalb, weil er ihn zu seinen Gunsten ausbeuten will. Eine Dame, die das nicht sieht, muß einen Nebel voll Stolz (besser: voll Stumpfsinn) vor ihren Augen haben, die doch sonst so empfindlich sind für das, was ihrer Person nahe tritt." Sieht aber der Mann einmal von seinem Geschlechtsinteresse ab, so zeigt das Thermometer seiner

Gefühle fast den Gefrierpunkt an; es ergeht ihm dann bei Beurteilung des Weibes wie es auf diesem Standpunkt bei Beurteilung des eigenen Geschlechts geschieht: er wird objektiv. Wie er seinen eigenen Wert nicht verleugnet, so anerkennt er nicht mehr den des Weibes, ja er kommt in Versuchung, nur allzustreng zu tadeln. „Weitaus die Mehrzahl der Männer“, erklärt Roßbach weiter, „die meisten Völker und Zeiten, der überwiegend größere Teil der Literaturwerke gefällt sich darin, das weibliche Geschlecht so schwach, so schlecht und verächtlich darzustellen wie nur möglich. Weder Neger noch Grieche, noch der Muselmann glauben an die Tugend des Weibes. So lang dasselbe nicht an den Mann gebunden ist, mutet man ihm nichts Gutes zu, rechnet man ihm auch nichts Böses an, sondern überläßt es seiner Schwäche oder vielmehr der Ausbeutung durch das starke Geschlecht, welches wohl weiß, daß es nur zu gunsten seiner eigenen Leidenschaft spricht, wenn es von Privilegien der Jugend und der unvermeidlichen Hinfälligkeit des schwachen Geschlechts redet. Darum stimmen denn auch die Wilden alter und neuer Zeit in diesem Stücke so merkwürdig mit der griechischen und modernen Literatur überein.“

Wir können es uns ersparen, auf die zahllosen Stellen der letztern ausführlich einzugehen; sie sind jedem Literaturfreunde bekannt, und es genügt, einzelne Proben daraus mitzuteilen. Von dem Urteile, das die alten Griechen über das Weib abgaben, sollten wir von vornherein absehen; denn die Griechen sind, trotz der verschiedenen Lais' und Aspasien, Partei zu gunsten des Mannes. Bloß um die Härte ihres Urteils zu charakterisieren, sei Lucians Aeußerung erwähnt, daß die Weiber ihre Häßlichkeit durch fremden, erkünstelten Putz zu verstecken suchen. In seinen ἔρωτες, einer philosophischen Schrift über die Freundesliebe, legt er (cap. 38) dem Kallikradites folgende Worte in den Mund: „So lange die Weiber beschränkt bleiben auf den Zweck der Fortpflanzung, mag es solche geben; außerdem aber — weg damit (ἄπαγε)! — will ich wenigstens keine Gattin haben.“ Euripides läßt den Jason

sagen: „Wollte der Himmel, daß es gar keine Weiber gäbe, und daß das menschliche Geschlecht sich anders als durch ihre Vermittlung fortpflanzen ließe!“ Selbst der milde Plato meint, daß „die Weiber Geschöpfe von einer ganz andern Art als die Männer seien, Geschöpfe, die weder zu so großen Tugenden, noch zu so großen Endzwecken von der Natur bestimmt sind wie die Männer.“

Die Achtung, welche das weibliche Geschlecht bei den alten Germanen genoß, war gar nicht so hoch, wie man heutzutage chauvinistisch glauben machen will. Es ist zwar richtig, daß im alemannischen und bajuwarischen Volksrechte die Schädigung einer Frau das doppelte Wehrgeld erforderte. Aber dies war keine nationale, sondern eine christliche Vorstellung. Dagegen war es echt germanisch, daß für ein Mädchen oder eine Frau, so lange noch Kinder von der letztern zu erhoffen waren, das doppelte Wehrgeld bezahlt werden mußte, später aber nur soviel wie für einen Mann. Wie ernst es aber im allgemeinen und zwar in der Jetztzeit den Männern mit der Galanterie gegen die Frauen ist, zeigt das galanteste Volk der Erde, das der Franzosen. Dem französischen Landmann sagt man nach, daß er das schöne Mädchen von aller Arbeit verschone, die Frau aber, sobald sie Mutter gewesen, vor den Pflug spanne. (Roßbach S. 395 ff.)

Am niedrigsten wird das Weib — allerdings außerhalb Europas — im Buddhismus behandelt; in ihm ist es die verkörperte Bosheit. „Unergründlich wie das Wesen des Fisches ist das Wesen der Weiber, der vielgewitzigten Räuberinnen, bei denen Wahrheit schwer zu finden ist, denen die Lüge ist wie die Wahrheit und die Wahrheit wie die Lüge.“ (Oldenberg, Buddha S. 167 ff). Anstatt anzuerkennen, daß unter der weiblichen Hälfte der Menschheit eine einzige, tugendhafte Frau gefunden werde, lehrt der Buddhismus, daß keine einzige Frau das Böse aus reinen Prinzipien unterläßt. Daher sei es undenkbar, daß eine Frau zur Buddhaschaft gelange. Mag sie auch noch so sehr für Buddha, Dharma und Sangha be-

geistert sein, sie ist und bleibt ein unreines Wesen.“ Man hat recht, wenn man bei uns in Europa gegen eine derartige Auffassung protestiert; dieselbe ist ganz der einer stagnierenden Race, wie die der Mongolen, würdig. Aber bedeutsam ist eine solche Auffassung immerhin als die eines uralten und ausgedehnten Völkerkomplexes; überdies ist die unterscheidende Beurteilung der geschlechtlichen Psyche eine gemeinsame Angelegenheit aller Menschen, der halb- und nichtcivilisierten so gut, wie der modernsten Völker. Keinenfalls darf sie bei der vorwürfigen, rein anthropologischen Frage ganz unbeachtet bleiben.

So viel steht fest, und jedermann hat die Erfahrung an sich und andern gemacht: das Lob des Weibes aus dem Munde des Mannes ist überall und jederzeit vom geschlechtlichen Instinkte beeinflußt. Bringt man diesen in Abrechnung, so lautet das Urteil des Mannes über das Weib nicht günstiger als über das eigene Ich; gewöhnlich sinkt es unter das der letzteren noch hinab. Man braucht hierbei mit den abfälligen Urteilen über das Weib, wie wir sie kennen gelernt haben, nicht einverstanden zu sein; auch ist es nicht nötig, die Bevorzugung der Mannesschönheit, vonseite berufener Kenner, gelten zu lassen; der objektiv Urteilende darf sogar ein Kompromiß schließen und auf Grund eines rein arithmetischen Verfahrens die Schönheit der beiden Geschlechter auf zwei Hälften verteilen: es wird immer feststehen, daß der Mann für den Nichtmann mindestens ebenso liebenswert ist, wie das Weib für den Mann und der Mann für das Weib.

3. Die Freundesliebe.

Die Freundesliebe ist so alt wie die Menschheit. Gilt doch der Orient, wo sie heutzutage noch unbehelligt sich entfaltet, als die Heimat des Menschengeschlechtes. „Der Vater der Geschichte“ behauptet, daß die Griechen, das klassische Volk der Freundesliebe, dieselbe von den Persern überkommen haben. (Herodot I, 135,1) Die Griechen ihrerseits bezeichnen zum teil den König Lajus, den Vater des Ödipus, als „Erfinder“ derselben; zum teil leiten sie diese ihre „Nationaleigentümlichkeit“ von den Bewohnern Kretas oder auch von denen Thraciens ab. So herrscht in der Ansicht über die Abstammung der „griechischen Liebe“ unter den Griechen selbst ein Dunkel.

Wir aber begreifen dieses Dunkel vollkommen und beklagen nicht einmal, daß es besteht. Denn es ist ganz und gar gleichgiltig, woher die Griechen die Freundesliebe abstammen lassen. Man hat aufseite der Wissenschaft längst aufgehört, bei Lösung schwieriger Probleme unter den Alten eine Umfrage anzustellen. Wir wissen jetzt in solchen Dingen mindestens ebensoviel wie die Alten. Ja, über jedes Volk in jeder Epoche des Altertums selbst können wir in der Gegenwart bessern Aufschluß geben als ein solches im Altertum, weil wir nunmehr dessen ganze politische und ethische Entwicklung überschauen können. Wir wissen also mehr als diese Völker zusammen und wissen überdies, daß die Urningsliebe bei keinem einzelnen Volk entstand, von dem aus sie sich hätte verbreiten können. Sie ist ein Naturspiel, das bei allen Völkern

und zu allen Zeiten sich einstellte und welches da, wo es festen Boden gewann und sich frei entfalten durfte, die schönsten Früchte trug.

So war und ist Persien noch heute eine Heimstätte dieses Naturspiels, das im 19. Jahrhundert von hochstehenden Kulturvölkern, in einem Wahne, ähnlich dem des Hexenglaubens, mit dem Lieblingsworte „Laster" bezeichnet wird. Man hat die Perser als ein verweichlichtes Volk und ebendeshalb auch die Urningsliebe als einen Ausfluß der Dekadenz hingestellt. Aber in weiter Ferne von Persien, in den rauhen Steppen des Skythenlandes, das gewiß keine Verweichlichung herbeiführt, entwickelte sich nicht minder als in den Rosengärten von Persepolis diese Blume der Menschenseele. Eine Staaten- oder Kulturgeschichte hat jenes große Gebiet Asiens so viel wie nicht aufzuweisen, und zwei Jahrtausende zogen darüber hin, ohne wesentliche Spuren von ethnographischen Veränderungen zu hinterlassen. Darum mag es vor Ablauf eines solchen Zeitraums dort nicht viel anders um die Sitten bestellt gewesen sein als heutzutage. Heute aber spielen bei den Kirgisen Knaben, welche in Mädchenkleider gehüllt sind, — wie sich ein moderner Reisender ausdrückt — die Rollen, die im Abendlande das corps de ballet übernimmt. — Es wird kaum wahrscheinlich gemacht werden, daß die ostasiatischen Völkerschaften in ihrer sexuellen Geschmacksrichtung sich von den Persern beeinflussen ließen, von welchen sie keinerlei Kulturelemente überkamen und mit denen sie insbesondere hinsichtlich ihrer sonstigen Sitten eine Aehnlichkeit nicht aufzeigen. Gleichwohl ist die Knabenliebe bei ihnen im Schwunge, und es ist bei der bekannten Dauer ostasiatischer Einrichtungen anzunehmen, daß sie weit in das Altertum zurück- und über die Anfänge des Perserreiches hinausreicht. Was uns von ihr an dieser Stelle beschäftigt, ist übrigens weder das Alter noch ihre Ausdehnung in den genannten Gebieten, sondern der Umstand, daß sie dort keinerlei sittliche Entrüstung erregt.

Vor allem bedenke man, daß der Begriff Knabenliebe auf

die dortigen Verhältnisse durchaus nicht in unserem modern-europäischen Sinne anzuwenden ist. Knaben sind überhaupt nicht Gegenstand der Männerliebe und auch im Osten der östlichen Hemisphäre sind darunter keine Individuen zu verstehen, bei welchen die Mannbarkeit noch nicht eingetreten ist. Es mögen dort Fälle vorkommen, wo nach dieser Seite hin ein Mißbrauch stattfindet; diese Fälle kommen aber auch bei der allgemeinen Liebe, sogar bei uns, vor und haben pathologischen Charakter. In der Regel werden im fernen Orient zarte Jünglinge geliebt, was um so weniger befremden kann, als dort auch beim Mädchen die Altersgrenze, in welcher die geschlechtliche Reife eintritt, eine niedrigere als bei uns ist. Der landläufige Begriff Knabenliebe ist daher dort so wenig wie bei uns zutreffend; um so weniger würde man dort die harte Beurteilung, wenn man von ihr Kenntnis bekäme, begreifen, welche die gedachte Neigung in Europa erfährt. Ein Missionär, schon aus dem 16. Jahrhundert, (Franz Xaverius) berichtet über Japan: „Knabenliebe ist bei den Bonzen ganz gewöhnlich, und dies gestehen sie (die Bonzen) ein und behaupten, sie sei keine Sünde. Darum enthält sich auch das Volk nach dem Beispiel der Bonzen nicht von diesem schändlichen Laster. Man pflegt nämlich zu sagen: Was den Bonzen erlaubt ist, warum sollte das den Weltmenschen verboten sein?“ Die Erlaubnis zur Knabenliebe scheint demnach in Japan sogar mit einer Art Auszeichnung verknüpft zu werden.

Aber selbst wenn diese Auszeichnung eine unbestrittene Thatsache wäre, so ist dies für die Beurteilung unserer Sache nur von geringer Bedeutung. Weit wichtiger erscheint uns die Frage, wie es das uns Europäern verwandte arische Volk am indischen Kaukasus in dieser Sache hält. Vor allem sei erwähnt, daß die indische männliche Jugend von einer Schönheit ist, die — im Gegensatz zur mongolischen Race — auch uns Abendländer zum Beifall zwingt. Jünglinge von 18—25 Jahren haben gemeinhin edle, schöne Gesichter, in denen besonders die großen, dunkeln Augen mit ihrem schwermütigen Ausdrucke auf-

fallen, sowie das dichte blauschwarze Haar. Besonders zeichnet sich Ceylon durch männliche Idealgestalten aus. Kein anderer als Ernst von Haeckel gibt uns von ihnen folgende Schilderung (Indische Reisebriefe, September 1882):

„Im allgemeinen ist auf Ceylon das starke Geschlecht das „schöne", und ganz besonders zeichnen sich die Knaben durch einen gewissen schwärmerischen Ausdruck der edlen arischen Gesichtszüge aus. Vorzüglich bekundet sich dieser in dem feingeschnittenen Munde und in dem tiefdunklen, seelenvollen Auge, welches mehr verspricht, als das Gehirn hält. [Auch bei Antinous, dem schönen Liebling Kaiser Hadrians, war dies bekanntlich der Fall. Anm. des Verf.] Dazu ist das schöne Oval des Gesichts von einer dichten Fülle langer, rabenschwarzer Locken eingerahmt. Da die Kinder beiderlei Geschlechts bis zum 8. und 9. Jahre ganz nackt gehen oder nur einen Lederschurz tragen, so bilden sie die passendste Staffage zu der paradiesischen Landschaft; oft meint man, lebendige, griechische Statuen vor sich zu haben. Ransonnet hat auf Tafel IV seines Werkes über Ceylon in der Abbildung eines 14jährigen Knaben jene charakteristischen Züge sehr gut wiedergegeben. Diesem ganz ähnlich war Gama-meda, unser „Ganymed" (der Aufwärter der Reisenden auf Ceylon), nur hatten seine Züge etwas noch Weicheres und Mädchenhafteres, erinnernd an Mignon." So weit der ernste, ahnungslose Naturforscher.

Wir knüpfen an die Schilderung solcher Schönheit die Bemerkung, daß nach dem Gesetze von den Wirkungen gleicher Ursachen die Freundesliebe unter den Singhalesen mit Sicherheit anzunehmen ist. Die griechische Liebe in Griechenland hatte ihre tieferen Wurzeln ja in der Schönheit der männlichen Bevölkerung. Gewiß ist, daß sie auf den Inseln des stillen Ozeans, deren Bewohner zum großen Teil von hoher Körperschönheit sind, häufig vorkommt. So wurde von einem Augenzeugen berichtet, daß die Männerliebe auf Hawaii nicht nur nicht verfolgt, sondern verständnisvoll gepflegt wird. Gleiches gilt von den Malayen der Halbinsel Malakka und den um-

liegenden Gebieten. In Bangkok z. B. ist sie förmlich organisiert und in gewissen Bevölkerungsschichten allerdings in den Sumpf der Prostitution hinabgesunken. Desgleichen tritt sie, uralt wie alle Sitten des dort wohnenden Volkes, auf dem indischen Festlande zutage. Es kann diese Erscheinung nicht wundernehmen, wenn man sich die Schönheit der männlichen Jugend daselbst „mit dem Zug der Schwärmerei“ auf dem Antlitz vergegenwärtigt. Zeugnis hierfür sind „Die siebenhundert Sprüche des Hala“. Die dialogische Situation der einzelnen Verse in dieser Sammlung ist derart, daß sie einem verliebten Mädchen oder Jüngling oder den beiderseitigen Freunden und Freundinnen in den Mund gelegt werden. Aber auch Sprüche kommen vor, welche von einem Jüngling an einen Jüngling gerichtet und der Ausdruck höchster Liebesglut sind. Demnach steht in Indien die Freundesliebe, wenn nicht ihrer Ausdehnung, so doch ihrer sittlichen Bedeutung nach auf der gleichen Stufe wie die allgemeine Liebe.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollten wir zeigen, daß in dem Lande, von welchem die Griechen selbst ihre sprichwörtliche Neigung herleiteten, dieselbe bekannt war und begünstigt wurde. Nur darum kann es sich handeln, nachzuweisen, daß Persien auch in späteren Zeiten diese Sitte kannte. Diese Aufgabe wird erfüllt, wenn wir an den Namen Hafis erinnern. Seit Hammer-Purgstall diesen Lyriker, der mit einer weltfreudigen Lebensanschauung die Kunst vollendeter Formen verband, ins Deutsche übersetzt hat, ist Hafis im Munde aller Gebildeten. Nicht alle wissen indes, daß der Gegenstand hafisischer Lyrik nicht dem sog. schönen Geschlechte angehört. Hafis sang:

„Zarteres als Dein Wangenrot, holder Knabe, gibt es nicht.
Weicheres als ein Ruhepfühl hier im Moose gibt es nicht.
Glühende Küsse, scheu'st Du sie? Wag es ohne Zwang zu sein?
Süß'res als mit Dir, o Lieb, eine Gekose gibt es nicht.“

Spätere Übersetzer und Nachahmer haben allerdings dafür gesorgt, daß statt des „Knaben“ (nach morgenländischer Auf-

fassung ein zarter „Jüngling"), das Postulat deutscher Wohlanständigkeit erfüllend, das „Mädchen" gesetzt werde. So entzieht z. B. Daumer in seiner Hafisübersetzung ohne Gewissensskrupel dem „geliebten Schenken" dessen historisches und in gewissem Sinne natürliches Recht. Es wäre seiner Meinung nach dem deutschen Leser viel zu viel zugemutet, zu glauben, daß der „Altar der Augenbrauen, zu welchem der liebende Dichter die Hände faltet," auf keinem Mädchenantlitz throne, oder daß „die Lippen, welche der zu einem Rubin geschmolzenen Sonnenglut" ähnlich sind, den Mund eines Jünglings bilden. Um nun die Wohlanständigkeit nicht zu verletzen, verletzt man die Wahrheit und, um der Tugend einen Dienst zu erweisen, begeht man eine Fälschung.

Aber ein solches Beginnen ist nicht nur rechtlich unentschuldbar, sondern auch thöricht. Denn die Wahrheit läßt sich auf die Dauer nicht mundtot machen, und wenn sie bloß einem armen Schenken gilt. An diesem müssen sie (die Fälscher) schon dem Weine zu lieb, (oder vielmehr weil es im Orient einmal keine „weibliche Bedienung" gibt) das Wort „lassen stahn". So behält der Schenke sein ihm von Gott gegebenes Geschlecht, sowohl in der That als in der Literatur, und waltet, nach wie vor Daumer, seines Amtes, das Herz des Dichters und Trinkers verwundend:

„Komm, Schenke, dem ich möchte so gerne dienen,
Ich sehne mich nach deinem Dienst und wünsche deinen Segen.
Bin ich auch hundertmal versenkt ins Meer der Sünden,
So wird mir doch verzieh'n, wenn ich die Liebe kenne.
Nie ging ich aus dem Vaterland in meinem Leben,
Doch sieh, ich gehe dir zu lieb nun in die Fremde.
Zwar bin ich fern, dem Anschein nach, von deiner Pforte,
Allein ich bin mit Geist und Herz stets gegenwärtig.
Auf meinem Weg liegt Berg und Meer, ich bin erkranket;
O Hüter meines Lebensquells, komm mir zu Hilfe!

Zuweilen erhört der Schenke die Klage des Liebenden:

„Gestern abends schnitt durch Thränen
Ich dem Schlaf die Wege ab,
Zeichnete in der Erinn'rung
Auf die Thränen hin dein Bild.

Auf dem Schenken lag mein Auge,
Auf der Laute lag mein Ohr,
Und so fiel dem Aug', dem Ohre
Diesesmal ein gutes Los."

Diese — wie auch jede folgende Übersetzung orientalischer Poesie — kommt dem Original nicht entfernt nahe und gewährt von der Schönheit derselben nur ein sehr unvollkommenes Bild.

Daß der Graf von Platen, welcher dem persischen Dichter geschlechtlich nachfühlte, auch dem Worte treu bleibt und in seinen Ghaselen „Schenkenwangen" küßte, darf uns nicht wundern. Daß aber Goethe im „westöstlichen Divan" den Schenken beließ, könnte man ihm hochanrechnen, wenn dies nicht notwendig zum Colorit der morgenländischen Poesie gehörte. Übrigens darf man bei Goethe nicht an ein bloßes Spiel der Phantasie denken; denn es schwebte seinem Auge ein wirkliches Objekt vor, als er die diesbezüglichen Gedichte schrieb: Es war der 14jährige Sohn des Theologieprofessors Paulus in Heidelberg, an welchen der Dichter hiebei dachte. Der große Genius Goethes war eben auch in diesem Punkte divinatorisch.

Schems Eddin Mohammed Hafis ist natürlich der einzige Sänger Persiens nicht, der die männliche Schönheit pries, aber er überragt alle übrigen an Ruhm, so daß schon aus diesem Grunde von weiteren Proben zum Beweise abgesehen werden kann. Dafür soll der weniger bekannten turanischen Dichter Elwan Schirasi, Ssubhi und Bassiri Erwähnung geschehen. Auch diese verschmähten es, Jungfrauen zu besingen, während ihr Herz Jünglingen zugethan war. Elwan Schirasi, dessen Geschlecht und Name aus dem persischen Schiras stammt, war in Turkestan geboren. Er besang Wein, Freude und Liebe.

„Betrachte den Wein und die Freude! Ihre Bedeutung
Wird dir das Gesicht des Geliebten erklären."

Ssubhi aus Brussa, der alten türkischen Hauptstadt, war wegen seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit hoch geachtet. Er besingt seinen Freund:

„Zu dem Aegypten der Schönheit bist du der reizende Jussuf!
Du, der reizende Jussuf, und ich aus Liebe voll Kummer.“

Dem aus Herat stammenden Bassiri war in reichlichem Maße Klugheit und Witz beschieden, durch welche er am glänzenden Hofe des Sultans Bajazid zu großem Ansehen gelangte. Es schadete ihm nicht, daß er den Wunsch gen Himmel richtete:

„Möchte der Gerechte meine einzigen zwei Wünsche erfüllen:
Immer zu schauen das Antlitz des Geliebten, nie das des Nebenbuhlers!“

Auch heutzutage braucht man im Orient aus solchem Wunsche kein Hehl zu machen. Freilich ist es der gewaltigste zur Zeit in Persien lebende Herr, von dem man sich Folgendes erzählt: Als Nasr Eddin auf seiner ersten Reise durch Europa in England weilte, beteiligte er sich an einem großen Ballfeste, das ihm zu ehren gegeben wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde er gefragt, welcher der anwesenden Schönheiten er vorgestellt zu werden wünsche. Im selben Augenblicke ging eine der schönsten jungen Damen am Arme eines noch sehr jungen schottischen Edelmanns vorüber, der die bekannte Nationaltracht der Hochländer trug. Da zeigte der Schah auf dieses junge Paar und sagte, als man die Dame auf den „König der Könige“ aufmerksam machte: „Pas elle, mais celle-ci“ womit er den jungen H o c h l ä n d e r meinte. Nasr Eddin hatte unbewußt das Richtige getroffen. Daß er auch mit Bewußtsein seine Ziele findet, ist — im Hinblick auf sein damaliges Gefolge — Eingeweihten bereits bekannt. Es ist über allen Zweifel erhaben, daß das, was bei uns als die Summe und der Gipfel der Unsittlichkeit gilt, im Orient nicht nur im Altertum und Mittelalter, sondern bis zum heutigen Tage als „gute Sitte“ betrachtet wird. Ja, es ziert dort nicht nur im gewöhnlichen Sinne den Menschen, sondern gilt geradezu als Attribut der Weisheit und — Frömmigkeit. Der Islam schließt die Freundschaftsliebe nicht aus wie das mosaische Gesetz. Freilich konnte auch dieses nicht hindern, daß sich bei den alten Hebräern die Gewalt der Urningsnatur trotz des „Strafgerichtes“ von Sodom und Gomorrha auf die Bildfläche drängte. Mohammed

erblickte nichts Unnatürliches in ihr, und die Geschichte seiner Religion, sonst nicht frei von Blut und Gewalt, ist nirgends durch die Schande einer Urningsverfolgung befleckt. Einer der größten Ulemas, der zur Zeit des Sultan Salim I., geb. 1467, lebte, war im Gegenteil männerliebend. Weit entfernt, dadurch mit den Gesetzen in Widerspruch zu geraten, wurde ihm das Richteramt (!) in Konstantinopel übertragen, das er 15 Jahre lang mit Ehren verwaltete. Von ihm stammt das frei übertragene Ghasel:

„An den Jüngling.“

„Deiner Schönheit heller Mond beleuchtet die Welt;
Deine schwarzen Augen rauben mir den Verstand.
Wer in meinen nassen Augen deiner Augenbraunen Bild sieht,
Sieht zwei Fische schwimmen wie in einem Weltmeer. —
Spröde Rosenwangen, hütet euch vor seinen Seufzern!
Der Nachtigall Seufzer entblättern die Rosen.“

Ramasan Memek Sade, der während seines langen Lebens türkische, arabische und persische Bücher in solcher Anzahl abschrieb, daß das Verzeichnis derselben selbst ein Buch wäre, füllte sich durch diese Kunst die Taschen mit Gold. Allein er achtete die Münzen „wie Fischschuppen“, und seine Hand war allzeit offen „wie ein Ahornblatt.“ Der Effendi, bei dem er wohnte, machte ihm einst Vorwürfe hierüber: „Wie kommt es,“ sprach er, „daß, da du Wohnung, Nahrung und Kleidung bei mir hast, du dir doch nichts ersparst? Verschwendest du dein Vermögen an die schönen Knaben im Bade, welches du so häufig besuchst? Zu deinem Besten werde ich dir jemand als Begleiter mitgeben.“ Ramasan Memek Sade aber wußte, daß sein Wohlthäter, der Effendi, einen schönen Jüngling namens Ali, welcher ebenfalls im Hause wohnte, selbst liebte und sprach: „Herr, wenn es denn sein muß, so befiehl, daß der schöne Ali mich begleite, damit das Geld, welches ich deiner Freundschaft verdanke, im Hause bleibe.“

Die Araber gelten als ein enthaltsames, man darf sagen, keusches Volk. Und doch wußte in jüngerer Zeit das welter-

fahrne Frankreich die in der Fremdenlegion wahrgenommenen Beispiele von Urningtum nicht anders als mit „arabische Sitten“ zu bezeichnen, was natürlich keine Auszeichnung sein sollte. Entweder nun war diese Bezeichnung sachlich unzutreffend, d. h. in Arabien kommt die Freundesliebe nicht vor; oder dieselbe kommt dort vor, dann muß sie sich sehr wohl mit der Keuschheit vereinbaren lassen. Die Straßensänger im heutigen Kairo wenden, sobald in ihren Liedern von Liebe die Rede ist, das Maskulinum an. Es soll dies, nach Slane (im Journ. asiat. 1839, I, 177,) im Interesse der öffentlichen Moral geschehen. „Je mehr sich die Sitten der Muhammedaner verfeinerten, desto mehr wurde es für unpassend gehalten, mündlich oder schriftlich Anspielungen auf das Geschlecht zu machen. Es wurde daher notwendig, bei der Schilderung des geliebten Gegenstandes sowohl die Zeitwörter als die Adjektive im Maskulinum zu setzen. Was die Eifersucht der Sitten gefordert und dann der gute Ton angenommen hatte, ward nachher allgemeiner Gebrauch.“ Wir stehen hier vor einem monströsen Rätsel der Prüderie: Weil es unanständig sei, von einem Femininum zu singen, wird von einem Maskulinum gesungen, d. h. die Liebesseufzer, die einem schönen Mädchen gelten, werden an einen Burschen oder Jüngling gerichtet! Bei uns Germanen schlägt man den entgegengesetzten Weg ein: das Muskulinum wird von der Prüderie ins Femininum übertragen. Hier ist wohl die Frage am Platze: Wo bleibt da die allgemeine Menschennatur? — Was bei uns schändlich ist, soll dort für sittlich gelten, und was bei uns als einzig natürlich gilt, soll dort aus Gründen des Anstandes verleugnet werden! Die Wahrheit wird hier wohl, wie so oft, aus Unverstand und Mangel an gutem Willen gefälscht sein, und die Straßensänger in Kairo singen vermutlich die Lieder so wie sie gefühlt werden. Keinenfalls vermögen wir zu begreifen, wie Slanes Deutung auf das zutrifft, was wir sonst vom Orient wissen. Gerade mit Bezug auf Kairo ist bekannt, daß dort die Männerliebe ungescheut geübt wird. Die Soldaten der

egyptischen Expedition unter der Führung Buonapartes konnten sich gar nicht genug über dieselbe entsetzen und leichter ertrugen sie, wie sie sagten, die großen Strapazen des Feldzuges als gewisse Wahrnehmungen an den Mameluken und Beduinen. — Wenn sich das in der neuern Zeit so verhält, so wird es wohl im Mittelalter, wo „die Sitten noch nicht so verfeinert“ waren, ähnlich gewesen sein. Zur Zeit, da die Normannenkönige auf Sizilien herrschten, lebte daselbst der arabische Dichter Abu Musa. Dieser richtete, angeblich an ein schönes Christenmädchen ein Gedicht, das wegen seiner leidenschaftlichen Glut eine besondere Beachtung verdient. Friedrich von Schack, dem wir eine Uebersetzung verdanken, freilich im Femininum desselben, bezeichnet es durch einen Hinweis auf obiges Zitat aus Slane selbst als fraglich, ob das Gedicht im Original nicht das Maskulinum aufweist. Möglicherweise hat es dort also gelautet:

„Auf dir ruht Blutschuld, blondes Volk! daß Allah dich verdamme!
Er, der das Leben mir geraubt, gehört zu deinem Stamme.
Ist es denn schön, daß er, für den ich mich in Glut verzehre,
Scheu vor mir flieht? Ist das erlaubt nach des Messias Lehre?
Sein schmachtend Auge, welches mich mit seinem Blick verwundet,
Hätt' es mich nochmals angeschaut, ich wäre flugs gesundet.
Gefallen find' ich nur an euch, ihr Blonden, sonst an keinen,
Und jede andre Schönheit will mir häßlich scheinen.“

— Doch wozu eine solche Erörterung? Im ganzen Gebiet des Islam, vom Indus bis an die Säulen des Herkules, gereicht die Freundesliebe niemand zur Schande, was für jeden mit der Völkerkunde Vertrauten übrigens eine unbestrittene Thatsache ist. Und man kann nicht sagen, daß dieses Gebiet eine Erbschaft von Hellas angetreten habe; denn die Neigung würde dort vorhanden sein, auch wenn Hellas nie existiert hätte. Sie wurzelt im Wesen der mohammedanischen Völker, und nicht dieser allein, sondern im Wesen der ganzen Menschheit.

Sie ist, wie schon erwähnt, eine Blüte der Menschennatur, ein Naturspiel, das bei allen Völkern sich einstellt; sie wird von der Wissenschaft — allerdings nur in den vereinzelten Stimmen ihrer höchsten Vertreter — als „conträre Sexual-

empfindung“ erkannt, für welche der damit Behaftete so wenig verantwortlich ist, wie der Normalgeschlechtliche die normale Liebe sich als Verdienst anrechnen darf. Im klassischen Altertum und im heutigen Orient stehen daher beide Geschlechtsrichtungen auf gleicher Stufe; Aristoteles ahnte gar nicht, daß zwischen der Liebe zu einem Jüngling und der einer Jungfrau für den Mann ein sittlicher Unterschied sei. Die Ergebnisse einer vorurteilsfreien Forschung vonseite der [in der Vorbemerkung erwähnten] forensischen und psychiatrischen Autoritäten haben dargethan, daß es im Geschlechtsleben Uebergänge wie in allen andern Erscheinungen der Natur gibt. Zwischen den beiden Hauptgeschlechtern ist eine Uebergangsstufe, auf welcher sich die geschlechtliche Psyche mit den äußern Kennzeichen des Geschlechtes nicht mehr deckt. Dieselbe wird repräsentiert vom Urning, der nur nach seiner Außenseite ein Mann, seinem wahren Geschlechte nach aber ein Weib ist. Da er als solches ebensowenig ein Weib lieben kann, wie der echte Mann den Mann, so sucht er nach dem ihm von Natur aus vorgeschriebenen Gesetz seine Ergänzung in dem ihm entgegengesetzten Geschlechte, dem — Manne. Es verdient sonach der Urning nimmermehr die Verachtung, die man ihm überall entgegenbringt. Aber abgesehen von der moralischen Seite, in bezug auf welche sich der ungeknechtete Urning mit jedem Durchschnittsmenschen messen kann, so steht auch sein Intellekt dem eines normalen Mannes nicht nach, in Hinsicht auf Leistungen, welche vorab Geschmack, Gemüt und Phantasie erfordern, sicherlich ihm voran. Das sind die Leistungen, welche eben die Kunst sich zur Aufgabe macht.

4. Die Quellen der Kunst.

Alle Kunst besteht in der durch das subjektive Mittel der Empfindung geschehenden objektiven Erfassung der Dinge und in deren verklärter Wiedergabe durch den Gedanken. Je gesteigerter die Empfindung, desto größer die schöpferische Kraft. Der Künstler, als Träger der höchstgesteigerten Phantasiethätigkeit, steht daher auf der Grenze zwischen dem normal gesunden und dem krankhaften abnormalen Menschen. Er hat zweifellos mit dem letztern viele Berührungspunkte im Gegensatz zum normalen Durchschnittsmenschen. Bekanntlich ist es eine beliebte Auffassung, die Grenze zwischen Genie und Wahnsinn enge zu ziehen. Beim künstlerischen Schaffen gestalten sich, wie Radstock in („Genie und Wahnsinn") sagt, die Vorstellungen in völliger Unabhängigkeit von jenen sinnenfälligen Bedingungen, welche sonst Vorstellungen hervorrufen. Das ist bekanntlich auch bei den Vorstellungen von Irren der Fall. Aber die Ursachen solcher Wirkungen sind nicht auch ihrerseits gleich. Bei dem Irren hat, wie im Traum, der Verstand seine regulierende Thätigkeit eingestellt, beim schaffenden Künstler hält er sich, gleichsam abwartend, zur Seite. Der Irre *glaubt* an die Wirklichkeit seiner Vorstellungen, der Künstler *weiß*, daß es bloße Phantasiegebilde sind. Darin liegt der wesentliche Unterschied zwischen Genie und Wahnsinn.

Auch der Urning steht zwischen dem krankhaft abnormalen und dem gesund normalen Menschen. Indem er auf der großen Skala der Geschlechter zwischen Mann und Weib rangiert, ist er ein Doppelwesen mit all dessen Nachteilen, aber auch all

dessen Vorzügen. In seiner Natur verbindet er Produktivität mit Reception, Aktualität mit Sensitivmus, so daß sich nicht nur nicht die Geschlechtsempfindung sondern auch das ganze übrige Leben der Psyche nicht mit dem äußern Charakter der Sexualität deckt. Aus diesem Widerspruch entsteht jener Zustand gesteigerter Gefühlsthätigkeit, welcher die Bedingungen der Verwandtschaft zwischen Genie und Wahnsinn enthält. Wenn Shakespeare, der selbst ein Urning war, davon spricht, daß das Auge des schaffenden Künstlers „in schönem Wahnsinn rollt“, oder wenn Richard Wagner — allerdings weit von einem Urning fern, aber in seinen Gefühlen für den jugendschönen König von Bayern das urnische Empfinden hart streifend — alle Kunst als den Ausfluß eines seelischen „Rausches“ bezeichnet, so bestätigen sie nicht nur die Verwandtschaft zwischen Genie und Wahnsinn, sondern in einem gewissen Sinne auch diejenige zwischen Urningtum und Kunst.

Im Urning als einem Doppelwesen, in welchem das Gefühlsleben überwiegt, ist die Phantasiethätigkeit steigerungsfähig wie in keinem Normalen. Der Urning sieht mit den Augen des Mannes und denen des Weibes zugleich. So wird das am Künstler geforderte hohe Empfindungsvermögen im Urning zum Zauberspiegel, mit welchem derselbe Welt und Menschen erfaßt und sie in jener Verklärung widerstrahlen läßt, die den unnennbaren Reiz der Kunst ausmacht. Insbesondere dient ihm seine hermaphroditische Eigenart bei der künstlerischen Erfassung und Darstellung des physischen und psychischen Menschen, in der Plastik und Poesie.

Schon die einfache Freundschaft, rein von allem geschlechtlichen Interesse, gilt als starker Stützpunkt im Leben, als Ansporn zu edler Gesinnung, als Hebel für große Thaten. Sie ist beglückend und wirkt veredelnd am Kleinen wie am Großen, am Unwürdigen wie am Geisteshelden, vergleichbar nur der Liebe. Und doch welch gewaltiger Unterschied zwischen Beiden! „Die eine ein schöner milder Herbstabend von gesättigtem Colorit, die andere ein schaurig entzückendes Frühlingsgewitter;

die eine die leichthinschwebenden Götter des Olymp, die andere die himmelstürmenden Titanen; die eine selbstgewiß und selbstzufrieden, die andere „hangend und bangend in schwebender Pein“; die eine, klar im Bewußtsein, ihre Endlichkeit erkennend, die andere „himmelhoch jauchzend zum Tode betrübt“; die eine eine klare und reine Harmonie, die andere das geisterhafte Klingen und Rauschen der Aeolsharfe, das ewig Unfaßbare, Unsagbare, Unaussprechliche, weil nie mit dem Bewußtsein zu Fassende, der geheimnisvoll aus ferner Heimat herübertönende Klang; die eine ein lichter Tempel, die andere ein ewig verhülltes Mysterium.“ (E. von Hartmann.) Wenn so schon die Freundschaft, als sanftere Schwester neben der Liebe einherschreitend, das menschliche Gemüt hebt und veredelt, wie müssen erst die Wirkungen sein da, wo Liebe und Freundschaft in noch engerem Bunde erscheinen? „Die Verschmelzung von Liebe und Freundschaft,“ so lehrt gleichfalls der Philosoph des Unbewußten, „liefert die höchste Gestalt der Liebe, die wir kennen, indem sie die instinktive Glut und Leidenschaftlichkeit der Geschlechtsliebe mit der selbstbewußten Klarheit der pietäts- und vertrauensvollen Sicherheit und besonnenen Milde der Freundschaft vereinigt.“ E. v. Hartmann weiß allerdings nichts von Seelenhermaphroditismus und bezieht diese Vereinigung der Vorteile auf die Ehe. Allein der Philosoph des Unbewußten spricht auch hier unbewußt die Vorteile desjenigen aus, in dessen Innern sich Freundschaft und Liebe auf noch wunderbarere Weise als in der Ehe vereinigen: des Urnings, in welchem Liebe und Freundschaft als in einem einzigen Lebewesen zumal vorhanden sind. Der Urning lebt, wie Adolf Wilbrandt sagt, mit sich selbst „in heimlicher Ehe“: männlicher Verstand und weibliches Gemüt sind hier in unlösbarer Weise mit einander verbunden.

Wenn auch in dieser wunderbaren Verbindung die weibliche Seite präponderieren sollte, so ist doch auf der anderen Seite ein Bestandteil von Intellekt gegeben, dessen Umfang durch alle Grade variiert. Die Intelligenz ist überhaupt nicht

bei zwei Individuen, auch bei nichturnischen, gleich groß. Deshalb gibt es zwar Urninge, welche dem normalgeschlechtlichen Durchschnittsmenschen an Intelligenz nachstehen, aber auch solche von einer Schärfe des Verstandes und Kraft des Willens, wie sie selbst unter Nichturningen selten vorkommt. Das Urningtum hat der Welt nicht nur zahlreiche Gelehrte, sondern auch Männer der That gegeben, z. B. Feldherrn von großem Ruhme. Unter diesen werden Alexander der Große, Julius Cäsar im Altertum, Karl XII. von Schweden und Friedrich II. von Preußen in der neueren Zeit genannt.

Allerdings entfaltet sich die Urningsnatur nur bei Personen, welche über der Misère des Alltagsleben erhaben sind, oder in Zeiten und bei Völkern, wo die Gesetzgebung eine menschliche ist, zu ihrer vollen Blüte. Unter solchen Bedingungen ist sie die Wunderpflanze, die, wie unter dem belebenden Licht der Sonne, das Auge ergötzt, den Mut stärkt, die Seele veredelt. Wo sie aber unterdrückt wird, schließt sie ihren Kelch, wie die Blumen vor den Schatten der Nacht, erblassen ihre Farben, welken ihre Blätter wie die an den Blüten des Gartens vor dem hereinbrechenden Winterfroste. Unverstanden von der Welt, ausgeschlossen von dem Glück der Liebe, der wichtigsten Lebensbedingung, verfolgt von den Gesetzen und verachtet von den Menschen sinkt der Urning nicht selten in eine Tiefe, in welcher er sein Los zu verdienen scheint.

Aber der Bessere, der den sittlichen Halt zu bewahren vermag, flüchtet sich in seine eigene Welt, hegt und pflegt die Blüte seines Gemütes, wirkt im stillen und entsagt dem eigenen Glück, das Leben der Mitmenschen verschönernd. Dann und wann erhebt sich in einem solchen Urning der unterdrückte Genius. Je dichter die Nebelwolken des Vorurteils und blinden Wahns sind, desto mächtiger wird seine Energie. Mit dieser arbeitet er sich empor und dringt hierauf in die reinen Sphären der Kunst, von wannen er, wie einer der feinsinnigsten Urninge, der Graf von Platen, den Nachschauenden zurufen kann:

„Frei steht die Folge Jedem; ich fliege voran!“

Unter der Lebenssonne Freiheit erscheint also der Urning, in welchem Verstand und Gemüt in glücklicher Zusammensetzung sich finden, als der geborne Künstler. Er ist so recht geeignet, Träger und Ausgangspunkt für sämtliche Kunstzweige zu werden; für die anspruchslosesten wie für die höchsten. Alle Kunstfertigkeiten und Künste finden im Uringtum ihre Vertreter, vom wandernden Mimen und Ausschneidevirtuosen an bis hinauf zum Schöpfer der Kuppel auf Bramantes „wunderbarem Dom." Das sind die Sprößlinge aus dem Bunde von Eros und Kunst.

Es dürfte sich sonach verlohnen, den Spuren künstlerischen Schaffens von den ältesten Zeiten an bei verschiedenen Völkern nachzugehen und zu untersuchen, in wieweit dieselbe mit dem Urningtum verknüpft sind. Im Hinblick auf die psychische Veranlagung der Übergangsmenschen verspricht die Ausbeute eine reiche zu werden.

Bei diesem Gang durch die Kunstgeschichte wollen wir unser erstes Augenmerk dem klassischen Volk der klassischen Liebe zuwenden — den Griechen.

Erster Teil.

Blühen und Vergehen.

I. Abschnitt.

Hellas.

1. Kapitel. Die Liebe in Hellas.

a. Religion und Gesetzgebung.

Bei dem Volke, dem die Sonne Homers geleuchtet, war die urnische Neigung von gleichem sittlichen Werte und stand in der gleichen Achtung wie die allgemeine Geschlechtsliebe. Weder religiöses noch bürgerliches Gesetz machten eine Ausnahme zu deren Ungunsten. Die Götter des Olymp teilten sich friedlich in die Geschlechter, und jeder von ihnen folgte dem eigenen Geschmacke. Das starke wie das schöne Geschlecht auf Erden hatte sich gleicherweise ihrer Liebeshuld zu erfreuen, und umgekehrt, wandte sich der männliche Teil unter den Sterblichen mit demselben Vertrauen in Herzensangelegenheiten an die Götter wie an die Göttinnen. Nicht umsonst galt in der griechischen Mythologie Aphrodite als Mutter jenes Knaben, der mit Köcher und Pfeil ausgestattet war. Eros wurde unter den Menschen von dem Mädchen wie von dem Jünglinge angerufen: Von dem Mädchen, das sich einen Bräutigam ersehnte; von dem Bräutigam, wenn er um die Braut betete. Zu Eros aber auch hob Antilochus die Arme, wenn er Hyazinthus suchte, Kleobulus wenn er unge-

liebt um die Gunst eines Jünglings flehte. Vertrauensvoll durfte der Urning zum Himmel blicken; der Göttervater selbst kannte den Schmerz seiner Sehnsucht. Zeus war nicht nur zur Leda herabgestiegen, er hatte auch den Ganymedes geraubt. Lucian läßt ihn als gerechten Beurteiler in die Mitte zwischen Urning und Nichturning erscheinen. Als Zeus wegen seiner Neigung zu Ganymedes Vorwürfe von seiner Gattin erfährt, erwidert er gelassen: „Was ist denn Arges dabei, wenn ich beim Trinken einen so schönen Jüngling küsse? Würde ich dir seinen Kuß nur einmal gestatten, so tadeltest du mich nicht mehr deshalb, daß ich den süßen Trank, welchen er mir darreicht, minder hoch halte als diesen Genuß.“ [Göttergespräche 5.] Und, als im Olymp Priapus Verlangen nach dem schönen Bacchus trägt, läßt Lucian den Apollo sagen: Priapus verdient wahrlich Verzeihung, wenn er nach einem so Schönen sich sehnt, wie du, o Bacchus, bist.“ — Herkules, das göttliche Urbild männlicher Kraft, liebte den Jolaus, der nach seinem Tod die Ehre genoß, daß Liebende über seinem Grabe sich Treue schwuren.

Nicht weniger als die religiösen Anschauungen zeigten sich die bürgerlichen Gesetze der Männerliebe hold. Allerdings waren diese zu verschiedenen Zeiten verschieden, ein Umstand, der in der Folge zu vielen Mißdeutungen Anlaß gab. Während die einen der Männerliebe in Hellas völlige Zügellosigkeit vindizieren, behaupten andere, daß dieselbe dort gesetzlich so verpönt war wie bei uns Modernen. Beides ist unrichtig. Vor allem muß zur Klarstellung der Verhältnisse ein Mißverständnis beseitigt werden, dessen zwar schon bei Schilderung der ostasiatischen Zustände Erwähnung geschah, das aber mitbezug auf Griechenland gar nicht genug als solches betont werden kann. Dasselbe hängt mit dem Worte „Päderastie“ zusammen und zeigt, was aus einem Worte werden kann, dem man seine Bedeutung geraubt hat. Es verbindet heutzutage nicht Einen, sondern mehrere Begriffe und zwar solche, die ganz heterogen sind. Bald soll es diesen, bald jenen Begriff

bezeichnen. Selten wird es in seinem eigentlichen Sinne, meist in seinen unzutreffenden Bedeutungen genommen. Der bedenklichste Mißbrauch geschieht mit dem Worte, wenn es den Begriff Knabenschändung bezeichnen soll. Eine solche mag ja auch in Griechenland vorgekommen sein, so gut wie Mädchenschändung und — so gut wie die letztere auch bei uns vorkommt. Allein das war es nie und nimmer, was die Griechen unter *παιδεραστία* verstanden. Denn die Knabenschändung wurde strenge, in den frühern Zeiten sogar mit dem Tode bestraft; die Knaben**liebe** aber wurde als Erziehungsmittel empfohlen. Auch keine Schändung von Jünglingen ist darunter zu verstehen. Zwang und Verführung von Jünglingen galt als Unrecht und wurde so streng geahndet wie bei uns; nur bei gegenseitiger Einwilligung bestand Straffreiheit, aber auch mit der Einschränkung, daß keine niedern Motive mitspielten. Wer sich z. B. für Geld hergab, verfiel der Infamierung; jedoch ging der liebende Teil auch in diesem Falle straffrei aus. Endlich ist überhaupt nicht notwendig bei diesem Begriff an eine somatische Berührung zu denken; häufig verstund man unter Paiderastia ein ideales Verhältnis zwischen einem ältern und jüngern Manne, das die edelsten Zwecke der Bildung verfolgte.

So zeigt sich, daß die Entrüstung, mit der man heutzutage das Wort ausspricht, von der Beschränktheit noch übertroffen wird, mit der man es begrifflich anwendet. Der Mißbrauch, der mit dem schönen Worte getrieben wird, ist objektiv noch häßlicher als die den Gegnern verhaßte Sache; denn er ist eine Ungerechtigkeit und Thorheit zugleich. Es sei daher wiederholt: die Liebe zu einem Jüngling war den Hellenen eine heilige Sache und ist nur mit unserer germanischen Verehrung der Frauen, etwa mit der Minne des Mittelalters, zu vergleichen.

Diese Richtigstellung ist notwendig, damit man die Kulturerscheinung der griechischen Liebe in ihrem vollen Sinne verstehe. Darin liegt eben das Verdienst der Hellenen, daß sie

von vornherein die Würdigung der männlichen Schönheit als etwas Natürliches und die Liebe zu derselben als etwas Erlaubtes erkannten. Unter diesem Gesichtspunkte begriffen sie, daß neben der allgemeinen auch die urnische Liebesübung gesetzlich erlaubt sein kann. In Hellas gab es trotzdem nicht weniger Normalgeschlechtliche und nicht mehr Urninge als bei uns. Deshalb war die allgemeine Liebe durch die Duldung der Männerliebe nichts weniger als beeinträchtigt. Ihr Zweck den die Natur gewollt, wurde vollständig erreicht, wie die Fortpflanzung der Nation in ebenso zahlreichen wie kräftigen und schönen Individuen darthut. Das Verhältnis zwischen Mann und Weib hatte also seine Geltung genau wie bei uns. Aber auch der Urning durfte sich gerade so frei entfalten wie Mann und Weib; es traf ihn keine Verachtung, es verfolgte ihn kein Gesetz. Darum eben ist Griechenland geworden, was es war: Eine Heimstätte der unverfälschten Menschennatur, ein Schauplatz weltfreudigen Daseins, ein fruchtbarer Boden der herrlichsten Geistesblüte, der Kunst. — Doch ehe wir betrachten, zu welcher Höhe sich diese Blüte entfaltete, wollen wir untersuchen, wie der Staat der alten Griechen seine Idee von der Natürlichkeit der Urningsliebe in die That umsetzte. Denn wir stehen hier vor der Lösung des Problems, wie, ohne die Existenz des Staates zu gefährden, es möglich war, eine Idee zu realisieren, die in unserm modernen Staat mit der Idee des Unnatürlichen, Lasterhaften und Verbrecherischen verbunden wird.

Auch in Hellas entwickelte sich eine Rechtsanschauung nicht unvermittelt und plötzlich. Allerdings finden wir in der ganzen griechischen Geschichte keine Spur davon, daß das Volksbewußtsein die natürliche Berechtigung der Urningsliebe verkannt hätte. Allein was die Gesetzgebung anlangt, so hat man eine strengere und eine freiere Periode zu unterscheiden, nämlich eine solche vor und eine solche nach dem peloponnesischen Kriege. Zwischen beide ist der Beginn des allmählichen Fortschritts zu setzen. Vor dem peloponnesischen Krieg wurde die urn=

ische Neigung nicht besser und nicht schlechter beurteilt als jetzt bei uns die allgemeine Liebe, d. h. es galten gewisse gesetzliche Einschränkungen. Wie Ausschreitungen bezüglich Zwang und Verführung vonseite des Staates durch Strafandrohung zu verhüten gesucht wurden, und wie anderseits ein ehrloser Wandel die bürgerliche Ehre schädigte, ist von uns bereits angedeutet worden. Freilich gab es Staaten, in denen auch nach dieser Richtung eine freiere Auffassung galt, z. B. Aeolien, Elis und Böotien. Die Bewohner dieser Landschaften stunden bei denen von Attika in üblem Rufe und wurden mit den Kretensern verglichen, bei denen inbezug auf Männerliebe fast Zügellosigkeit herrschte. Hier war es nämlich Regel, daß jeder durch Abkunft und Schönheit ausgezeichnete Jüngling sich von einem reiferen Manne rauben ließ und auf eine Zeit lang sein Geliebter wurde. Wem dies nicht gelang, erntete sogar Unehre. Indessen trieb die Freundesliebe auch in Böotien merkwürdige Blüten und zwar solche, daß man sie in ganz Griechenland mit ehrfurchtsvoller Bewunderung ansah. So fiel neben dem Helden Epaminondes in der Schlacht sein Geliebter Kephisodorus; so bestund die noch heut gepriesene „Heilige Schar der Dreihundert“ aus Liebenden und Geliebten!

In Athen und Sparta, wo man auf Böotien und Elis mit Mißfallen hinabblickte, war übrigens die Urningsliebe keineswegs verpönt. Seit den frühesten Zeiten ehrte man sie in ruhmreichen Heroen der Sage; sie ist mit Namen wie Peleps und Kadmus, Orpheus und Kraterus, Ganymedes und Smerdias; in späteren Tagen mit denen eines Aristomenes, Cimon, Agathokles, Pindar, Pausanias, Harmodius und Aristogiton verknüpft. Man hatte von ihr eine hohe Auffassung, indem man sie als Vorzug der Nation vor den Barbaren und als Mittel zur Förderung des ganzen geistigen Lebens betrachtete. Sklaven war sie daher nicht erlaubt. Solon, — selbst ein Urning, dessen Geliebter nach der Volksmeinung Pisistratus war, — gestattete sie nur freien Männern. Von Plato und Sokrates ist bekannt, daß sie die ideale Neigung priesen, des

physischen Genusses sich enthielten. Allerdings wurde auch dieser von ihnen nicht als etwas Unnatürliches und Strafwürdiges betrachtet.

Nach dem peloponnesischen Kriege fand die freiere Auffassung auch in der Gesetzgebung ihren ungeschmälerten Ausdruck. Der Hellenismus forderte und erhielt völlige Freigabe der Männerliebe vor dem Gesetz. Der Schutz der Schwachen und Unwürdigen blieb natürlich vorbehalten. Dieser Zustand währte so lange wie die Existenz der Nation. Die Literatur in allen ihren Phasen, auf ihrem Höhepunkte so gut wie in ihrem Niedergange, gibt davon ein unwiderlegliches Zeugnis. Abgesehen von den hellenischen Kritikern ist es Lucian, der in seinen „Gesprächen“ uns treue Schilderungen dieser Volkssitte hinterlassen hat, so in seinem Gespräche „Das Schiff oder die Wünsche“, besonders aber in seinem „Toxaris“ oder „Von der Freundschaft.“ — Nichts Feurigeres läßt sich denken, sagt L. von Ramdohr, als der Wettstreit Lucians über den Vorzug der Liebe zu den Weibern oder der zu den Jünglingen. „O daß die Götter“, ruft er aus, „mir ein Leben schenkten, in welchem ich, ungetrennt von dem Geliebten, ihm stets gegenüber sitzen, ununterbrochen den Klang seiner Stimme hören könnte!“ Daß nun auch Ausartungen vorkamen, soll nicht geleugnet werden; allein diese waren auch früher vorgekommen, als sie vom Gesetze bedroht waren. Das Gesetz vermag sie überhaupt nicht zu verhüten, sondern nur auf dunkle Abwege zu drängen, wo sie weniger bekannt, aber weder an Zahl noch Größe geringer werden. Keinenfalls dürfen wir Modernen mit der Miene der Selbstgefälligkeit über die Ausschreitungen der griechischen Liebe zu Gericht sitzen. An die Verhältnisse unserer weiblichen Prostitution an kleinen Plätzen wie in Großstädten reicht auch das Zeitalter eines Alcibiades nicht heran.

Auch ist es eine unerwiesene Behauptung, daß die Hellenen infolge der „griechischen Liebe“ untergingen. Sie sind dem allgemeinen Gesetze erlegen, nach welchem die Völker auf dem Schauplatz der Geschichte überhaupt erscheinen und verschwinden.

Wenn das griechische Staatswesen nach dem peloponnesischen Kriege sich zum Niedergange neigte, so hatte dies seinen Grund in rein politischen Umständen. Man kann gegnerischerseits nicht einmal sagen, daß Alexander der Große, welcher Griechenland unter seine Botmäßigkeit brachte, daran schuld war. Denn er war selbst urnisch gesinnt, — außer dem bekannten Hephaistion liebte er den verschnittenen Bagoas — und, was den Griechen zum Verderben wurde, gereichte ihm, dem Männerliebenden, ja zum Vorteil. Thatsächlich wurde der Untergang Griechenlands herbeigeführt durch die Römer, welche die ganze ihnen bekannte Welt eroberten und ebenso frauen- wie männerliebende Völker unterjochten. Aber angenommen, wenn auch nicht zugegeben, daß die Urningsliebe eine Nation depraviere, so gilt dies nicht weniger von der allgemeinen Liebe. Dieselbe kann in einer Weise ausarten, und artet in einer Weise aus, gegen welche jede Ausschreitung von Urningsliebe aus rein nummerischen Gründen — bei dem geringen Prozentsatz von Urningen — selbstverständlich ist. Das heutige „Babel an der Seine“ läßt inbezug auf Triumphe der Sinnlichkeit, soweit diese im Interesse der Mehrzahl herrscht, nichts zu wünschen übrig. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß im Jahre 187/071 die stramme Manneszucht der Eroberer gegenüber den verlotterten Franzosen einen gewaltigen Vorsprung hatte. Gleichwohl fiel Paris doch zunächst als ein Opfer der überlegenen feindlichen Strategie, und die preußischen Kanonen würden die Einwohnerschaft von Paris zu Paaren getrieben haben, auch wenn dieselbe blos aus keuschen Josephs bestanden hätte. Übrigens hofft die sittenlose Hauptstadt an der Seine nicht nur wieder auf eine neue Zukunft, sondern sogar auf Rächung der Niederlage an den Siegern. Vielleicht hofft sie darauf aus demselben Grunde, aus welchem man ihm seine eigene Niederlage deduciert hat. Keinenfalls ist es andrerseits einer Nation ernst, wenn sie einen politischen Erfolg, den sie errungen, der sittlichen Ausartung ihres Gegners zuschreibt, Im Grunde genommen wird sie immer daran festhalten, daß

ihre staatspolitische und militärische Tüchtigkeit den Sieg davon trug. So dürfen auch wir hinsichtlich Griechenlands darauf bestehen, daß die Macedonier und Römer recht wohl wußten, welchem Umstande sie ihren Erfolg verdankten und daß wenigstens sie denselben nicht der „griechischen Liebe“ zuschrieben. Wenn es also unerwiesen ist, daß Hellas infolge der Männerliebe untergegangen, so wollen andrerseits wir nicht behaupten, daß dieselbe Ursache ihrer früheren Größe gewesen war. Allerdings sei daran erinnert, daß gerade diejenigen Männer Griechenlands sich zu ihr bekannten, deren Namen die gerühmtesten sind und heute noch mit Ehren durch die Welt klingen. Jedenfalls ist gewiß, daß die Männerliebe die Griechen auf dem Weg zu Ruhm und Größe nicht hinderte. Namen wie Solon, Themistokles, Aristides, Sokrates und Plato sind aufs engste mit der Geschichte der Männerliebe verknüpft. Von Solon berichtet es Aristoteles in seinem Buche „Über den Staat“, ohne ein Wort des Tadels zu haben; in Hinsicht auf Themistokles und Aristides erzählt uns, wie von einer Tugend, Plutarch (Arist. c. 2, Them. c. 3), daß sie den Stesileus geliebt haben, einen mit hoher Schönheit ausgestatteten Jüngling; die Liebe Platos endlich, freilich im falschen Sinn, ist in Aller Munde, und von Sokrates kennt sie jeder Knabe auf der Schule.

Es wird aber bereits auf der Schule dafür gesorgt, daß der Schüler nichts von der Berechtigung der Freundschaftsliebe erfährt. Mitleidigen Lächelns belehrt ihn dagegen der Philolog vom Katheder herab, daß sich Sokrates mit seiner Liebe zu den Jünglingen einer hassenswürdigen Verirrung schuldig gemacht habe. Der Schüler, selbst in der Blüte der Jahre, weiß allerdings nichts aus dem Umstande zu machen, daß es etwas Hassenswürdiges sei, einen schönen Jüngling zu lieben, noch weniger aus der Thatsache, daß „der Weisesten der Weisen“ nicht eingesehen haben soll, was der Herr Professor so schnell und leicht begriffen hat. Beschränktheit und Bosheit außerhalb der Schule sorgen weiter, daß der zum Jüngling erwachsene

Schüler, festgewappnet mit Vorurteilen ins Leben des Berufes eintrete, sich nach dem Kampfe sehnend, in welchem er den nächsten besten Urning zerschmettern könnte. So vermehrt „der Gebildete“ jenen Haufen der Feinde, deren Pöbelverstand den Urning zum Verzeihen geneigt macht; denn „diese wissen nicht, was sie thun“. Das ehrwürdige, nicht von einem Urning, sondern vom weibliebenden Xenophon herrührende Denkmal, das derselbe dem Sokrates in seinen Memorabilien setzte und das ein lautredendes Zeugnis für die Freundesliebe ablegt, hat bei dem Gebildeten auf der Schule nichts gefruchtet. Spurlos ging die Erfahrung an ihm vorüber, daß Sokrates in jener Neigung den höchsten Grad menschlicher Liebe erblickte, so daß die Liebe zum Weibe neben derselben für ihn gar nicht mehr in Frage kam.

Für so gewaltig hielt Sokrates die Freundesliebe, daß er vor der Neigung zu besonders schönen Jünglingen warnen zu müssen glaubte. Der Unverstand hat daraus die Folgerung gezogen, daß Sokrates vor der Freundesliebe überhaupt gewarnt habe. Das ist aber schon deshalb unrichtig, weil Sokrates in einem analogen Falle auch die Liebe zum Weibe für gefährlich erklärte. Weit entfernt also, vor demselben zu warnen, erlaubte er den Umgang mit minder schönen Jünglingen und sogar den sinnlichen Genuß mit solchen. „So meinte er“, sagt Xenophon, „zum Genusse der Liebe müssen Leute, die in diesem Punkte nicht fest seien, sich solche Gegenstände wählen, zu denen man ohne ein dringendes Bedürfnis nicht leicht Lust bekäme und bei denen man im Falle eines Bedürfnisses nicht wohl Schwierigkeiten zu befürchten habe. Er selbst hatte sich gegen die Reize der Schönheit so gewaffnet, daß er leichter gegen die schönsten und blühendsten Gestalten gleichgiltig blieb als Andere gegen die häßlichsten und verblühtesten.“ — Zu den letzteren gehörte freilich Alcibiades, „der Mann aller Frauen und die Frau aller Männer“, nicht, und man kann nicht gerade sagen, daß Sokrates gegen diesen gleichgiltig blieb.

Der so häufige Gebrauch der Redensart von „der plato-

nischen Liebe“ sollte vermuten lassen, daß man den ursprünglichen Sinn derselben wenigstens kenne, wenn man ihn auch durchaus nie mit ihr verbinden will. Allein Dem ist nicht so. Die platonische Liebe, die in aller Munde ist, kennt die Liebe Platos nicht und hat mit dieser nichts zu schaffen. Die Welt kann bei einem „platonischen Verhältnis“ einer weiblicher Hälfte nicht entraten. Plato aber war, wie bekannt und wie Aul. Gell. VIII, 2 und XIX, 11 berichtet, selbst ein Urning und sanktionierte die Urningsliebe. Unter einem platonischen Verhältnis hat man daher im Sinne des Wortes ein solches zu verstehen, in welchem beide Hälften dem männlichen Geschlechte angehören und in welchem ein physischer Verkehr keineswegs ausgeschlossen war. In dem χαρίζεσθαι, das Plato empfahl, ist nämlich nur die Gewährung eines solchen Verkehrs gemeint.

Es sind nun dreiundzwanzig Jahrhunderte verflossen, seit Platos Lehre in der Welt ist, und immer noch steht sie da wie die Wahrheit ohne Schwert. Welch unsäglichen Widersinn müssen jene Gelehrten verbreiten, welche von der Liebe Platos handeln, ohne an sie zu glauben oder sie auch nur zu kennen! Verwirrt stehen sie vor ihr wie vor einem Rätsel der Sphinx und suchen dasselbe zu erklären, indem — sie ihm aus dem Wege gehen. Das eine Hirngespinnst reicht dem andern die Hand, und eine Absurdität übertrifft die andere. Man leugnet die thatsächliche Liebe Platos, weil man sich sonst des Unrechts schämen müßte, das man an denen verübt, die sich, im Einklang mit ihrer Geschlechtsnatur, zu ihr bekennen.

Zu welchen Verirrungen diese Abneigung der Erklärer führt, zeigt F. W. von Ramdohr in „Venus Urania. Ueber die Natur der Liebe, ihre Veredlung und Verschönerung.“ III. Teil, 1. Abteil. 15. Buch, 1—8. Er läßt den Worten Platos, den er ein Genie der Liebe nennt, wenigstens ihren Sinn, sagt aber gleich darauf: „Sie (die Liebe Platos) paßt nicht zu unserer Organisation; sie ist in und gegen die Natur.“ Ferner: „Die Untersuchung dieser Liebe gilt viel, gilt das Glück vieler Menschen.“ — Wie kann, so fragen nun

wir, etwas in der Natur und zugleich gegen die Natur sein? Endlich: Wie kann etwas nicht zu unserer Organisation passen und wie kann doch von seiner Untersuchung das Glück vieler Menschen abhängen?

Die Ruinen der Vorzeit verwahren in ihrem Schoße viele Denkmäler des „Göttlichen im Menschen“, d. i. der bildenden Kunst. Die Gegenwart steht aber auch vor einem Schutte, unter welchem ewige Wahrheiten vergraben liegen. Zu diesen gehört Platos „Phädrus“ und Platos „Gastmahl“. Täglich spricht man von ihnen in den Schulen, ihren Geist läßt man vergraben sein unter dem Schutt von Vorurteilen, Blindheit und Hochmut.

Während nun wir andrerseits uns anschicken, diesen Schutt wegzuräumen, bleibe es uns erlassen, in demselben umherzuwühlen und alle Thorheiten und Irrtümer aufzudecken. Dagegen wollen wir den vereinzelten Spuren folgen, auf denen erleuchtete Männer — zur Ehre der Menschheit sei es gesagt — den Ideen Platos näher zu kommen suchten. „Plato verhält sich zu der Welt,“ sagt Goethe, „wie ein seelischer Geist, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es ist ihm nicht sowohl darum zu thun, sie kennen zu lernen, (weil er sie schon voraussetzt), als ihr dasjenige, was er mitbringt, freundlich mitzuteilen. Er dringt in die Tiefe, mehr um sie mit seinem Wesen auszufüllen, als um sie zu erforschen. Er bewegt sich nach der Höhe mit der Sehnsucht, seines Ursprungs wieder teilhaftig zu werden. Alles, was er äußert, bezieht sich auf ein ewig Gutes, Ganzes, Wahres, Schönes, dessen Förderung er in jedem Busen aufzuregen strebt.“ — Schleiermacher sagt: „Platos Schriften sind über alle Einseitigkeiten erhaben, weil sie die Elemente des menschlichen Wesens in ihrer harmonischen Gesamtheit ergreifen und die allseitig gebildete Menschheit darstellen.“ Und Fortlage, (Meditationen über Platos Gastmahl) erhebt sich zu den Höhen alttestamentlichen Sehertums, wenn er ausruft: „Es kommt ein Schwan aus alter Zeit und

bringt uns Kunde von den Schönheiten ewiger Liebe und schlägt uns ein Zelt auf, ruhend auf Säulen der Ewigkeit, umpflanzt mit den Cedern des überirdischen Lebens. — Dieser Schwan ist Plato."

Und all diese mächtigen Stimmen verhallen vor den Zunftgelehrten im Winde! Denn Platos Liebe „paßt nicht zu unserer Organisation; sie ist gegen die Natur." — Angesichts solcher Widersprüche ist es wohl angezeigt, den Phädrus und das Symposion näher zu betrachten, und sich zu fragen: Was lehrt denn in ihnen Plato von der Freundesliebe? Empfiehlt er die Unnatur und verderbt er die Jugend? Oder zeigt er nicht vielmehr, wie man gerade durch die Freundesliebe der göttlichen Liebe am nächsten komme, und wie der ganze Mensch durch sie vergeistigt und veredelt werde? — Der „Phädrus" handelt in zwei Teilen von dem Wesen der Liebe. Der erste Teil zeigt, wie diese der Sehnsucht der Seele nach der Idee und ihrer ewigen Heimat gefunden werde; der zweite Teil — scheinbar dem ersten ganz fremd — entwickelt die Methode und die Bedingungen der wahren, auf Philosophie und Dialektik gegründeten Beredsamkeit. Den Einheitspunkt bildet der Eros, der im ersten Teil als philosophischer Trieb, im zweiten als die Weise seiner Mitteilung dargestellt wird. Aehnlich verhält es sich mit dem Gastmahl; die Komposition desselben erklärt sich am einfachsten aus der Absicht Platos, die Liebe erst von den verschiedenen Standpunkten der gewöhnlichen Auffassungsweisen betrachten zu lassen, um schließlich durch die sokratische Idee des philosophischen Eros und ihrer Verwirklichung in der Person des Philosophen das Rätsel zu lösen.

Das ist Platos Lehre vom Eros im Phädrus und Symposion, eine Lehre, so sittlich und rein, daß ihr etwas Aehnliches durchaus nicht an die Seite gestellt werden kann. Aber bei uns wagt man nicht, sie in ihrem Sinne zu nehmen. Man wendet sie auf jene Seite der beiden Geschlechter an, die Plato gar nicht im Auge gehabt, und schmäht und verachtet sie auf jenen, an die allein er gedacht hatte — ein Unrecht,

wie sich kein größeres denken läßt; denn entweder hatte Plato, als er die Freundesliebe pries, recht oder unrecht. Hatte er unrecht, so muß er selbst für thöricht und seine Lehre für schlecht gelten; sie ist dann Wahn und Verhöhnung des Heiligen, und der bessere Mensch geht an Plato mit Verachtung vorüber. Oder aber Plato hatte recht, dann höre man auf, seine Lehre zu verachten und deren Bekenner zu verunglimpfen; dann stimme man ihm, welchen Feind und Freund „den Göttlichen" heißen, rückhaltlos zu und betrachte die Freundesliebe, oder den **Eros**, wie er sie nennt, mit dem nämlichen Auge, mit dem e r sie betrachtete, d. h. wie man die allgemeine Liebe betrachtet.

Gleichsam, als ob Plato es geahnt hätte, daß man ihn einst mißverstehen könne und aus seinem Geliebten eine „Geliebte" machen werde, unterließ er es nicht, da wo er von der allgemeinen Liebe reden wollte, ausdrücklich des weiblichen Geschlechtes zu gedenken. Aber auch hier glaubt er einen Fehler zu begehen, wenn er nebenbei der Liebe zu den Jünglingen vergäße. So verlangt er für die Bürger, die während eines Krieges im Felde stehen, „daß ihnen niemand, während sie unter den Waffen sind, einen Kuß verweigern dürfe, damit sie durch die Liebe, sei es zu einem Jüngling o d e r einem Mädchen, desto mehr angefeuert würden, die Palme des Sieges zu erringen." Die Gleichwertigkeit der Freundesliebe voraussetzend, fügte der vom Eros durchdrungene Sokrates diesen Worten bei: „Schön; denn ich erklärte schon einmal, daß es einem braven Krieger öfter als anderen erlaubt sei, die Freuden des Hymen zu brechen und sich diese oder jene Gattin auszuwählen, um eine desto zahlreichere Nachkommenschaft zu erzielen." (Ueber den Staat, 5. Buch.)

Wie aber aus einer Verbindung bei m a n n m ä n n l i c h e r Liebe, wo von leiblicher Nachkommenschaft keine Rede sein kann, eine Fortpflanzung erstehen könne, hat Plato selbst gezeigt. Im „Gastmahl" schreibt er derselben einen hohen moralischen Einfluß auf den Geliebten, gleichsam eine g e i st i g e Vaterschaft,

zu. So wird er beiden Teilen gerecht und umschließt die vielseitigen Momente des menschlichen Wesens „in ihrer harmonischen Gesamtheit.“ Ihm ist die Freundesliebe der allgemeinen im Werte völlig gleich.

So löste Plato das Problem, wie man die Natürlichkeit der Urningsliebe anerkennen und zugleich die Interessen des Staates schützen könne. In diesem Sinne ist die Frage auch für uns gelöst. — Mag auch in Griechenland die Freundesliebe häufiger in die Erscheinung getreten sein als in andern Ländern, das darf den modernen Staat nicht abschrecken. Durch die gesetzliche Freiheit und die bürgerliche Achtung, welche sie genoß, hat sie sich nur häufiger gezeigt; ohne dieselbe wäre sie ebenso gewiß vorhanden, wenn auch im verborgenen, gewesen. Der allgemeinen Liebe aber thut sie so wenig Eintrag, als vergleichungsweise in gesegneten Ländern dem Getreidebau das nebenhergehende Gedeihen der Rebe schadet. Der Staat Platos stellte sich mit seiner Gesetzgebung einfach auf den Standpunkt der Natur. Dabei verlor er nichts; denn der Ehe blieben durch das Urningtum nicht mehr Menschen fern, als eben von Natur dazu bestimmt sind. Dabei gewann er vieles: gute Bürger, die sich des staatlichen Schutzes freuten und sich unter diesem Schutze frei entfalten konnten zu Dem, wozu sie ihre seelische Disposition veranlagt hatte, zu hervorragend verständnisvollen Pflegern der Kunst.

2. Kapitel. Die Kunst in Hellas.

a. Die bildende Kunst.

Die Wurzeln hellenischer Bildung sind in ihrem letzten Grunde verdeckt; wir wissen nur, daß die Freiheit in Religion und Gesetzgebung deren Entwicklung förderte und daß die Blüten und Früchte derartig sind, wie sie kein Volk der Erde außer den Griechen aufweisen kann. Auch die Kunst als solche hat in Hellas die Spuren des Weges, welchen sie Jahrhunderte lang in ihren Anfängen gegangen, vermischt. Sie erweckt den Eindruck, daß sie, wie Athene aus dem Kopf des Zeus, vollendet aus der Phantasie des Volkes entsprungen sei. Allerdings ist dem nicht so, und wenigstens mit bezug auf die Architektur kann nachgewiesen werden, daß die Griechen vielfache Anregungen von den Nachbarländern erfuhren. Die alten Kulturvölker der Ägypter und Assyrer hatten bauliche Anlagen, mit denen die Architektur der Griechen in früherer Zeit eine Ähnlichkeit aufweist. Vergleicht man indessen die Werke eingehender, so zeigt sich sofort, mit welch frei schaffender Phantasie die Griechen das nämliche Objekt behandelten. Der Orient gestattete in der Architektur z. B. keine organische Entwicklung der Bauglieder; die griechische Welt konnte ohne eine solche sich ein Kunstwerk gar nicht denken. Die grundlegende Idee hiezu gab der geographische Charakter des Landes. Griechenland, fast auf allen Seiten vom Meere aus zugänglich, mit seiner wechselvollen Bodengestalt, der feingeschwungenen Linie seiner Höhenprofile, dem Ausblick auf das blaue Meer und mitten in demselben die schneeig schimmernden Eilande, welche zu unbehindertem Ver-

kehr mit den Nachbarländern einluden: Dies alles erweckte in der Volksseele eine freiere Anschauung von der Welt im allgemeinen und von der Kunst insbesondere. Eine menschliche Religion und Gesetzgebung, auffeite der Obrigkeit, ein froher Weltsinn auffeite des ganzen Volkes war die Folge hievon. Dieser zeitigte den Sinn für Schönheit, der bei der schöpferischen Wiedergabe von Dingen zum Ausdruck kam, zunächst auf dem Gebiete der bildenden Kunst. So konnte man, wie erwähnt, die überkommenen Bauweisen mit Freiheit weiterbehandeln; so mußte in der Architektur jene Form gefunden werden, durch welche sich Griechenland so sehr auszeichnet. Die Grundgestalt des griechischen Tempels konnte nur das in edler Freiheit dastehende Gebäude, wie wir es kennen, das von Säulen getragene Gibeldach, sein, welches die Cella mit dem Bild des Gottes und den Weihegeschenken überschattete. Aber welche Wandlungen von den einfachen Anfängen der Architektur bis zu den in reichster Gliederung und glänzendster Ornamentik prangenden Bauten des Zeustempels von Olympia und dem Parthenon Athens! Ein klassischer Zeuge dieses vergeistigten Geschmackes ist noch vorhanden in unseren Tagen: Einsam ragen die wohlerhaltenen Überreste der Akropolis von Athen in den Äther. „Sterngleich schwebt sie,“ sagt Gregorovius, „über aller menschlichen Civilisation. Sie scheint eine olympische Bühne zu sein, welche mit all ihren Göttergestalten in den Himmel versetzt ist. Es hat sie keine andere Civilisation — wie in Rom — überdeckt; die alten Götter duldeten nichts Christliches um sie her; sie und die Werke des Phidias wollten keine Lebensverbindung mit der Nachwelt. So ist auch ringsum in Attika keine Geschichte mehr, seit Hellas zerfiel.“

Und der Urheber eines solchen Werkes, der Athener Cimon, hat sich zur Liebe des Eros bekannt!

Der Zeustempel zu Olympia und das Parthenon zu Athen, jene erhabensten Schöpfungen der Architektur, schienen vom Schicksal bestimmt zu sein, die Hülle einer noch höheren Kunstform zu werden und die Meisterwerke der Plastik in

sich aufzunehmen: hier die Athene Parthenos, dort der Göttervater Zeus, beide in Gold und Elfenbein gebildet von der Hand des Phidias. Dieser, des Charmides Sohn, beherrschte alle Gebiete der plastischen Kunst. „Die umfassendste Schöpfungskraft stand ihm zu gebote. Zur Naturwahrheit und lebendigen Auffassung gesellten sich tiefinnerlicher Ausdruck und die Richtung auf das Großartige und Ideale. Dieser Harmonie der mannigfachsten Vorzüge dankte es Phidias, daß er einen reichen Künstlerkreis um sich sammelte, und nicht allein an der Spitze der attischen Kunst stand, sondern zu allen Zeiten als der erste Bildhauer der Welt gepriesen wurde.“

Soll es ein bloßer Zufall sein, daß auch das Auge dieses Künstlers mit Wohlgefallen nicht auf der Jungfrau ruhte, sondern auf den Formen des jungen Mannes? Soll es für die Entwicklung seines Schönheitssinnes und Schöpfergeistes gleichgiltig gewesen sein, daß er unbehelligt von Gesetzen des Staates und der Sitte, seiner ästhetischen und natürlichen Ueberzeugung Ausdruck geben durfte? Als Antarkas, sein Geliebter, bei den Spielen in Olympia den Siegespreis errungen hatte, schuf Phidias dessen Bild in Marmor und stellte die Statue öffentlich auf. Weit entfernt, daß dem Künstler hieraus ein Vorwurf entstand, wurde der Geliebte wegen dieser Ehe beneidet. Und man kann nicht sagen, daß Phidias etwa um seines Könnens willen milder beurteilt worden oder von der Mißgunst seiner Mitbürger mehr verschont geblieben wäre als ein anderer Mensch. Im Gegenteil, die Geschichte seines Lebens, zeigt, daß er vielfach mit der Scheelsucht seiner Mitbürger zu kämpfen hattte. Nachdem er sein Meisterwerk, das Standbild der Athene Parthenos, das er im Auftrag seines Gönners Perikles um das Jahr 483 schuf, aufgestellt hatte, wurde er von politischen Gegnern beschuldigt, von dem kostbaren Materiale, aus dem die Statue gefertigt war, einen Teil für sich behalten zu haben. Die Beschuldig-

ung wär eine verleumderische, und Phidias konnte sich glänzend rechtfertigen. Nur kehrte er seinen Mitbürgern den Rücken und ging freiwillig nach Elis in die Verbannung. Ehe er dort starb, führte er aber das Denkmal aus, das die Spur seiner Erdentage nicht verwehen läßt. Den Schlußstein seines thatenreichen Lebens bildete „Der olympische Zeus," der aus der Hand eines Achtzigjährigen hervorging, gewiß ein Zeichen, daß die Freundesliebe weder die geistigen noch die physischen Kräfte zerstört. Die Originalwerke des Phidias haben sich bis auf wenige Bruchstücke, so das Fries des Parthenon, welches Lord Elgin nach England brachte, nicht auf unsere Tage erhalten wie sein Ruhm. Vom olympischen Zeus hat man bloß Beschreibungen und Münzbilder, von der Athene Parthenos nachgebildete Statuetten. In beiden Götterbildern aber sprach sich entschieden die ehrfurchtsvolle Scheu „vor den Unnahbaren" Dessen aus, der sie geschaffen.

Eine solche Auffassung des Göttlichen wirkte lange in Griechenland nach, bis der Geschmack reicher und vornehmer Privaten, welche Kunstwerke bestellten und sich nach einer andern Richtung wandten, maßgebend wurde. Die ernst erhabenen Gestalten wichen den anmutigen, heiteren jüngeren Göttern: der Aphrodite, der Diana, mehr noch dem Apollo, dem Dionysos Hermes und — Eros. Und wie bei den Göttern, so wurde auch unter den Sterblichen der Vorzug in dem, was Zahl und Geschmack erlangt, bei Ausführung von Bildwerken dem männlichen Geschlechte gegeben. Schon Polygnot, der erste große Maler Griechenlands, wählte zu seinen beiden großen Wandgemälden in der Lesche der Knider zu Delphi (links) Odysseus in der Unterwelt, (rechts) den Fall von Troja, beide fast nur männliche Figuren zeigend. Wie bei dem Plastiker Alkmenos, dem „Nächsten nach Phidias", die Lapithen, so überwiegen bei Paionios — beide Künstler arbeiteten am Schmuck des Zeustempels in Olympia — an Zahl die Wagenlenker und Diener. Auch Polyklet, obwohl er zu Phidias in einem gewissen Gegensatz steht, befaßt sich gern mit Männergestalten

und schafft neben stämmigen Athleten feingegliederte Jünglinge, so den Diadumenos, den sich die Binde um das Haupt legenden Kämpfer und den sich vom Staub der olympischen Arena reinigenden Doryphoros. — Skopas allerdings ist ein Freund weiblicher Formen; aber neben einer Thetis, Aphrodite, neben Bacchantinnen und Nereiden erstehen Tritonen, ersteht ein Apollo und Achilles. Von Praxiteles ist es nicht die Aphrodite von Knidos allein, sondern auch dessen Eros, der seinen Ruhm verbreitet hat. Zahllose Nachbildungen und Variationen zog das Bild des jungen Gottes nach sich, so die Marmorstatue im Vatican und den ruhenden Satyr auf dem Kapitol. „Die Grazie aber, die Praxiteles seinen jugendlichen Männergestalten einzuhauchen wußte, wird am besten durch den Apollo Sauroktonos versinnlicht. Der hinter einem Baumstamm halbverdeckte Jüngling lauscht auf die vorüberhuschende Eidechse, um sie mit dem in der Rechten gehaltenen Pfeile zu töten. Verwandte Formen zeigt die Statue des Apollino (in Florenz), welcher sich an einen Baumstamm lehnt, die Rechte über den Kopf gelehnt, behaglich ausruhend. An den Erzstatuen eines Narkissos und Dionysos, die in Pompeji, der klassischen Stätte für griechische Schönheit, in der Neuzeit ausgegraben wurden, haben wir Schilderungen der geheimnisvollen Reize des Jünglingsalters, welches in unbestimmter Sehnsucht hinträumt, der natürlichen Heiterkeit einen Zug süßer Schwermut beimischend. Von einem jüngeren Künstler, der zum Kreise des Skopas gehört, stammt eine Nachbildung „Ganymed mit dem Adler", in welchem nicht nur die Anmut der Glieder, sondern auch die Kühnheit der Bewegung gefällt. Ein Originalwerk ist der Gegenwart durch die Ausgrabungen in Olympia zugänglich geworden, welches genau den Charakter jener Jünglingstypen wiedergibt, dessen schon von Pausanias erwähnt wurde. Der Hermes des Praxiteles, ein an einen Baumstamm sich lehnender junger Mann in fein abgewogener Bewegung der kräftigen Glieder und mit gewinnender Heiterkeit des Ausdrucks."

Was würde Winckelmann, hätte er den Genuß dieses An-

blicks noch gekostet, gesagt haben, er der, wie bemerkt, schon mit bezug auf die übrigen ihm bekannten Denkmäler ausrief: „Hätte ich anders, [als daß die Männer den ästhetischen Vorzug verdienen, gedacht,] so wäre meine Abhandlung über die Schönheit nicht ausgefallen, wie sie geraten ist.“ Sein Biograph (Justi) bemerkt hiezu: „Winckelmanns Beschreibungen antiker Kunstwerke beziehen sich sämtlich auf männliche Gestalten. Nur männliche Schönheit vermag ihm den Enthusiasmus des Schönen einzuflößen. Besonders sind dies Gestalten, in denen die Natur selbst unentschlossen zu träumen scheint, die den Zustand darstellen, welcher dem Erwachen der Liebe vorangeht und welchen Praxiteles in seinem Eros personifiziert hat.“ So beweist die bildende Kunst Griechenlands zunächst die Thatsache, daß die männliche Schönheit der weiblichen mindestens nicht nachsteht, dann aber, daß das liebende Gefallen am Mann in Griechenland für natürlich galt. Dieses Gefallen ist daher in der That eine Regung der Menschenseele, die sich immer gleich bleibt von den Zeiten des Praxiteles und Phidias an bis herauf in unsere Tage.

2. Kapitel. Die Dichtkunst.

Gleich der Plastik erhebt die Schwesterkunst, die Poesie, in diesem Sinne ihre Stimme, allerdings auch „eine Stimme des Rufenden in der Wüste.“ Schillers Gedicht „Die Kraniche des Ibykus“ wird von jedem Schüler einer höhern Lehranstalt memoriert, von jedem Lehrer commentiert. Wie viele aber von ihnen, Lehrern wie Schülern, wissen, daß Ibykus „der Götterfreund“, dem „der Lieder süßen Mund“

Apollo gab, ein Paiderastes war, und daß jene Lieder zum Lobe schöner Knaben erklangen? — Auch die beiden Helden der „Bürgschaft", Damon und Phintias, existieren in der Geschichte als „liebende" Freunde, was Schiller natürlich verschweigt. Wenn man heutzutage von einem Anakreontiker hört so denkt man an Alles eher als an den Anakreon Griechenlands und an das, was er besungen. Man denkt an Uz und Gleim, an dessen Daphne und Chloe, aber nicht an den jungen Bathyllus, für den Anakreons Herz erglühte. Dem Bathyllus gelten die Worte:

„O Jüngling, der du jungfräulich blickst,
Ich rufe dich, und du hörst mich nicht;
Du weißt nicht, wie du gewaltiglich
Meine Seele beherrschest."

Die anakreontischen Rosen der Liebe waren um das Haupt eines Jünglings geflochten, einem Jüngling trank der Dichter aus dem Kelch der Begeisterung zu. Und das Vaterland setzte dem Anakreon, der sogar Priapeen sang, ein Denkmal! Dieses stund auf dem Ehrenplatz von Athen und zeigte den greisen Sänger, trunken von Wein und Frohsinn und Liebe.

Was wir von den griechischen Plastikern gesagt haben, nämlich daß sie es verstehen, jenen geheimnisvollen Reiz des Jünglingsalters darzustellen, welches „in unbestimmbarer Sehnsucht hinträumt, die Heiterkeit der Natur mit einer süßen Wehmut mischend", das gilt auch von den griechischen Lyrikern, insbesondere von Anakreon. Sie verstunden die Jungfräulichkeit des Jünglings, die holde Scham auf seinem Angesichte und in seinen Sitten ebenso durch die Muse zu feiern wie es der Meißel des Praxiteles gethan. Poesie und Plastik gleicherweise nahmen die zarte Blüte des Lebens wahr, in der sich die beiden Geschlechter gleichsam trennen wollen und doch noch beisammen wohnen. In der 29. Ode ruft Anakreon einem Künstler zu:

Male meinen Freund Bathyllus,
Wie ich dich belehren werde.

Glänzend mache mir die Haare,
Mache sie mir schwarz im Grunde
Und von außen gleich dem Golde.
Laß sie frei und ungekünstelt
Und in ungezwungnen Locken,
Wie sie selber wollen, schweben.
Seine zarte, frische Stirne
Ziere mir mit Augenbrauen,
Die noch schwärzer sind als Drachen.
Trotzig sei sein schwarzes Auge,
Doch mit Heiterkeit gemischet;
Jenes borg' ihm von Gradinus,
Dieses von der schönen Venus,
Daß wenn jenes Furcht erwecket,
Dieses doch mit Hoffnung schmeichelt.
Mache seine zarten Wangen,
Wo sich junges Mischhaar reget,
Gleich den rosenroten Aepfeln;
Und so viel dir immer möglich
Mische holdes Schamrot drunter.
Doch, ich weiß nicht, wie, o Maler,
Du die Lippen machen werdest.
Niedlich und ein Sitz der Rede,
Kurz, auch selbst im Schweigen
sprechend,
Müssen seine Lippen werden.
Das Gesicht sei etwas länglich,
Und der Hals von Elfenbein,
Gleich dem Halse des Adonis;
Gib ihm auch die Brust von
Hermes
Und desselben beide Hände
Und des Pollux weiße Hüften
Und den Bauch des schönen Bachus.
Unter seinen zarten Hüften,
Seinen feuervollen Hüften
Mach' ihm eine Scham voll Unschuld,
Die sich nach der Liebe sehnet. —
Deine Kunst ist wohl sehr neidisch,
Daß sie seinen schönen Rücken,
Der das Beste ist, verbirgt?
Was beschreib' ich erst die Füße? —
Sprich, wie viel du Lohn verlangest,
Und zerstöre diesen Phöbus,
Den Bathyll daraus zu machen.
Aber kommst du einst nach Samos,
Bilde Phöbus und Bathyll."

So und nicht anders sang Anakreon. Aber wenn schon dieser Sänger, dessen Namen in Aller Munde ist, in seinen Gefühlen der Vergessenheit — noch schlimmer als offene Verleumdung — überantwortet wird, wer soll da von Dichtern, wie Bion und Moschus wissen? Selbst die berühmteren Alkaios und Pindar werden in ihrem wahren Wesen nicht verstanden. Man weiß zwar, daß Alkaios auf Lesbos lebte, zu den Freunden der Sappho zählte, Hymnen, Trink- und Liebeslieder sang, und daß eine Strophe nach ihm benannt wird, welche zum Ausdruck hoher Schönheit, feuriger Leidenschaft und Kraft dient; von Pindar sagt man den Schülern, daß seine Lieder zum Preis der Siege bei den nationalen Wettspielen erklungen daß er der größte Lyriker Griechenlands war, dessen Gesänge von einer wunderbaren Harmonie sind, daß er sich durch

Frömmigkeit und musterhaftem Wandel auszeichnete, endlich daß man ihm neben einer Bildsäule, die ihm errichtet wurde, einen Ehrensitz im Tempel des delphischen Apollo einräumte: daß aber sowohl Pindar als Alkaios, indem sie männliche Kraft und Schönheit feierten, von der Liebe zu den Jünglingen geleitet wurden, dieser Hauptumstand wird nur insoweit zugegeben, als man ihn überhaupt nicht leugnen kann.

Einer der von Pindar bevorzugten Lieblinge war Theoxenus, Sohn des Agesilaus, aus Tenedos. Von diesem singt nach einem uns von Athenäus überlieferten Bruchstück der Dichter: „Ich hätte sollen zeitig pflücken die Blüten der Liebe, als ich noch jung war. Wer aber die leuchtenden Strahlen in Theoxenus' Auge sieht und nicht vor Sehnsucht flutet, schäumenden Wogen gleich, dem ist aus hartem Eisen zusammengegossen eine schwarze Seele an frostigen Flammen — oder er verdient weiblichen Uebermut. Ich dagegen zerschmelze wie Wachs der Biene, wenn ich hinschaue auf der Jünglinge jugendliche Reife. Auch zu Tenedos weilte die Charis und erzog den Sohn des Agesilaus." — Pindar selbst aber wird noch in unsern Tagen besungen von einem deutschen Dichter, allerdings von dem fast vergessenen Grafen August von Platen:

„Ich möchte, wenn ich sterbe, wie die lichten
Gestirne schnell und unbewußt erbleichen;
Erliegen möcht' ich einst des Todes Streichen,
Wie Sagen uns von Pindarus berichten.

Ich will ja nicht im Leben oder Dichten
Den großen Unerreichlichen erreichen:
Ich möcht', o Freund, ihm nur im Tode gleichen —
Doch höre nun die schönste der Geschichten!

Er saß im Schauspiel, vom Gesang beweget,
Und hatte, der ermüdet war, die Wangen
Auf seines Lieblings schönes Knie geleget:

Als nun der Chöre Melodien erklangen,
Will wecken ihn, der ihn so sanft geheget —
Doch zu den Göttern war er heimgegangen."

Freundlichere Beachtung als Pindar hat der um das Jahr 280 v. Chr. in Sicilien lebende Idyllendichter Theokrit erfahren, der neben schönen Hirten ja auch schöne Hirtinnen besang. Aber es ist unverkennbar, daß ihm die Schönheit des Jünglings mindestens ebenso viel galt als der Reiz der Jungfrau. Ja, es gibt Idyllen von Theokrit, in denen bloß Jünglinge gefeiert werden. So heißt es in der zwölften:

„Kommst du, geliebter Aitos, bringt nach dritter Nacht mir
Die dritte Morgenröte dich endlich wieder? O Jüngling die
Sehnsucht macht uns Liebende oft in Einem Tage zum Greise!
Lieblicher ist nach dem Winter der Lenz, nach dem Apfel die Feige,
Lieblicher tönt der Nachtigall Lied als andrer Vögel Gesänge:
So ist's lieblich dich wiederzusehn nach bitterer Trennung.
O, wären uns beiden doch gleiche Liebesgötter gefällig,
Dann würden von unserm Glück die Enkel also einst singen:
Ein ampelischer Jüngling war der Liebende. Dessen Geliebten
Zeugte Thessalien. Gleiche Unruhe empfanden sie beide. Ach,
Damals waren goldene Zeiten! Es wandelten Hand in Hand
Die Lieb' und Gegenliebe.
Laßt es gescheh'n, ihr Götter, daß mir jemand am Styx
Nach Jahrtausenden noch sage:
Noch lebt deine und deines Aitos' Liebe im Munde
Der Jünglinge fort; sie sammeln im Lenz sich am Grabe
Diokles', feiern die Liebe
Und kehren mit Blumen gekrönt zurück."

Aber, — so wird man sagen, — wundere man sich doch nicht über solche Gefühlsäußerungen der Bukoliker! Es sind Tändeleien des Herzens, Stimmungen, wie sie kommen und gehen, und wie sie etwa auch dem Geschmack vereinzelter Leser schmeichelten. Erst wenn diejenigen Dichter, welche von der Bühne herab die tragischen Konflikte des Menschenherzens vorführen und so auf die große Menge des Volkes wirken, wie sie durch das Beispiel ihres eigenen Lebens die Besten der Nation zu ihren Verehrern machen; erst wenn die großen Tragiker von jenem hermarphroditischen Seelenzuge durchdrungen waren: dann etwa könnte der Hinweis auf griechische Dichter von Beweiskraft sein. Denn der beste Dramendichter ist derjenige, welcher auch als Mensch der beste ist.

Aber auch nach dieser Seite hin kann unsrerseits genüge geschehen: Von den drei großen, tragischen Dichtern Griechenlands huldigten zwei, und nicht die geringeren, der Liebe zu den Freunden. Allerdings gibt der verhältnismäßig geringe Rest ihrer noch vorhandenen Dramen nicht unmittelbar davon Zeugnis. Allein dies hindert nicht anzunehmen, daß unter der großen Mehrzahl der verloren gegangenen Dichtungen — von wenigstens 75 des Euripides sind nur 17, von 123 des Sophokles gar nur 7 erhalten — sich solche befanden. Wenigstens war im griechischen Drama sonst die Freundesliebe häufig Gegenstand des Inhalts. Plutarch berichtet von dem um die Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. lebenden Menander es als eine Merkwürdigkeit, daß er der einzige Dramatiker gewesen sei, welcher der Männerliebe in seinen Werken nicht gedacht hat. In den Komödien des Aristophanes wird dieselbe nicht selten verspottet; das beweist aber nur, daß sie einen Teil des öffentlichen Lebens bildete, so daß ihre Besprechung auf der Bühne nicht ausgeschlossen war. Jener Spott trifft übrigens die Freundesliebe nur in ihren Auswüchsen und beanstandet ihr eigenstes Wesen durchaus nicht; sie setzt also im allgemeinen ihre sittliche Berechtigung voraus. So spottet auch Kratinus in einem (verloren gegangenen, von Athenäus überlieferten) Lustspiel über die Anhänger des Eros, hat jedoch nur „die Verweichlichten“, wie der Titel des Stückes lautet, dabei im Auge. Wenn nun die vorhandenen Dramen des Sophokles und Euripides einer urnischen Gesinnung ihrer Verfasser keinen unmittelbaren Ausdruck verleihen, so erfahren doch ihre männlichen Charaktere eine so liebevolle dichterische Behandlung, wie man sie bei anderen Dramen nicht gewohnt ist. Männliche Vorzüge, insbesondere das heroische Gefühl der Freundschaft, treten immer wieder in den Vordergrund, nachdem die weibliche Tugend zu Worte gekommen ist. Mit Elektra und Antigone wetteifern Philoklet und Neoptolemus, mit Iphigenie das unsterbliche Freundespaar Orestes und Pylades um die Sympathie des Zuschauers. Außerdem zeigt

der Lebensgang der beiden Tragiker Momente, welche zweifellos urnisch sind. Sophokles war in früheren Jahren von feiner, anmutender Gestalt; er tanzte als Jüngling mit andern Auserlesenen des Volkes den Siegesreigen am Tage der Schlacht von Salamis. In die Mannesjahre gekommen, zählte er zu den besonderen Freunden des Sokrates, dessen mannliebende Richtung bekannt ist. Häufig verkehrte er auch mit Schauspielern, welche seine Stücke zur Aufführung brachten. Da in einem Drama auch die weiblichen Rollen von Männern übernommen wurden, so ist zu vermuten, daß unter den Mimen sich Gestalten von besonderer Anmut befanden. Sophokles selbst pflegte das Saitenspiel und brachte es darin zu einer künstlerischen Fertigkeit. Seine Gemütsart war sanft, die Gesinnung gegen die Mitmenschen friedlich. Er genoß dabei die allseitige Verehrung seiner Mitbürger und die Freundschaft des ersten Staatsmannes in Athen. Nicht als ob diesem seine Neigung unbekannt gewesen wäre, und als ob Perikles der Männerliebe zuneigte; im Gegenteil, Perikles war derselben persönlich abhold. Zuweilen nahm dieser sogar Anlaß, seine mahnende Stimme gegen Sophokles zu erheben. So erzählt Valerius Maximus in seiner „Sammlung merkwürdiger Reden und Thaten": „Als Perikles, der erste Athener, den Tragödiendichter Sophokles zum Amtsgenossen in der Feldherrnwürde hatte und in Gemeinschaft mit demselben einst ein öffentliches Geschäft besorgte, pries letzterer mit einer Menge von Worten die Schönheit eines vorübergehenden Jünglings aus guter Familie. Perikles schalt Sophokles wegen seines Mangels an Selbstbeherrschung und sagte, ein Feldherr müsse nicht bloß seine Hände von unrechtmäßigem Erwerb, sondern auch seine Augen von einem verführerischen Anblick rein erhalten." Beachtenswert ist indessen, daß Perikles hier nicht die urnische Richtung im allgemeinen tadelt, sondern, ähnlich wie Sokrates, nur auf die Gefahren hinweist, welche ein verführerischer Anblick für die Gemütsverfassung mit sich bringt. Der persönliche Liebesgeschmack schadete dem Ansehen des Dichters so

wenig, wie die Angriffe, welche Aristophanes auf der Bühne gegen ihn richtete; sicherlich hätte ihn sonst Perikles gemieden und hätten ihm sonst die Athener nach seinem Tode zum ehrenden Angedenken kein Heiligtum errichtet.

Nicht so harmonisch verfloß das Leben seines Kunstgenossen und Freundes Euripides. Geboren am Tage der Schlacht von Salamis, an welchem Sophokles den Siegesreigen tanzte, war er in seiner Jugend ein Freund kriegerischer Spiele. Er beteiligte sich an den nationalen Wettkämpfen zu Eleusis und wurde als Sieger mit „dem Kranze“ gekrönt. Als Knabe hatte er bei diesen Spielen den Kämpfern den Ehrenwein zu reichen, eine Aufgabe, zu welcher bloß die schönsten und edelsten Sprößlinge des Landes berufen waren. Von Sophokles unterschied er sich in vielfacher Weise. Schon seine Gemütsanlage war auf einen anderen Ton gestimmt. Herbheit und Verschlossenheit bildeten den Grundaccord, und Euripides galt bei seinen Mitbürgern geradezu als finster. Diese Eigenschaft trat in ihm schon frühzeitig hervor — wie in vielen seiner Naturgenossen, denen die Dissonanz ihrer Doppelnatur besonders fühlbar wird. Er zog sich daher, zum Manne herangereift, in sich selbst zurück und wandte sich neben der Dichtkunst der Malerei zu, wie auch Sophokles die Kunst des Saitenspiels pflegte, und Urninge überhaupt Trost in der Kunst suchen. Seine Abneigung gegen das weibliche Geschlecht ging in ihm zum vollendeten Weiberhaß über, was ihm manche Anfeindung einbrachte. Bekannt sind die Anzüglichkeiten des Aristophanes in seinen „Thermophorazusen“, durch welche er sich der athenischen Frauen und ihrer ehelichen Interessen von der Bühne aus annahm. Zwar war Euripides, — wie auch Sokrates und Sophokles — verheiratet; aber die Ehe war in allen drei Fällen eine unglückliche. Ja, während Sokrates die mehr oder minder berechtigten Launen der Xanthippe mit stoischem Gleichmut ertrug, und Sophokles sich von seiner Gattin scheiden ließ, trennte sich umgekehrt die Gattin des Euripides vom Gatten. Wie seine Abneigung gegen die Frau, so brachte

seine allgemeine Reizbarkeit ihn auch mit den Mitbürgern in vielfache Verwicklungen. Nicht selten mag auch ohne sein Zuthun der Unverstand der Menschen solche herbeigeführt haben. In seinen späteren Jahren, als er sich schuldlos angefeindet sah, wandte er seinem Vaterland den Rücken und ging an den Hof des Königs Archelous von Macedonien, wo er mit offenen Armen empfangen wurde und die letzten Jahre seines Lebens verbrachte. Hier verfaßte er, — schon in hohen Jahren, — das letzte seiner 75 Dramen, den „Archelous", wie ja auch Sophokles mit 80 Jahren noch den „Oedipus auf Kolonos" geschrieben hatte. Das Schicksal war Euripides auch im Tode nicht hold, und gerade sein Weiberhaß steht hiemit in Zusammenhang. Die Sage umgibt sein Ende mit Vorgängen, die offenbar erfunden aber für sein ganzes Wesen bezeichnend sind: Weiber Macedoniens zerreißen den Dichter wegen seiner Liebe zu den schönen Lieblingen seines königlichen Gönners. So die Sage. In der That aber starb er eines ruhigen Todes, und als die Athener von seinem Tode erfuhren, vergaßen sie die Spannung, die zwischen ihnen und dem Dichter geherrscht hatte; sie ließen durch eine Gesandtschaft den König von Macedonien um den Leichnam bitten. Derselbe aber gab ihn nicht heraus, sondern gewährte ihm da zu ruhen, wo er ihn, und zwar mit allen Ehren, bestattet hatte. Die Athener setzten dafür dem Dichter, gleich Sophokles, ein herrliches Denkmal im Theater.

Großes hat Euripides in der Kunst geleistet, und als der jüngste der drei großen Tragiker den Schlußstein zur Vollendung des höhern attischen Dramas gelegt. Während Äschylus noch das Schicksal mit seinen Launen und Tücken auf Kosten der menschlichen Willensfreiheit walten ließ, galt bei Euripides dasselbe nur noch als Zufall. Er führt uns Charaktere vor, wie sie im wirklichen Leben erscheinen. Der Chor, dem noch Sophokles eine bedeutsame Rolle beilegt, wurde in der Hand des Euripides ein beiläufiger Schmuck. Als Träger der Reflexion erschien der Held selbst, welcher in den Naturlauten

des Herzens ohne das tragische Pathos sprach. Der Held stieg vom hohen Kothurn herab auf den Boden reiner Menschlichkeit und sprach nicht, wie bei Äschylus, als Halbgott, sondern als Mensch zu Menschen. Außerdem brachte der Dichter die philosophischen Ergebnisse seiner Zeitgenossen auf der Bühne zum Ausdruck und trug dazu bei, sie ein Gemeingut des Volkes werden zu lassen. Zu dem Glauben und Denken der Vorzeit trat er in erklärten Gegensatz und sagte sich los von der dämonischen Weltanschauung. Der Held auf der Bühne, der als Mensch mit freiem Willen siegt oder fällt, erwarb sich so die unbedingte Teilnahme der Zuschauer, und der Dichter erreichte zugleich die höchste Wirkung, welche der Tragiker überhaupt erreichen kann.

So teilt sich Euripides in den Preis des Ruhmes mit Sophokles, wenn auch dieser zum leitenden Gesichtspunkt in seinen Werken die ideale Schönheit an Stelle der nackten Wahrheit nahm. Sophokles gab übrigens nicht minder seinen Charakteren eine individuelle, aus der Erfahrung geschöpfte Gestalt. Sie tragen ihr Schicksal und ihre Zukunft in der eigenen Brust. Auch er unterscheidet sich dadurch vorteilhaft von dem nicht urnisch empfindenden Aeschylus, daß er das Schicksal seiner Personen nicht durch dunkle Orakelsprüche bestimmt werden läßt; ihr Streben und Fehlen ist der Ausfluß reiner Menschlichkeit. Die mit diesem Mittel erzielte Wirkung wurde durch bühnentechnische und dramaturgische Neuerungen erhöht; Sophokles führte den Scenenwechsel und das Erscheinen der dritten Person beim Dialog ein, ohne das Ebenmaß und die Gesetzmäßigkeit in allen Teilen des Dramas zu stören. Endlich zeigt sich dem Auge des Lesers eine Plastik des dramatischen Aufbaus, welche die Werke des Sophokles zu unübertrefflichen Mustern aller Zeiten erheben.

So sind gerade Sophokles und Euripides wahrhaft bahnbrechend für die Gestaltung des Dramas geworden und ragen als zwei Leuchten der Dramaturgie bis in unsere Tage herein, und die höchste Kunstgattung der Poesie, die Tragödie, ist

also wie die Lyrik durch Dichter vertreten, welche die Freundesliebe nicht nur nicht schmähen, sondern sich offen zu ihr bekannten. Da dies auch von den hervorragendsten Vertretern der bildenden Künste behauptet werden konnte, sind die sich hieraus ergebenden Folgerungen höchst bedeutsam. Es soll freilich unentschieden bleiben, ob die griechische Bildung im allgemeinen mit der Freundesliebe zusammenhängt; desgleichen, ob sie im gegebenen Fall eine Wirkung oder eine Ursache derselben ist. Jedenfalls aber kann ein Zusammenhang bezüglich einer besondern Seite der griechischen Bildung, — und zwar der Seite, um welche es sich hier handelt — der Kunst, nachgewiesen werden. Denn wenn sich in dieser Hinsicht das griechische Volk von allen Kulturvölkern der Erde abhebt, so muß die Ursache in einer Erscheinung liegen, durch welche sich dieses Volk eben von andern Völkern unterscheidet, d. i. diese Ursache liegt wohl in der menschlichen Duldung und gesetzlichen Anerkennung der Freundesliebe.

II. Abschnitt.

Das alte Rom.

Einleitung.

Während der Blütezeit Roms, sagt man, war daselbst die Freundschaftsliebe oder vielmehr das „Laster der Päderastie“ nicht gekannt. Unter Blütezeit versteht man etwa die zwei Jahrhunderte der Republik, welche der christlichen Zeitrechnung vorausgingen; man läßt durchblicken, daß diese Blütezeit bedingt war durch das Fernsein der Männerliebe oder vielmehr daß der Verfall des römischen Staatswesens durch das Bestehen derselben angebahnt und herbeigeführt worden sei. Allerdings muß andrerseits zugegeben werden, daß Nachrichten von dem Vorhandensein der Männerliebe in jenem Zeitabschnitte so gut wie fehlen. Allein für den tiefer Blickenden sind der Anhaltspunkte genug da, durch welche die Existenz derselben festgestellt werden kann. Die Behauptungen, welche ihre Existenz bestritten, stammen aus einer spätern Zeit, aus einer Periode, in welcher man bereits anfing, die Männerliebe zu verachten und in der man einen Sündenbock suchte für eine Schuld, die man selbst begangen hatte, aber nicht gestehen wollte. Zur Zeit des Verfalls, der thatsächlich durch

eine verkehrte Politik herbeigeführt wurde, mußte eine Ursache gefunden werden, die außerhalb des ganzen römischen Staatswesens lag, und diese suchte man nun bei den Griechen. Die Griechen, sagte man, hätten die Männerliebe nach Italien gebracht und diese sei schuld gewesen, daß die römische Manneszucht verloren ging. Als die Nachfolger des Romulus noch nicht verweichlicht waren, hätten sie Eroberungen gemacht und das römische Weltreich begründet; mit der Verweichlichung, — und diese trat durch die griechische Liebe ein, — sei es abwärts gegangen.

Der letzte Satz soll in seinem einen Teile nicht beanstandet werden. Es ist wahr, daß der Niedergang mit der Verweichlichung Hand in Hand ging. Aber eben so wahr ist: Die Verweichlichung trat nicht durch die griechische Liebe ein, sondern durch den unermeßlichen Reichtum, der infolge der zahlreichen Eroberungs- und Raubkriege nach der Hauptstadt geflossen war. Außerdem gestanden die Verächter der Männerliebe selbst zu, daß dieselbe bei den Etruskern, Tyrrhenern und Samnitern bekannt war und geübt wurde lange, ehe diese mit den Römern vereint waren, und fiel also in eine Zeit, die dem ersten Zusammenstoß mit Griechenland weit vorausging. Die erste Berührung mit Griechenland geschah um das Jahr 470 vor Chr., während der Regierung des Perikles, zu welchem eine römische Gesandschaft behufs des Studiums staatlicher Einrichtungen geschickt wurde. Ein Volksverkehr fand indessen zwischen Griechenland und Rom in der nächsten Folge nicht statt. Ein solcher entspann sich erst gegen die Mitte des 2. Jahrhunderts vor Chr. nachdem Griechenland mit Rom in Konflikt geraten war. Im Jahre 146 büßte bekanntlich das erstere seine Selbständigkeit ein und wurde eine römische Provinz. Von nun an kamen Griechen nach Rom, und Römer nach Athen. Wie konnte nun, wenn der Kontakt mit Griechenland die Ursache der Männerliebe im Römerreich war, Livius berichten, daß schon im Jahr 188 vor Chr. in Rom geheime Zusammenkünfte von Männern zum Zwecke erotischer Genüsse

unter sich stattgefunden hätten? Allerdings zeigte sich die Männerliebe erst nach dem Jahre 146 öffentlich, allein dies hat seinen Grund darin, weil man jetzt sah, daß die Griechen von der sittlichen Berechtigung derselben überzeugt waren und aus ihr kein Hehl machten. Auf geistigem Gebiete wurden die Besiegten Herr über die Sieger. In Rom ahmte man alles nach, was den Hellenen gefiel, und die bisher latente Männerliebe durfte nun unbehindert in die Erscheinung treten. Ja, sie fand, so lange sie innerhalb gewisser Schranken blieb, den Beifall der Bessern. Mag dies von ihren Verächtern beklagt werden, so viel steht fest, daß neben dem Auftreten der Männerliebe sich griechische Einflüsse zeigten, welche für die Kultur des Erobervolkes von unberechembaren Werte wurden. Das ganze öffentliche Leben verfeinerte sich, die Stadt nahm eine vorteilhaftere Physiognomie an und gewährte schließlich ein Bild, das auch die Bewunderung der Nachwelt auf sich zog.

1. Physiognomie der Stadt.

Wer sich in das Rom etwa zur Zeit des Kaisers Titus versetzt, gewinnt ein Bild von Pracht und Größe, wie es keine Stadt der Erde weder vor noch nach dieser Epoche aufzuweisen hat. Theater, Thermen, Cirkusse und Arenen, Rotunden mit vergoldeten Broncedächern, Tempel mit korinthischen Säulen und langen Hallen wechseln in bunter Fülle mit einander ab. Noch heute gebieten die Überreste dieser Kunstbauten in ihrer stillen Größe ehrfurchtsvolle Bewunderung. Das Kolosseum allein ist, in seinen Trümmern noch, ein redender Beweis von gigantischer Schaffenskraft.

Wer sich dasselbe zu denken vermag, gefüllt mit seinen 80000 Zuschauern, der würde den ganzen überwältigenden Eindruck des alten Rom verspüren. Oder versetze man sich auf den Palatin, vor die Kaiserpaläste der Flavier, vor das goldene Haus Neros, und blicke hinab auf das wogende Häusermeer mit seinen Zinnen, Arkaden und Vorhöfen, so taucht eine Welt vor dem geistigen Auge auf, die uns an den Zauber der Märchen erinnert. Gegen das antike Rom muß jede moderne Großstadt zurücktreten. Schon die Stimmung der Landschaft, in welcher die Stadt liegt, hat etwas ganz einziges. Überall, soweit das Auge reicht, Hügel mit Vignen und Gärten, aus denen Pinien und Cypressen ragen; hier der Fluß, welcher sich in sanften Windungen an ihnen vorüberschlängelt; in der Ferne die Wellenlinie der blauen Albanerberge mit den weißen Landhäusern von Präneste. Genügt dies Schauspiel allein schon, den modernen Wanderer zu fesseln, so müßte der Eindruck, den ein wiedererstandenes antikes Rom machen würde, geradezu erdrücken. Erst wenn der Wanderer sich den Einzelheiten des Bildes zuwändte, würde ihn das Behagen ästhetischen Genießens erfüllen. Griechenland in seiner schlichten Erhabenheit, ins Reiche und Massige übersetzt, ist vor ihm erstanden. Weite Binnenräume, durch die Maße und den Glanz der Ornamentik gleich bedeutend; ausgedehnte und doch zusammenhängende Anlagen, hohe, sich in mehreren Stockwerken erhebende Bauten beschäftigen seine Phantasie. An dem Schmuck der einzelnen Gebäude derbere Formen, naturalistische Motive der Blätter, die kräftigere Wirkung des Ornaments, Befreiung der einzelnen Glieder von ihren konstruktiven Beziehungen ist römische Art. Die Säule ist nicht mehr bloß Stütze, sondern vielfach ein Teil der Wand. Das in der augustäischen Zeit errichtete Theater des Marzellus erläutert am einfachsten den geschmackvollen Gebrauch, den die Römer von der Säule machten, und der in den späteren Zeiten der Renaissance so vielfache Nachahmung fand. Dazu kommt die Anwendung buntfarbigen Marmors zur Herstellung von Säulen und zum Belege der

Wände. Der Hauptreiz der römischen Prachtbauten aber lag im Aufwand von Stuck, Gold und Bronce, wie sie die Thermen des Diokletian und Caracalla, sowie das Pantheon des Agrippa aufwiesen.

Aber am eigenartigsten und mächtigsten würde doch das Innere dieser Bauten mit seinem plastischen Schmuck, würden die Straßen und Plätze der Weltstadt mit ihren Bildwerken auf den Wanderer wirken, der in das antike Rom käme; überall Büsten, Standbilder und Reiterstatuen, Ideen menschlicher Größe und göttlicher Hoheit — in Erz und Marmor umgedichtet. Noch steht heute die eherne Reiterstatue des Markus Aurelius, die freilich dem zweiten Jahrhundert angehört, auf dem Kapitol in Rom, die einzige, welche aus dem Altertum erhalten blieb. Sie ist nur ein vereinzelter Überrest von zahllosen Denkmälern dieser Art, aber ein Zeugnis hoher Kunstvollendung. Die Marmorstatue des Augustus, welche im Jahre 1863 aufgefunden wurde und den Imperator in der bekannten gebietenden Haltung, die Rechte ausgestreckt, uns vorführt, ist die personifizierte Majestät. Sie läßt den Blick des Beschauers schon wegen der Wahrheit des Portraits nicht los. Solche Kunstwerke aus der römischen Kaiserzeit füllen in unseren Tagen die Museen des Vatikan und zeigen so wechselvolle Charaktere, daß von ihnen nicht nur der Künstler sondern auch der Psychologe angeregt wird. Kein Wunder, wenn in jenem Zeitalter riesigen Werdens und Vergehens sich der Phantasie des Künstlers fesselnde Aufgaben darboten, und das Portrait mit offenbarer Vorliebe behandelt wurde.

Neben den Bildnissen historischer Personen sind es die plastischen Gestalten von Heroen und Göttern des Olymp, die uns sowohl nach Zahl als Schönheit unter den vorhandenen Ueberresten in Erstaunen setzen. Sie sind, wie die von Hellas, jetzt in alle Welt zerstreut, und nicht nur Florenz und Neapel, sondern London, Paris und Petersburg streiten sich um die Ehre, sie unter den schimmernden Dächern ihrer Museen bewahren zu dürfen.

Eine vergleichende Rundschau in denselben ergibt, — vielleicht zum Mißbehagen der meisten Besucher — daß die Zahl und vielleicht auch der künstlerische Wert männlicher Gestalten bei weitem überwiegt. Es ist wahr, Aphroditen, Dianen und Ariadnen bilden nie versagende Anziehungspunkte und werden insbesondere in den nichtitalienischen Kunsttempeln, mit besonderer Andacht aufgesucht und betrachtet; sie sind deshalb allerdings zahlreicher vertreten als etwa in Rom; aber diese Zahl ist nur eine relative, weil die Auswahl eine willkürliche ist. In der That, d. h. im römischen Altertum treffen zehn männliche auf eine einzige weibliche Gestalt. Vom Fechter in der Arena, den Silen mit Bacchus hindurch, bis hinauf zum Göttervater sind alle Helden des Mythus und alle Bewohner des Olymp vertreten. Hier steht der Diskuswerfer, Marsias und Myron, Laokoon, Menelaus und Patroklus, dort Apollo, Ares, Ganymed und — überall, selbst neben Psyche und Venus — Eros. Seit Hadrian ist aus bekannten Gründen dieses Übergewicht ein noch bedeutenderes. Und fast nur jugendliche Mannesleiber entsprangen dem Meißel des Künstlers; Antinous ward nicht nur unter die Sterne versetzt, sondern erinnerte an jedem hervortretenden Platz der Hauptstadt, in jeder größeren Stadt der Provinz durch ein Marmorgebilde an die Liebe des feinsinnigen Kaisers. Die sog. Gruppe von S. Ildefonso z. B., nach ihrem Fundorte so genannt, zwei Jünglinge darstellend, die sich einander die Arme auf die Schulter legen, zeigt in der Gestalt zur rechten unleugbar die Züge des Antinous. Als Stern erster Größe glänzt der Name des phrygischen Hirtenknaben wie im Leben so in der Kunst. Denn unvergänglich ist der milde Zauber seines Angesichtes und seiner Gestalt; er ist die Verkörperung des griechischen Kunstgeistes.

Die eigentliche Stätte, die dem Andenken des Lieblings geweiht ist, war die kaiserliche Villa in Tibur. Den ägyptischen Tempel daselbst errichtete Hadrian der Trauer um Antinous. Eines der Thäler, die sich um die Villa hinwinden, war von

einem Flusse durchzogen; dieser erhielt den Namen Nil, in welchem Flusse der Geliebte den Tod gefunden. Ein Obelisk ragte an dem Ufer des Flusses empor; eine Sphinx-Allee führte zu jenem geheimnisvollen Tempel. In demselben thronte Osiris, welcher die Züge des geliebten Jünglings trug und der hier als der oberste der ägyptischen Götter angebetet wurde. Wer kennt nicht diese schwermütigen Züge? — Wer je das Relief in der Villa Albani in Rom gesehen, oder die Marmorgestalt des Jünglings als Dionysos im runden Saale des Vatikan auf sich zuschreiten sah, wird das Antlitz des kaiserlichen Geliebten nie vergessen. Tibur sollte aber nicht nur an den toten Liebling erinnern, es war auch ausersehen, den beschaulichen Ruhesitz zu bilden, wo der Kaiser die Sorgen einer fast den ganzen Erdkreis umspannenden Regierung zu vergessen gedachte. Was das weite Römerreich Trajans an Herrlichkeiten barg, hier war es gleichsam im Auszug zu schauen. Aus den Ländern, die Hadrian, und zwar zu Fuß, durchreist hatte, waren Landschaften dargestellt, und die Tempel und Bauten, die er bewunderte, standen hier nachgebildet. Vielleicht gab es auch eine Rheinlandschaft; denn so gut wie im Orient und Ägypten, so gut wie in Gallien und Britanien, wo er bis gegen Schottland vorgedrungen war, hat der kaiserliche Tourist am mittleren Rhein geweilt.

Einem Thale gab Hadrian aus Liebe zu Hellas den Namen Tempe; den Fluß, der es durchströmte, hieß er Penaios. An seinen Ufern erhoben sich dorische Tempel, jonische Säulenhallen und ein griechisches Theater. Die Scene widerhallte von hellenischen Versen, gesprochen von den größten Mimen der Epoche. Auf künstlichen Bassins, weiterhin im ausgedehnten Garten angelegt, kämpften kraftstrotzende Krieger in Seegefechten. Exotische Bäume und Blumen hauchten ihre Düfte aus; Quellen und Fontainen rauschten in den Gebüschen. Vom dunkeln Grau des Lorbeers und der Myrten hoben sich die weißen Marmorglieder von Götter- und Heldenstatuen ab. So stammt die Theseusstatue mit ihren anmutigen Formen,

die jetzt in Ince Blundell Hall (England) prangt, aus der Villa Adriana. Kein Kaiser überhaupt hat einen Ruhesitz gehabt, geschmückt mit Schätzen der Kunst und verklärt durch feinen Geschmack, wie Hadrian in Tibur. Unter den zahlreichen Gelehrten, mit denen er sich umgab, befand sich der das Urningtum verherrlichende Geschichtsschreiber Plutarch, welcher sein Hofhistoriograph wurde. Plutarch zieht zwar im allgemeinen die Weiberliebe der Liebe zu den Jünglingen vor, sein Zeugnis für dieselbe ist aber darum nur um so wertvoller. In seinen Erzählungen folgen abwechselnd solche über diese wie über jene Liebe, und in dieser Hinsicht sind ihm beide gleich. In seiner philosophischen Exkursion über die Liebe aber stellt er die zu den Jünglingen als unbesiegbar hin und zeigte dies an mehrfachen Beispielen aus der Sagenwelt wie aus der Geschichte, an Antilochus und Hyacinthus, an Polykrates und Epaminondas.

Weil das letzte Aufleuchten griechischen Geistes die Epoche Hadrians wie eine sinkende Sonne mit warmem und mildem Lichte überstrahlt, darum ist dieselbe so überaus fesselnd. Dazu tritt die Eigenart dieses Imperators, der auf dem Throne Neros sitzend, sein Dasein wie ein gebildeter Privatmann gestaltete, und Eroberungen ohne Krieg zu führen machte, indem er die barbarischen Völker der entlegensten Provinzen zu zügeln verstand. Das Schicksal hatte diesen merkwürdigen Menschen nicht durch die Geburt zum Herrscher bestimmt, und keine Purpurdecke war über seine Wiege gebreitet. Aber durch seine Klugheit hatte er sich dem Kaiser Trajan unentbehrlich gemacht und in der Kaiserin Plotina eine warme Fürsprecherin gefunden, so daß ihn jener auf dem Sterbebette adoptierte. In Hadrian entfaltete die antike Welt noch einmal alle ihre Reize, und das Leben erschien dem Menschen als ein Mittel zu verfeinertem Genuß gegeben. Im Tiberstrom spiegelt sich heute noch das Grabmal des Kaisers, die Engelsburg, die ehedem mit leuchtendem Marmor umgeben und mit Statuen aus Bronce und Marmor geschmückt war; sie blickt gleichsam wie

ein Erinnerungsdenkmal hinüber zum alten klassischen Zeitalter, aber auch in unsere Tage und zu unsern Zeitgenossen, welche eine der schönsten Blüten der Menschenseele mit einer ihnen sonst nicht eigenen Blindheit verkennen.

Mit welchen Augen wird jetzt der Faun auf dem Kapitol in Rom oder der Herkules-Torso im Belvedere des Vatikan betrachtet, und mit welchen Gefühlen führte einst der Künstler, der ihn schuf, den Meißel? Gleiches gilt von dem Apollino, der Gruppe Menelaus und Patroklus und der Ringergruppe in Florenz, wie nicht minder von der des Harmodius und Aristogiton in Neapel. Hier, in Neapel, zeigt sich noch auffälliger die Ungezwungenheit griechischen Geistes, der einst in Parthenope, wie in ganz Unteritalien und Sicilien tonangebend war. Die erotischen Malereien und Skulpturen Pompejis sind hiefür ein sprechendes Zeugnis, freilich oft in einer Form, die man nicht gerade im Einklang mit dem Sittengesetze findet; insbesondere gilt dies von den Abbildungen auf Vasen und Trinkgeräten, wie diejenigen des sicilischen Malers Assteas, welche mit strengeren Gesetzen weder der Kunst noch der Moral vereinbar sind. Anders verhält es sich beispielsweise mit dem Marmorrelief des Hermaphroditen im Palazzo Colonna in Rom, welcher nach der ästhetischen Seite nicht beanstandet wird, wenn er auch in ziemlich durchsichtiger Allegorie den sexuellen Geschmack des Bestellers oder Künstlers oder Beider bekundet: es zeigt das bedeutsame Doppelwesen, auf einem Arme den Eros haltend, der einen phallischen Hermes bekränzt.

Doch es sei nicht die ethische Seite der römischen Plastik beleuchtet; auch darauf, daß die Darstellung männlicher Schönheit im Uebergewichte ist, sei nur im Vorübergehen hingewiesen. Was aus unserer Betrachtung hervorgehen soll, ist, daß das Kunstleben mächtig sich regte und die schönsten Früchte erzeugte in einer Periode, da man die Freundesliebe nicht mißachtete, sondern mindestens für gleichwertig mit der allgemeinen Liebe hielt. Nicht als ob die Kunst in ihrer reichsten Entfaltung eine Wirkung davon gewesen wäre. Die Kunst ent-

faltet sich auch ohne Freundesliebe. Aber daß die außerordentliche Höhe des künstlerischen Schaffens gleichzeitig mit der Duldung und Achtung dieser Seelenregung erscheint, und daß sich in Rom das Schauspiel wiederholt, dessen Griechenland ein Zeuge war, das ist von tiefer Bedeutsamkeit. Wir fragen also nicht: Ist die Freundesliebe von der Kunsthöhe oder diese von der Freundesliebe abhängig? Wir konstatieren bloß, daß in der antiken Welt beide Erscheinungen neben einander hergehen, und daß mit dem Schwinden der einen sich auch die andere verringert hat.

2. Kunstleben in der Dichtung.

Treten wir dem Volke, das inmitten jenes Kunstparadieses lebte, etwas näher und betrachten wir eingehend, wie es die Römer mit der wichtigsten Regung des Menschenherzens, mit der Liebe, hielten. — Wie sich der Geist eines Volkes im allgemeinen in seiner Literatur ausspricht, so widerhallen die Aeußerungen des Seelenlebens insbesondere in der Dichtung. Diese bemächtigt sich der Liebe, wenn sie ihre höchsten Ziele anstrebt, und die Liebe nimmt ihre Zuflucht zu der Dichtung wenn sie ihrem Drang mit den schönsten Mitteln Ausdruck geben will.

Uebergehen wir die Geschichte der römischen Dichtung in ihrer Entwickelung und treten wir unmittelbar in jene Periode ein, welche für unsern Zweck in Frage kommt. Die römische Poesie erreichte ihre Blütezeit etwa während der Herrschaft Cäsars. Die liebenswürdigste und genialste Dichtererscheinung dieser Epoche ist C. Valerius Catullus, dem ein freundliches Geschick vergönnt hat, daß seine Werke beinahe zwei Jahrtau=

sende hindurch fast vollzählig erhalten blieben. Seine Heimat, nahe den germanischen Grenze, ist die Halbinsel Sirmio am himmelblauen Gardasee, auf welcher sein Vater eine Villa besaß, und wo er etwa i. J. 87 v. Chr. geboren wurde. Als 20jähriger Jüngling betrat er die Hauptstadt des Römerreiches, nicht etwa um den jungen Genußmenschen beizutreten, welche sich damals um Catilina scharten und nichts zu verlieren hatten, aber alles gewinnen wollten. Für politischen Ehrgeiz hatte sein Herz, das der Liebe und Freundschaft geweiht war, keinen Raum. Er, der schon manches Liebeslied gesummt, trat in einen lebensfrohen Kreis von jungen Dichtern ein, der sich auf dem Aventin zu schöngeistigem Wettstreit gebildet hatte. Der ausgezeichnetste Genosse desselben war Asinius Pollio, dessen Persönlichkeit dem aufstrebenden Dichter die wirksamste Stütze wurde. Als feiner anmutiger Jüngling in dem Kreise gern gesehen, genoß Pollio in demselben auch wegen seiner dichterischen und wissenschaftlichen Leistungen ein hohes Ansehen. Diesem jungen Manne wandte sich Catullus mit dem ganzen Feuer seines Herzens zu und blieb mit ihm für das Leben in inniger Neigung verbunden. Catullus vermählte sich nicht; der freundschaftliche Umgang mit Männern ersetzte ihm das Glück der Familie, obwohl er für die Reize weiblicher Schönheit nicht ganz unempfänglich gewesen zu sein scheint. „Scheint“; denn es ist eine Frage, ob seine Liebesergüsse „an Lesbia,“ einer älteren, verheirateten Frau, ernst zu nehmen sind. Schon die Wahl des Namens, der offenbar erfunden ist, könnte bedenklich machen. Ferner ist die Gefeierte eine jener vielberufenen Römerinnen, die bis in den tiefsten Sumpf der Zügellosigkeit hinabgesunken waren; Ehebruch und Blutschande wurden ihr von dem Dichter selbst zum Vorwurfe gemacht. Und als er einmal nach dem Tode seines Bruders in die Heimat, nach Verona, zu reisen und dort eine Zeit lang zu verweilen hatte, wußte sich die Treulose leicht anderweitig zu entschädigen. Catull erging sich damals in Schmähgedichten über sie; zurückgekehrt nach Rom

versöhnte er sich zwar mit der Charakterlosen, hatte aber nur den Erfolg, sich neuerdings als das Opfer ihrer Untreue zu erblicken. Das ist Lesbia, das einzige Weib, welches Catull leidenschaftlich besungen! — Man könnte nun geneigt sein, nach dem Beispiel der Erklärer anderer Gedichte, diese Liebesergüsse als bloße Studien oder Spielereien zu betrachten, als ein Sittenbild der Zeit, zu welchem sich der Dichter selbst in eine fingierte Beziehung brachte. Allein wir verschmähen es, dem Buchstaben seine Bedeutung zu rauben. Mag immerhin eine Ausgeworfene des weiblichen Geschlechtes das Herz eines feinfühlenden Dichters bezaubert haben; wir wissen, daß diejenigen Töne Catulls, welche frei von jedem Mißklang sind, sich auf würdigere Ziele richteten; wir wissen, daß sie aber keinem weiblichen Wesen erklangen, sondern lediglich der männlichen Freundschaft geweiht sind.

Wie liebenswürdig ist der Dichter schon, wenn er seiner bloßen Teilnahme am Eheglück des Freundes Ausdruck gibt, wie es in dem „Hochzeitsgedicht“ für den jungen Manlius Torquatus geschieht! Dem Musensohn vom Helikon, dem Hymenäus, wird hier ein keusches Loblied gesungen: „Wen von den Himmlischen ersehnen die Menschen mehr? Du führst dem Jüngling das Mädchen zu aus dem Schoße der Mutter; keine ehrbare Verbindung gibt es ohne Dich; keine Kinder, die des Hauses Stütze sind, keine Männer, die des Reiches Grenzen schützen.“ Und am Schlusse des Gedichtes wird der echt urnische Wunsch laut: „Möge bald ein kleiner Torquatus vom Schoße der Mutter die Händchen nach dem Vater hinstrecken und ihn mit halboffenen Lippen süß anlachen; er sei dem Manlius ähnlich und bezeuge so durch sein Antlitz die Tugend der Mutter; auf sie mag er stolz sein wie Telemachus auf Penelope!“ Solche Weisen, solche Herzenstöne erklangen an Lesbia nicht. Und in diesem ehrbaren, die Achtung vor der Ehe bekundenden Gefühlen, drängt sich immer voran ein zärtlicher Hinweis auf den einen Teil der Verbindung, den Mann.

Seine eigenste Seelenverfassung bekundet ein Dichter, wo

er sich unmittelbar gibt, wo, frei von Zugeständnissen an Brauch und Sitte, die Sprache sich mit den Gefühlen deckt und wo diejenigen Töne sich finden, die den Grundaccord des ganzen Dichtercharakters ausmachen. Auf diesem Wege aber begegnen wir Catullus bei der Liebeswerbung nicht um ein Weib oder Mädchen, sondern um einen Calvus oder einen Juventius; begegnen ihm bei den Drohgedichten an Ravidius und Aurelius, die ihm einen „Liebling" abspenstig machen wollten. Einen Reflex seiner individuellen Stimmung gibt auch das merkwürdige Gedicht „Attis", jenes Helden, der mit seinen Freunden über das Meer nach Phrygien geflohen war; er betritt den Hain der Göttermutter, wo er sich, von heiliger Wut ergriffen, entmannt und die Genossen auffordert, ein Gleiches an sich zu thun. — Auffallend endlich sind die zahllosen Sinngedichte und Epigramme, in denen Catull von der unverdecktesten Sinnlichkeit Zeugnis gibt, und welche nicht der allgemeinen Geschlechtsliebe „huldigen", sondern urnische Liebesrichtung bekunden. Niemand sage, Catull habe dies zum Schein gethan. Hätte er den Schein geliebt, so würde er sich wie die Mehrzahl der Menschen gegeben, jedenfalls würde er nicht dem Priapus in zierlichen Versen, die erhalten sind, nach allen Regeln des Ritus einen Hain geweiht haben, Kein Zweifel, daß die Urningsliebe in ihm vorherrschte, vorausgeseßt, daß die Leidenschaft für Lesbia echt war; im andern Falle herrschte sie sogar ausschließlich in ihm.

Das Gleiche kann man allerdings nicht sagen vom venusianischen Sänger, einem Zeitgenossen des Kaisers Augustus. Obwohl aus Unteritalien stammend, wo die „griechische Liebe" im Schwange war, neigte Quintus Horatius Flaccus auf die Seite der Frauen. Es ist dies wenigstens ein Beweis, daß die Urningsliebe nicht erlernt und auch nicht durch Verführung überkommen wird, sondern keimfähig in der Seele eines Einzelwesens schlummert, also angeboren ist. Gleichwohl ließ es sich Horaz nicht beifallen, dieselbe zu schmähen, sondern er nahm sie hin, wie etwa die Urninge von heutzutage die Normalliebe

hinnehmen: sie empfinden sie nicht, beobachten sie aber und — glauben an sie. Das dichterische Vorbild, dem Horaz sich frühzeitig zuwandte, war der Grieche Alkäos, von dem wir wissen, daß die Saiten seines Herzens für schöne Jünglinge erklangen. Horaz schöpfte indes in die Formen der äolischen Lyrik nur den Inhalt seines nichturnischen Liebesgefühls. Das Gleiche geschah bei der Nachahmung Sapphos und Anakreons, bekanntlich urnischer Dichtererscheinungen. Das vielfache Thema von Liebeslust und Liebesleid erhielt seine Variante nach der normalgeschlechtlichen Individualität des Dichters, und wenn er seine Lieder „An Lalage" sang, so besaßen diese keine Analogie mit den Gesängen der lesbischen Dichterin. Dennoch war ihm jede Gehässigkeit gegen urnisches Empfinden fremd. Im Gegenteil, als objektiver Beobachter weiß er sich in den Zustand des urnisch Liebenden sogar hinein zu versetzen, wie es in seinem Briefe an Collius und in der neunten Ode „an Valgius" geschieht. Den erstern, der stürmisch einen Jüngling liebt, warnt er mit den Worten: „Kein Diener aus dem marmornen Hause deines Gönners müsse dein Herz entzünden, damit nicht der Herr des schönen Burschen dich entweder durch ein solches Geschenk beglücken, oder, wenn er nicht so gefällig ist, dich damit ängstigen könne." Dem letztern, der durch den Tod seinen Liebling verloren hatte, ruft er tröstend zu: „Du verfolgest mit klagenden Tönen unaufhörlich den dir entrissenen Mystes. Weder beim Aufgange des Abendsternes verläßt dich deine zärtliche Sehnsucht, noch wenn er der heraufeilenden Sonne entfliehet. Aber jener Greis, der drei Menschenalter durch gelebt, hat den Liebenswürdigen nicht immerfort beklagt; auch haben den jungen Troilus seine Eltern und phrygischen Schwestern nicht ewig beweint." Klug und launig weist er dem unglücklich liebenden Pyrrhus, der einen schönen Jüngling unter Kämpfen und Gefahren erobern möchte, darauf hin, wie vollkommener Gemütsruhe sich der heiß Umworbene erfreut, während der Bewerber sich vor Gram verzehrt. (Lieder III, 20.)

Horaz besaß übrigens auch für seine Person ein starkes Freundschaftsgefühl. Er war nicht nur ein trefflicher Gesellschafter, zu Scherz und Ernst gleichmäßig aufgelegt; er galt auch als treuer anhänglicher Freund. Allbekannt ist das Verhältnis, in welchem er zu Mäcenas stand. Das Freundschaftsbedürfnis dieses feinsinnigen Weltkindes war noch größer als das des Horaz. Aus vornehmem Geschlechte entstammend und in solcher Stellung sich befindend, verschmähte Mäcenas äußere Ehren und umgab sich als hochgebildeter, kunstliebender Mann mit literarischen Freunden, auch wenn sie obscurer Abkunft waren. Er selbst machte Verse. Der Stil derselben hatte etwas Weiches; die Sinnlichkeit, die sich in denselben aussprach, etwas sogar Weibliches. Die Formen schlossen sich ganz dem catullischen Geschmacke an, wie er sich denn auch in Abfassung von Galliamben und Priapeen gefiel. Persönlich zeigte er in Gang, Haltung und Anzug eine gewisse Koketterie, alles Züge, welche auf urnische Veranlagung einen Schluß erlauben könnten. Für einen solchen Menschen war Horaz der richtige Freund, und zeitlebens blieben Beide einander verbunden. Das Verhältnis hatte indes nichts von Liebe an sich; dazu waren beide Naturen zu gleichartig. Horaz war wie Mäcenas feinsinnig und von zarter Gemütsart. Zum Krieger insbesondere eignete er sich nicht, und was seine militärische Tüchtigkeit anbelangt, so ist für sie die bekannte Haltung in der Schlacht von Aktium bezeichnend genug. Dazu kam seine Hingabe an ein beschauliches Leben, seine Neigung für friedliche Beschäftigung und die sanften Reize des Landlebens. Es war also lautere Freundschaft, welche beide Männer verband.

Ob die Beziehungen, die der noch höher Gestellte, Kaiser Augustus, zu dem Dichter unterhielt, auf den gleichen Ton gestimmt waren, sei hier nicht entschieden. Der Kaiser war jedenfalls ungleich starkmütiger als Mäcenas und auch als Horaz. Er hatte den zuverlässigen Charakter und die geselligen Gaben des liebenswürdigen Dichters kennen gelernt und ihn in seine Nähe gezogen. Der Umgang mit ihm war ihm ein

Bedürfnis. Ja, als Horaz einmal die ihm angebotene Stelle eines kaiserlichen Geheimschreibers ausgeschlagen hatte, versicherte ihn Augustus dennoch seines fortdauernden Wohlwollens und bot ihm in vertraulichen Briefen seine Freundschaft an. „Nimm dir etwas heraus von mir," sagte er später, „als ob du mein Hausgenosse wärest. Denn wenn du auch zu stolz gewesen bist, meine Freundschaft anzunehmen, so vergelte ich darum dein Verschmähen nicht mit gleicher Sprödigkeit." — Streng waren die kaiserlichen Anschauungen von Sittlichkeit, wo es den geschlechtlichen Umgang mit dem Weibe galt; bekannt ist das Vorgehen gegen Ovid, der durch seine ars amandi das Ärgernis des Kaisers erregte und auch die strengen Bestimmungen verletzte, die derselbe in seiner lex Julia zur Steuerung der Sittenlosigkeit Roms erlassen hatte. Gegen die Lebensführung seines genußfrohen Freundes aber hatte er nicht nur nichts einzuwenden, sondern er gab ihm noch sein besonderes Wohlwollen in ganz besonderer Weise kund. Fast möchte man glauben, in diese Freundschaft sei ein Ferment von Liebe gemischt gewesen. Wie könnte man es sonst verstehen, daß Augustus den Dichter sein „charmantes Kerlchen" nannte und ihn mit noch derberen Schmeichelnamen beehrte, die hier nicht wiedergegeben werden können, die aber jedem Literaturfreunde bekannt sind.

Es sei ferne, den Kaiser Augustus für die Freundschaftsliebe zu reklamieren, noch ferner, den venusianischen Sänger den urnischen Dichtern beizuzählen. Worauf es hier ankommt, nämlich zu zeigen, daß in Horaz, dem freimütigsten Lyriker des römischen Altertums, kein Abscheu gegen ein unnatürliches Laster, dagegen ein achtungsvolles Verständnis für die Liebe zur männlichen Schönheit vorhanden war, das steht nach dem, was hier gesagt wurde, von selbst fest.

Wir wenden uns nun einem Dichter zu, der nicht nur urnische Gefühle anerkannte und verstund, sondern selbst von ihnen durchdrungen war und sie auch in seinen Dichtungen verherrlichte, zu Vergilius Maro. Er ist eine der unver-

fälschtesten Erscheinungen unter den Dichterurningen und zugleich eine Derjenigen, welche mit dem glänzendsten Nimbus für alle Zeiten umgeben sind. Vergilius, i. J. 70 v. Chr. als der Sohn einfacher Landleute in der Nähe von Mantua geboren, also ein Landsmann von Catullus, wurde der beliebteste Dichter in der Augustäischen Periode. Sein Lebensgang hat mit dem seines Landsmannes viel Gemeinsames. Frühzeitig nach Rom gekommen, fand er bald Freunde, die ihm zusagten und insbesondere seinem Bildungsbedürfnisse entgegenkamen. Unter diesen ragt der durch Anmut und Redegabe ausgezeichnete Oktavius Musa hervor, den er anspielend auf den Beinamen in einem katullisch empfundenen Gedichte feiert. Jener Asinius Pollio, der Förderer Catulls, regte auch Vergil zu Leistungen an, für welche er im Dichter ein besonderes Talent vorfand, und die überdies nach seinem eigenen Geschmacke waren. So veranlaßte er das reingestimmte Naturkind zum ländlichen Idyll mit seinen Schilderungen von Myrtenhainen, Syringsmelodien und Hirtenwettgesängen. Vergil begann mit Uebersetzung theokritischer Gedichte, und auch in seinen eigenen Gesängen waren es die sicilischen Musen, die ihn begeisterten. Die Hirten und Hirtinnen, welche auftreten, tragen griechische Namen; hervorragende Sänger in der Idylle wie Corydon und Thyrsis, stammen aus Arkadien, der Heimat der Hirtenpoesie; griechisch sind größtenteils auch die auftretenden Götter und Heroen. Vieles wurde später in diese Gesänge hineingetragen, was nur den Eingeweihten verständlich war, und die allgemeine Annahme, daß man hier auch zwischen den Zeilen zu lesen habe, hat schon früh zu teils berechtigten, teils gewagten Erklärungsversuchen geführt.

Dies gilt insbesondere von der zweiten und dritten Ekloge, welche die unglückliche Liebesbewerbung des reichen Herdenbesitzers Corydon um den schönen Alexis, den Liebling seines Herrn, schildert. Hoffnungslos wie er ist, muß sich Corydon damit begnügen, in der Einsamkeit den Bergen und Wäldern sein Sehnsuchtslied zu singen. „Alle Tonarten stimmt er an,

um den Spröden zu rühren und zu gewinnen: zärtliche Vorwürfe und Drohungen, prahlerisches Selbstlob des Reichtums, der Sangeskunst, der Schönheit, lockende Schilderung idyllischen Zusammenlebens, Verheißungen und Geschenke — um sich endlich verzweifelnd einzugestehen, daß Alles umsonst, und um dennoch zu beteuern, daß der Zug seines Herzens unwiderstehlich sei." (Ribbek, Gesch. d. röm. Dicht. II, S. 17). — Vergilius darf auf keinen Fall um einen schönen Knaben geworben haben. Deshalb hat man zu den abenteuerlichsten Erklärungen seine Zuflucht genommen. Der Dichter sei nicht mit seinem Herzen bei der Sache, das Ganze sei eine Allegorie gewesen, in welcher thatsächlich einem Mädchen eine Rolle zugedacht war; es liege eine bloße Spielerei vor, in welcher sich der phantasievolle Dichter vorübergehend gefiel. — Und doch berichten schon Sueton, Martial und Apulejus: unter Corydon sei Vergil, unter Alexis ein von demselben geliebter Knabe (puer = Jüngling) zu verstehen. Sueton und Servius geben an, Alexis sei ein hübscher Bursche namens Alexander gewesen, den der Gönner Vergils, Asinius Pollio, in seinem Dienste hatte und den er dem Dichter geschenkt habe, weil derselbe an jenem Gefallen gefunden. Nach Martial war Alexis ein Geschenk des Mäcenas! Keinen Zweifel an der thatsächlichen Urningsneigung Vergils aber läßt Claudius Donatus mehr übrig, welcher ausdrücklich berichtet: „Vergilius liebte den Cebes und den Alexander. Keinen von beiden entließ er ungebildet: den Alexander als Grammatiker, den Cebes als Dichter." — Das Bestreben, den Liebling auszubilden, ist edlen Urningen aller Zeiten gemein, und schon die Griechen erblickten mit Plato in demselben die geistige Vaterschaft des Liebenden.

Eng an die dritte schließt sich die siebente Ekloge. Der Hirte Meliböus berichtet, wie er Daphnis*) im Schatten einer Steineiche sitzen sah und bei ihm zwei geübte Wettsänger,

*) Daphnis war überhaupt der Held der bukolischen Dichtung, dessen Kunst und dessen Leiden von Stesichorus und den sicilianischen Dichtern um die Wette besungen wurden.

Corydon und Thyrsis, bereit sich in ihrer Kunst zu messen. Er hat der Einladung des Daphnis nicht widerstehen können und wiederholt aus dem Gedächtnis den Wechselgesang, der mit dem Siege Corydons endigt. Dieser gesteht am Schlusse seine schwärmerische Liebe zu Alexis.

Von den Gegnern nicht bestritten ist der thatsächliche Sinn der ersten Ekloge; in dieser wird dem Asinius Pollio der Dank ausgesprochen für den Schutz, welchen derselbe dem bei Mantua gelegenen Landgute Vergils angedeihen ließ, als die Truppen des zurückziehenden Cäsar sich mit demselben für den ausständigen Sold entschädigen wollten. An die Stelle des Dichters tritt hier ein schon ergrauender Hirte, der sich soeben in Rom von seinen Ersparnissen freigekauft und die Erlaubnis erhalten hatte, seine Herde auch ferner auf den gewohnten Plätzen weiden zu lassen. Der andre Hirte, welcher auftritt, teilt das Los der von ihrem Besitz vertriebenen Landsleute Catulls und ist im Begriff, mit seinen Ziegen in die Fremde zu ziehen. Durch diesen Gegensatz erhöht sich der Ausdruck unauslöschlicher Dankbarkeit für den großherzigen Beschützer. Die Freundschaft zwischen Pollio und Vergil war eine solch opferwillige, wie sie nur durch eine innige Neigung erklärt werden kann. Und dieser Neigung setzte der Dichter ein Denkmal in jener hochbedeutsamen vierten Ekloge, welche weltbekannt ist: „In höherem Tone begrüßt der Bukoliker die bevorstehende Wiederkehr des goldenen Zeitalters, welche in diesem Jahre (40 v. Chr.) eintreten soll. Es wird ausgezeichnet sein durch die Geburt eines Knaben, dem die Herrschaft über den befriedeten Erdkreis beschieden ist. Von göttlicher Herkunft wird der Knabe ein Götterleben führen in Gemeinschaft mit Göttern und Helden. Die ganze Natur wird dem Kinde dienen und ihm ihre besten Gaben darbringen. Alles wird prächtig gedeihen, wilde Tiere werden zahm, giftige Kräuter und Schlangen werden unschädlich werden. Aber erst allmählig, wenn der Knabe heranreift, werden die letzten Spuren der bisherigen bösen Zeit ver-

schwinden.“ — Dieses wunderbare Gedicht, von den Erklärern aller Zeiten der eingehendsten Betrachtung und Beurteilung unterzogen und sogar in eine Beziehung zum kommenden Messias gebracht, ist ohne Zweifel dem Kinde des Pollio, C. Asinius Gallus, geweiht der später dem Askanius selbst mitteilte, daß es ihm zu ehren verfaßt wurde.

Außer Pollio zählte zu den nähern Freunden Vergils ein Rufius und Tucca, welche von ähnlichem Geiste beseelt waren wie er. Zeitlebens blieb der Dichter ihnen verbunden und bedachte sie noch vor dem Tode mit Legaten aus seinem Vermögen. Nahe stand er selbst in seinem Leben dem gleichstrebenden Horaz, der einmal in einer stimmungsvollen Elegie „An Vergilius“ der Trauer um einen gemeinsamen Freund Ausdruck verlieh. Und wie Horaz, so genoß auch Vergil das freundschaftliche Vertrauen des Mäcenas und dessen Gebieters. Mit Catullus teilte er aber nicht nur das Gefühl seiner Freundschaft, sondern auch den Sinn für die Freuden des Landlebens, der in vielen seiner größern wie kleinern Dichtungen als Grundton erklingt. Dies ist insbesondere der Fall in den vier Büchern „Vom Landbau“, die er in Neapel gedichtet hatte und als Begleiter des Augustus und Mäcenas auf der Rückreise von dort in dem campanischen Städtchen Atella im Standlager des Kaisers zur ersten Vorlesung brachte. Er zeigt in demselben die sittliche Wirkung auf, die der Umgang mit der freien Natur hervorbringt, und gestaltet das Ganze zu einem seelenvollen Bilde des Werdens und Schaffens, in dessen Vordergrund der Mensch als Herr der Schöpfung steht. Vergil hängt dem alten Glauben an die Götter an trotz seiner Neigung zur Naturforschung und Philosophie; die Frömmigkeit setzt er beim Landmann als notwendig voraus, da derselbe auf die Huld der Naturgewalten angewiesen ist, die durch Gebet und Opfer zu gewinnen seien. Er selbst weilte gern auf dem Lande, namentlich in den reizenden Gefilden Campaniens und bebaute hier seinen Garten. Unter Vergils Namen ist ein Gedicht vorhanden, in welchem Pria-

pus, der biedere Gartenhüter, die Ehre rühmt, vor der Villa des Dichters seines Amtes walten zu dürfen, und in welchem er begehrliche Burschen an den reichen Nachbar verweist, wo ein lässigerer Collega die Aufsicht über die Früchte führe. Das gemüt- und geistvolle Werk der Georgica aber ist eines der edelsten Kleinode römischer Dichtung und zeigt den Genius des Verfassers wie der römischen Nation von der besten Seite.

Sein glücklichster Wurf gelang Vergil mit dem Epos, in welchem er, wie in der neunten Ekloge angekündigt war, „Könige und Schlachten" singen wollte und in der That den Ruhm der Quiriten und des julischen, seine Abstammung auf Julus-Askanius zurückführenden Herrschergeschlechter feierte. Ein Epos ist sonst das dichterische Mittel nicht, mit welchem man seine intimsten Empfindungen zum Ausdruck bringt. Aber ein aufmerksamer Blick des Lesers findet, daß Maro seinen Gefühlen in der Äneide keine Gewalt anthat, daß insbesondere die männlichen Gestalten und von diesen wiederum die zarten Jünglinge mit besonderer Vorliebe behandelt sind. Der Knabe Askanius strahlt „wie ein in Gold gefaßter Edelstein oder wie Elfenbein kunstvoll in Buchsbaum gelegt: über dem milchweißen Nacken wallt ihm das Haar, in goldenem Reif zusammengehalten." Auch Lavinia wird glänzend geschildert; aber was haben wir für einen Eindruck, wenn wir lesen: „Ihre Wangen erröten, wie wenn einer Elfenbein mit Purpur bemalt oder wenn unter weiße Lilien rote Rosen gemischt sind."? Wie ganz anders lauten die Schilderungen, die sogar Nebenfiguren, wie dem männlich schönen Nisus und dem jugendlich blühenden Euryalus gewidmet sind, beide im Tode wie im Leben vereint, ein unsterbliches Bild von Männerfreundschaft! — „Der kostbare Inhalt, den Maros Fühlen und Wissen darstellt, war in das edelste Gefäß gegossen. Die Verse des Epos [sagt Ribbek] bringen die männliche Kraft, den heldenhaften Schritt und erhabenen Wohllaut des lateinischen Idioms zur vollkommensten Geltung. Ein gemäßigtes Pathos, vornehme Pracht, ausdrucksvolle Manigfaltigkeit und natürliche Anmut

ist gedämpft durch einen Hauch altertümlicher Strenge, bisweilen auch gewürzt durch erlesene Mittel griechischer Kunst. Ein breiter voller Strom zieht der Rythmus dahin, bald brausend, bald sanft, nie eintönig, stets in harmonischen Grenzen gehalten. Eine maßvolle Tonmalerei tritt an geeigneter Stelle ein, und kunstvoll gegliederte Wortstellung gibt der sprachlichen Form ein rythmisches Gefüge. So ist Virgil einer großen Reihe späterer Dichter das klassische Vorbild für das heroische Versmaß geworden. Trotz allen Spuren der Unvollendung ist die Äneide unter allen Gedichten der Römer das populärste, das unentbehrliche und nie vergessene, unermüdlich abgeschriebene und erklärte Schulbuch, ein Schatz geistiger Erhebung und Offenbarung, ja ein Abgrund für abergläubische und wirrsinnige Grübeleien, eine Leuchte der großen Dichter, welche in Italien den Genius der nationalen Poesie wieder erstehen ließen."

Virgil stand im 52. Lebensjahre, als er eine Reise nach Griechenland antrat, um auf klassischem Boden sich der Vollendung seines Werkes zu widmen. Der Rest seines Lebens sollte dann ganz dem Ideal seiner Jugend, dem Studium der Philosophie in der Heimat gehören. Allein die Reise wurde ihm verhängnisvoll. Er traf in Athen mit dem Kaiser Augustus zusammen, der aus dem Orient zurückkehrte, und schloß sich ihm auf Wunsch an. In Megara, bei Besichtigung der Stadt erkrankte er am Sonnenstich und kehrte nach Italien zurück. Die Seereise verschlimmerte seinen Zustand, und nach seiner Landung in Brundusium starb er daselbst (19 n. Chr.). Seine Asche wurde nach Neapel gebracht, und dort zeigt man noch heute dem sinnenden Wanderer „das Grab Vergils." — Er war von seltener Reinheit des Charakters und der Sitten, so daß er in Parthenope, der Jungfrauenstadt, der „Jungfräuliche" genannt wurde. Verheiratet war er nie. Ein zärtlicher Sohn seinen hochbetagten Eltern, ein verläßiger und beliebter Freund einem Freunde wie Varius, Tucca, und wie Horaz, Mäcenas und Augustus — ließ er es sich damit genügen. Den lauten

Freuden war er abhold, die Zurückgezogenheit war ihm Lebensbedingung; für Ehre empfänglich suchte er keine Ehrung auf, erntete sie aber reichlich. Wenn er sich einmal, was selten geschah, in Rom auf der Straße zeigte, so entstand ein Zusammenlauf; man folgte seinen Spuren und deutete auf ihn, so daß der bescheidene, weltfremde Mann in das nächste Haus flüchtete. (Gesch. d. röm. Dichtung, II, 13—104. Nach Ribbek). Die Ruhe des Gemütes, der Friede, den das Landleben gab ein mäßiger Wohlstand waren ihm die einzige Voraussetzung irdischer Glückseligkeit. Und diese fand er im Genuß des Schönen: auf ihm ruhte sein Auge, für das Schönste schlug sein Herz. —

Das uns vorgesteckte Ziel, nämlich einen Einblick in das Liebeleben hochgebildeter Römer zu gewinnen, könnte durch das bisher Gezeigte erreicht sein. Es sind mit Uebergehung kleinerer Momente die hervorragendsten Vertreter jener Kunst, welche der natürliche Interpret der Liebe ist, zu worte gekommen. Aber es sollen noch ein paar Zeugen gehört werden, die nicht nur wegen ihres dichterischen Ansehens, sondern auch wegen ihrer besondern Stellung in der Literatur, als die Chorführer der erotischen Poesie, nicht übergangen werden dürfen: Ovidius und Tibullus.

O v i d i u s war ein erklärter Verehrer des weiblichen Geschlechtes. Zahllos sind die Frauen, die er besungen, unbestritten seine Hingabe an die Reize Aphroditens. Seine Elegien, Metamorphosen und Tristien, sie alle gehen von diesem Gesichtspunkte aus und zielen auf ihn hin. Gleichwohl treffen wir auch ihn bei liebevoller Schilderung männlicher Schönheit an. Ja, er hatte sogar das volle Verständnis für die Liebe zu den Männern, und kein urnischer Dichter hätte diese feinsinniger schildern können, als Ovid es in mehreren seiner Dichtungen gethan, z. B. da wo er die Liebe Apollos zu Hyacinthus feiert. Dieser an sich geringfügige Umstand ist als das Zeugnis eines unparteiischen, der Frauenliebe ergebenen Weltmannes von so hoher Bedeutung, daß es zur Beant-

wortung unserer Frage ohne weiteres genügend erscheint. Eingehender aus dem entgegengesetzten Grunde darf Tibull behandelt werden, der mit ausgesprochener Vorliebe das männliche Geschlecht verherrlicht und der Erotiker der Urningsliebe schlechthin genannt werden kann. Seine Wiege stand in der Nähe des malerischen Präneste; als Knabe atmete er reine Landluft und diese hauchte er späterhin in seinen Versen aus. Von ritterlichem Geschlechte entstammend, war er verpflichtet Kriegsdienste zu leisten, aber ohne Liebe zum Waffenhandwerk folgte er den römischen Eroberern in ferne Länder, nach Spanien, Gallien, an den Nil und nach Kleinasien. Sammelte sich der Dichter durch diesen Umstand einen reichen Vorrat von Kenntnissen und Erfahrungen, so vermochte derselbe nicht das starke Heimatgefühl, noch weniger die Neigung zum Landleben zu unterdrücken. Auch lockte ihn nicht der Glanz des Reichtums. „Mag ein anderer Gold anhäufen und große Güter besitzen, die er fortwährend gegen den Feind zu verteidigen hat: ich will bei bescheidener Habe behaglich meine Tage verleben, nicht auf ewigem Marsch.“ Seinem kriegerischen Freunde Messala, in dessen Gefolge er die Feldzüge mitgemacht, ruft er zu: „Dir ziemt es, zu Land und zur See zu kriegen, um den Ruhm deines Hauses zu mehren; mich fesselt die Liebe. Hier bin ich guter Soldat. Ihr, Feldzeichen und Tuben, bleibt mir fern, und auch ihr, goldenen Schätze!“ Im unschuldigen Zeitalter des Saturn, als noch nicht die weiten Straßen durch die Länder der Erde eröffnet waren, als man noch nicht die Meere befuhr, um aus entlegenen Küsten mit fremder Ware befrachtet, heimzukehren; wo noch kein Streit tobte, die Felder ohne Grenzzeichen, die Häuser ohne Thüren waren, wo die Bienen von selbst Honig, die Schafe ihre Milch darboten, kein Stier vor das Joch gespannt, keinem Pferde der Zügel angelegt war, da hätte Tibullus leben mögen (I, 3). Der Frömmigkeit seiner schlichten Vorfahren getreu, versäumt er keine Pflicht gegen die ländlichen Gottheiten Ceres, Bacchus und Priapus und bringt ihnen die Erstlinge der geernteten Früchte dar.

Auf seinen Landgute in den Bergen bei Präneste empfängt er die Freunde, sieht er Horaz oder empfängt durch den Boten dessen Episteln. In diesen werden regelmäßig die glücklichen Gaben gepriesen, mit welchen die Natur Geist und Körper Tibulls beschenkt habe. Dessen Lieblingsgattung in der Poesie war die Elegie, und die großen griechischen Meister waren hierin sein Vorbild, nicht bloß in der Form, sondern auch in der Empfindung. Zwar besang er eine Delia, und Glycera und schilderte mit glühenden Farben seine Liebe zu diesen Mädchen. Allein wer weiß, ob nicht die Konvenienz bei diesen Dichtungen die Feder führte? In frühen Lebensjahren, in denen man über sich selbst nicht klar ist, wo am mächtigsten das Beispiel wirkt, ahmt man dieses auf falscher Fährte wie auf richtiger Spur nach und täuscht sich über die eigenen Empfindungen. Aber mag dies bei Tibull nicht der Fall sein; mag immerhin eine Leidenschaft für das Weib — in diesem Falle für leichtsinnige Mädchen — sich des jungen Dichters bemächtigt haben, und mögen die Verächter des Eros mit spöttischer Siegesgewißheit fragen, wie mit einer solchen Leidenschaft zum Weibe die Liebe zu einem männlichen Wesen vereinbar sei, so können wir auch dieses Rätsel lösen.

Es ist wahr, wer ein Weib liebt, kann in der Regel keinen Mann lieben, und Beides schließt sich im allgemeinen aus. Allein ebenso wahr ist, daß beide Geschlechter nicht ohne Übergang sind, und daß auch von ihnen gilt, was bei den Individuen innerhalb der Geschlechter nicht geleugnet wird: Natura facit saltus. Es gibt eine Grenzscheide zwischen beiden Geschlechtern, die, wie diese, durch Individuen repräsentiert wird: das sind eben die Urninge. Und auf dieser Grenzscheide selbst, in ihrer Mitte, wiederholt sich im kleinen, was sich durch dieselbe zwischen den beiden großen Geschlechtern zeigt: es gibt Urninge, welche sich in ihrer Liebesrichtung auf einer Seite zum Weibe, auf der andern zum Manne hingezogen fühlen, und zu diesen zählt eben Tibullus. Mag nun die eine oder andere Seite in ihm präponderiert haben, jeden-

falls, zeigen die Lieder, welche an die Jünglinge gerichtet sind, den unverfälschten Charakter der Liebe, und ihr Sänger ist ein begeisterter Jünger des „Eros". Die vierte Elegie des ersten Buches ist eine urnische ars amandi. „Beim Schattendach, das dich beschirmt, o Priap, damit nicht Sonne, nicht Schnee deinen Scheitel treffe, ich frage dich, durch welche List fängst du die schönen Jünglinge, da doch kein Bart dir duftet, kein geschmücktes Haar dein Haupt ziert? Nackt durchlebst du den Frost des rauhen Winters, nackt des Sirius lechzende Tage. — So fragte ich. — Und der ländliche Sohn des Bacchus, der mit krummer Sichel bewaffnete Gott, erwiderte also: „O fliehe du der Jünglinge zarte Schar! Sie verstehen die Kunst immer zu gefallen: dieser, wenn er mit angerücktem Zügel das Roß bändigt [diese Stelle bezeugt unwiderleglich und ein für allemal, was unter puer zu verstehen ist]; jener, wenn er mit blendendem Busen das stille Wasser zerteilt. Dieser reizt durch edle Kühnheit, jener durch mädchenhafte Sittsamkeit, die seine sanfte Wange malt. Doch sollte er anfangs sich sträuben — laß dich nicht irre machen von dem Spröden. Bald wird er unter das Joch den zarten Nacken beugen. Die Dauer der Zeit lehrte den Löwen dem Menschen gehorchen; sie durchnagt den Fels mit weichem Wasser. Die Zeit bringt auf sonnigen Hügeln die Traube zur Reife und bewegt glänzende Gestirne nach sicherem Gesetze."

„Auch fürchte keine Beteuerung! Den Meineid der Liebe treiben die Winde unschädlich über Länder und Meere. Hoher Dank dem Zeus! Er selbst, der Vater der Götter, nahm den hastigen Schwüren der tändelnden Liebe die Kraft. Bei ihrem Pfeil erlaubt die Diktynna und bei ihrem Schild Minerva ungerügt zu schwören. Aber, wirst du zögern, so schadest du dir. Nicht träge harren die Tage und kehren nie zurück. Wie bald verliert die Erde ihr Farbengepränge! Wie bald verliert die Silberpappel ihr schönes Haar! Wie schwach, wenn das müde Alter kommt, liegt das Roß, welches einst aus Elis' Schranken flog! Ich sah schon Jünglinge, wenn sie das

späte Alter drückte, traurig darüber sein, daß ihre Tage ungenossen entflohen waren.“ — „Grausame Götter, die jugendliche Schlange streift ihre Jahre ab — warum gab der Schönheit das Schicksal keine Dauer? Phöbus und Bacchus allein blühen in ewiger Jugend, sie, die Götter, die beide ungeschornes Haar schmückt!“

„Erlaube du deinem Lieblinge Alles, was er unternimmt. Folgsame Liebe besiegt Alles. Weigre dich nicht, ihn zu begleiten, obschon der Weg lange, und die Glut des Sirius die Fluren sengt; obschon das Regengewölk den Himmel mit dunklen Farben umzieht und baldige Güsse verkündet. Oder, wenn er auf dem Nachen die blaue Flut befahren will, so steure du selbst durch die Wellen den leichten Kiel. Dulde willig jede Drangsal oder reibe die Hand am ungewohnten Pfluge wund. Will er das tiefe Thal mit Fangnetzen umstellen, so sträube sich deine Schulter nicht, das Jagdzeug ihm nachzutragen. Gelüstet ihn zu fechten, so stoße mit schonender Rechten und gib ihm öfters Blöße zu einem Sieg; dann wird er dir hold sein. Dann darfst du rauben süße Küsse; er wird sich zwar weigern, doch den halbgeraubten Kuß dir geben.“

In der neunten Elegie „An den untreuen Geliebten“, der sich durch Geschenke von einem Nebenbuhler Tibulls verführen ließ, zürnt derselbe mit leidenschaftlicher Glut dem, der geschworen hatte, „nicht um reichen Goldes Gewicht und nicht um Gewinn die Treue zu verkaufen.“ In einem Atem aber ruft Tibullus die Huld der Himmlischen auf ihn herab, nur ein Rachegefühl ausnehmend, daß der Bursch an seinem Mädchen ähnliche Erfahrungen mache wie er. Sich selbst will er durch einen neuen Liebling schadlos halten. — Die Muse Tibulls verschmäht es nicht, in kräftigeren Tönen als die übrigen Dichter die Gefühle urnischer Neigungen ausströmen zu lassen und sogar dem Priapus Lieder zu weihen, wie jenes, freilich nicht ganz beglaubigte, dichterische Tagebuch beweist, in welchem vertrauliche Mitteilungen höchst diskreter Natur niedergelegt sind. Unmittelbar persönliche Beziehungen sind

in dem sittlich tadellosen Festgedicht (II, 5) zu erblicken, das er zu Ehren des Valerius Messalinus, eines achtzehnjährigen Jünglings, verfaßte. Es geschah, als dieser in das Collegium der Fünfzehn aufgenommen wurde, dem die Deutung der sibyllinischen Bücher oblag. Zur Einweihung des jungen Priesters wird in dem Gedichte Apollo mit leis ironisch gefärbtem Pathos eingeladen im vollen olympischen Schmuck zu erscheinen, so wie er einst dem Sieger Jupiter, als dieser der Weltherrschaft sicher war, den Päan gesungen habe. Das Gedicht ist von einer beispiellosen Zartheit und bekundet, welch liebevollen Anteil der Dichter an dem schönen Jüngling genommen haben muß.

Bei weitem nicht alles, was Tibull gedichtet, ist erhalten geblieben. Vieles, was gerade für sein ureigenes Empfinden bezeichnend wäre, mag nach seinem frühzeitigen Tode verloren gegangen sein. Aber was wir kennen, spricht laut genug. Jedenfalls ist Tibullus eine recht warmblütige Dichternatur auch für denjenigen, der sich sträubt, dessen Liebe zu den Jünglingen für berechtigt zu halten. „Die edle Ruhe und Sicherheit, das künstlerische Maß, das er beobachtet, teilt sich der Empfindung des Lesers mit: man atmet den frischen Duft schöner Natur; Heiterkeit, gedämpft durch ein wenig Melancholie, inniges, sinniges Gefühl mit einem Anhauch schalkhafter Laune gewürzt, das sind die Grundaccorde der tibullischen Lieder.“ (R.) Für denjenigen aber, welchem die individuelle Neigung des Dichters nicht widerstrebt, ist nicht minder entschieden, daß in diesem Lobe ein Zugeständnis liegt, welches mit der Verächtlichmachung der Freundesliebe unvereinbar ist. — Es ist unmöglich, alle die Zeugnisse wiederzugeben, welche die lyrische Dichtung Roms zu gunsten derselben abgelegt hat. Die Dichter Septimius Serenus, Lucanus und Silius, Calpurnius Siculus seien bloß dem Namen nach erwähnt; von Titus Petronius, einem Zeitgenossen und Günstling Kaiser Neros sei aber eine Stelle angeführt, welche in einem Gedichte — das Liebesbündnis zwischen dem Urning Enkolpius und dessen „frater“

Giton behandelnd — vorkommt und zu dem schönsten gehört, was über die Urningsliebe ausgesprochen wurde:

> „Qualis nox fuit illa, dii, deaeque,
> Quam mollis torus! Haesimus calentes
> Et transfudimus hinc et hinc labellis
> Errantes animas. Valete curae
> Mortales; ego sic perire coepi!" (Satyr. cap. 79.)

Mit dieser klassischen Stelle beenden wir die gewinnreiche Umschau unter der Reihe der lyrischen Dichter und wenden uns den Vertretern anderer Gattungen zu.

Drama.

Innerlich ohne direkte Berührungspunkte mit der Lyrik ist es das Drama, das im engen Anschluß an dieselbe auf unsere Aufgabe nun in betracht kommen muß. Wie nämlich jene ein subjektives Zeugnis des Dichters bildet, so ist dieses der objektive Widerhall der öffentlichen Meinung. Was von der Bühne herab gezeigt wird, ist das Spiegelbild des Lebens, im Lustspiel das der gewöhnlichen äußeren Vorgänge, in der Tragödie das der innern Konflikte, der seelischen Kämpfe. Dieses Spiegelbild zeigt, wie nach den uns bereits bekannten Manifestationen der größten Dichter nicht anders zu erwarten ist, mit unwiderleglicher Klarheit, daß die Liebe unter Männern im alten Rom nicht nur nicht verachtet war, sondern als ebenbürtig mit der normalgeschlechtlichen Richtung galt. Allerdings ist es die Liebe zwischen Mann und Weib, welche die regelmäßige Grundidee des Dramas bildete; bei weitem die größte Anzahl der uns bekannten Dichtungen dieser Art stellt dies fest. Allein ein verhältnismäßiger Anteil kommt

auch der Freundesliebe zu gute. Während auf eheliche und außereheliche Beziehungen zwischen Mann und Weib manch trüber Schatten fällt, erfährt andrerseits die reine Tugend der Freundschaft eine vielfache Verherrlichung, z. B. in den „Captivi“ und dem „Trinumnus“ des Plautus. In beiden fehlt die weibliche Rolle und das erotische Moment vollständig.

Bekanntlich erreichte die dramatische Dichtung weder im Lustspiel noch in der Tragödie im Römerreich die Höhe, die es in Griechenland erstieg. In der letztern Gattung behalf man sich überhaupt mit den griechischen Werken, die teils im Original, teils in Übersetzungen und Umarbeitungen vorgeführt wurden. Sophokles, Euripides und Äschylus blieben Muster und Meister für Italien, in Rom wie in Campanien und Sicilien. Ein unteritalienischer Grieche ist es gewesen, der das fremde Gewächs in den fremden Boden Roms verpflanzte. Als das üppige Tarent, wo die übermütige Dionysoslust herrschte, von den Römern eingenommen war, wurden viele Bewohner der Stadt nach Rom als Gefangene geführt. Unter diesen befand sich Andronikus, welcher in der Folge den siegreichen Eroberern Tragödien und Comödien nach griechischen Mustern schrieb und so auf dem geistigen Gebiete der Kunst einen Sieg feierte. Im Jahre 364 nach Erbauung der Stadt fand die erste dramatische Aufführung griechischer Festspiele in Rom statt. Die spätere sog. fabula palliata, d. i. attisch-römische Komödie des Plautus hatte ihren Namen vom griechischen Kostüm, in welchem sie gespielt wurde. Sie trug ihn im Gegensatz zur fabula prätextata, dem einheimisch-historischen Drama, und der fabula togata, dem nationalen Lustspiel. Es ist nur natürlich, daß in Unteritalien, der griechischen Kolonie, sich griechische Sitte auf der Bühne bemerklich machte, insbesondere daß auch die Männerliebe vielfach Gegenstand der Darstellung, allerdings nicht immer zu ihrer Ehrung, aber auch nicht zu ihrer Verspottung wurde. Die campanische Posse, fabula atellana, von der noch Bruchstücke vorhanden sind, und die allerdings nicht die höhere Kunstform darstellt, zeigt

vielfache Proben hiervon. Abbildungen auf Urnen und andern Gefäßen, so die des oben erwähnten Assteas, sind ein Beleg, daß von ihr auf der Bühne nicht nur gesprochen, sondern daß ihr auf die derbste Weise auch anderweitig, d. i. durch Handlung und Geberde, Ausdruck gegeben wurde. In der Folge stund man in der Hauptstadt selbst nicht an, die Atellana mit all ihren Ausschreitungen über die Bretter gehen zu lassen, und Obscönitäten urnischer wie nichturnischer Art boten sich dem Auge des ausgelassensten Publikums dar. Das Gleiche gilt vom „Mimus", einer theatralischen Vorführung, anfangs bloß mimisch, d. h. ohne Text und dramatische Handlung, später in Verbindung mit diesen. Grobe Sinnlichkeit wurde mit Worten und Geberden unverhüllt dargestellt, und Priapus trat mit seiner ganzen Ungeschlachtheit auf, nicht weniger indes der Typus des lasciven Weibes. Es steht dies mit unserer modernen Auffassung von Sittlichkeit in einem um so größern Gegensatz, als damals Jungfrauen und Matronen, Knaben und Würdenträger unter den Zuschauern saßen. Und so groß war das Gefallen der Menge an diesen Schaustellungen und so festgewurzelt das Recht, an ihnen teilzunehmen, daß die Behörden gar nicht daran dachten, dagegen einzuschreiten. Ja man erzählt, daß der sittenstrenge Cato, wenn ein Mimus im Anschluß an ein Drama vorgeführt wurde, das er mit angesehen, das Theater verließ, um die Menge durch seine Gegenwart nicht in ihrem Vergnügen zu stören. Nicht immer waren indes pantomimische Stücke mit lasciven Beigaben versehen. Unter Kaiser Augustus z. B. wurden solche aufgeführt, welche derselben entbehrten, jedoch Vorliebe für männliche Schönheit und Geschmack an der Freundesliebe verraten, wie schon die Namen „Paris, Hylas, Pylades, Bathyllus" vermuten lassen.

Das römische Drama ist also griechischen Ursprungs; auf diesen ist es mit all seinen Fehlern, aber auch mit all seinen Vorzügen zurückzuführen. Mag man es immerhin beklagen, daß sich in ihm Ausartungen zeigten, die mit dem Sittengesetz

in unlösbarem Konflikt stehen, wie in allen Dingen, so kann auch auf dem Gebiete der Kunst das Beste zum Schlimmen verwandelt werden. Das griechische Drama ist eines der höchsten und edelsten Erzeugnisse des Menschengeistes; wenn es in den Händen der derberen Römer entartete, so ist das nicht die Schuld der Griechen. Hätten diese Ausartungen auf der Bühne nicht im Wesen des römischen Volkes selbst gewurzelt, die Griechen würden vergeblich gesucht haben, sie auf die Bühne zu bringen. Das römische Volk hat das Drama zu Dem gemacht, was es bei ihm wurde. Indessen gestaltete sich dasselbe keineswegs immer zum Tadelnswerten. Was das Drama des Plautus und Terenz gab, kann auch vor den Augen eines strengen Moralisten bestehen. Außerdem erwäge man, daß in der römischen Posse und im Lustspiel noch andere Erscheinungen zu tage treten, die weder mit dem griechischen Volk noch mit der griechischen Liebe in einem Zusammenhange stehen. Menschliche Thorheiten und Gebrechen, die, — wenn man nicht gerade von der Griechenliebe spricht, — bereitwilligst als Laster bezeichnet werden, kommen in der weitaus größten Mehrzahl der römischen Stücke vor das Tribunal des Publikums; auch jene Glücklichen, welche von des Eros Pfeil nicht getroffen sind, zeigten sich im Lustspiel mit solchen Fehlern behaftet. In der wegwerfendsten Weise äußern sie sich über die durch die Ehe ihnen verbundenen Frauen; sie bieten dieselben einander zum Tausch an; je früher die Frau stirbt, desto besser sei es, meinen sie; wem man Übles will, dem wünscht man, daß sie lange lebe. Welche Rolle endlich ein Teil des weiblichen Geschlechtes selbst spielt, das läßt sich nach Alledem erraten. — Was die Griechen zu verantworten haben, ist also lediglich das, daß sie den Römern eine Kunstgattung schenkten, die denselben ohne sie fremd geblieben wäre, und daß die hervorragendsten Werke des römischen Dramas ihr Vorbild in den unsterblichen Dichtungen der drei großen griechischen Tragiker besaßen, von denen freilich zwei zu Eros sich bekannten, Sophokles und Euripides.

Didaktik.

Wenn der lyrische Gehalt in der Poesie eines Volkes geeignet ist, die intimen Vorgänge des Gefühlsleben zur unmittelbaren Darstellung zu bringen, so ist der Inhalt der Didaktik das Mittel, einen Reflex der sittlichen Anschauungen eines Volkes zu geben. Wir haben nun in dieser Richtung von keinem Volk des Altertums ein so klares Bild wie von den Römern, eben weil wir bei keinem Volke so vielseitige Vertreter der didaktischen Dichtung haben wie bei diesem. Es sind nicht bloß lehrhafte Meinungen oder Spruchdichtungen, welche wir denselben verdanken, sondern jene Form, durch welche die sittlichen Eigenschaften eines Volkes zum klarsten Verständnis des Beobachters kommen, die Satire. Die zwei berufensten Vertreter dieser Dichtungsform, Juvenal und Martial, behandeln gerade die Zeiten, in welchen hinsichtlich des Sittenzustandes im römischen Volke eine Krisis eintrat. Juvenal schwang die Geißel des Spottes in den Tagen von Domitian bis Hadrian, Martial um 20 Jahre früher, während der Regierung des anrüchigen Kaisers Nero.

Es sind im allgemeinen keine erfreulichen Bilder, welche die Satiriker uns entwerfen, und der Moralist wird sich mit Betrübnis und Entrüstung von denselben abwenden. In der genannten Periode der Kaiserzeit trat eine Verwilderung der Sitten ein, wie sie Rom weder vor noch nach dieser Zeit gesehen hat. Wir wollen diese Erscheinung durchaus nicht beschönigen, sondern sie zu nehmen versuchen, wie sie war. Es ist übrigens nicht unsere Aufgabe, ein ausführliches Sittenbild

dieser Zeit zu geben und hier die Schandthaten vorzuführen, welche bereits hinlänglich aus der Geschichte bekannt sind. Unsere Aufgabe ist es vielmehr zu zeigen, wie sich damals die sittliche Anschauung des römischen Volkes im allgemeinen und die der hervorragenden Personen im besondern sowohl zur allgemeinen als zur Urningsliebe verhielten. Ferner wollen wir der Frage näher treten, ob es auch nicht etwa in Rom die letztere Richtung war, welche den Untergang von Volk und Staat herbeiführte.

Zur Zeit Juvenals war der sittliche Niedergang in der Hauptstadt des Weltreichs ein erschreckender. Das Leben und Treiben, welches sich vor den Augen des Dichters abwickelte, forderte denselben zu Spott und Verachtung geradezu heraus. Treue und Glauben im öffentlichen Verkehr, die Heilighaltung der Ehe, die Pietät gegen die Eltern war so gut wie entschwunden; Denunziation, Erbschleicherei, Habsucht und Prasserei stunden auf der Tagesordnung. Juvenal selbst lebte allerdings einfach. In der 11. Satire schildert er eine seiner Mahlzeiten. Es sind eigene Erzeugnisse seines Landgutes, die auf die Tafel kommen. „Kein kostbares Tischgerät prangt vor den Augen des geladenen Gastes; nicht Musik erschallt, kein Reigen wird getanzt, kein Vorschneidekünstler erscheint; kein phrygischer Ganymed, sondern schlichte, unverdorbene Bauernburschen tragen die Speisen und Getränke auf.“ In einem andern Gedichte gedenkt Juvenal vergangener Zeiten und schildert, wie die Vorfahren erbeutete Wertstücke lieber zerbrachen, als daß sie mit denselben prunkten, und wie ihnen die Götter noch nahe standen, wenn auch die Statuen derselben, gleich den Schüsseln auf dem Tisch, von Thon waren. Streng also gegen sich selbst in seinen sittlichen Grundsätzen konnte er über andere ungescheut die Geißel des Spottes schwingen, wozu so reichlich Anlaß war. Hier der reich gewordene Barbier und der ehemalige Nilsklave, der jetzt den großen Herrn spielt; der Stutzer der sich nach neuester Mode kleidet; der Gelehrte, der mit griechischen Redensarten um sich wirft; der

unredliche Vormund und der räuberische Statthalter; dort der Ehemann, der einer Erbschaft willen den Kuppler seiner Frau macht; hier der Aristokrat, der eine Stelle im Heere haben will, nachdem er sein Vermögen in Pferden und seine Zeit mit Streunen vergeudet hat; dort die vornehme Dame, die sich feilbietet, und die Matrone, die ihren Gatten mit Gift beseitigt hat. An Frauen tadelt er auch sinnlose Grausamkeiten, die sie gegen Sklaven verübten, teils um sich einen bestialischen Genuß zu verschaffen, teils aus zügelloser Laune und Leidenschaftlichkeit. In diesem Punkte übertreffen sie nach Juvenals Meinung die Männer. So führt er eine Dame vor, welche vom Gatten verlangte, derselbe solle einen Sklaven kreuzigen lassen. Der Mann erwiderte: „Wodurch denn hat er den Tod verdient?“ — worauf die liebenswürdige Vertreterin des zarten Geschlechtes bemerkt: „Du Narr, der Sklave soll ein Mensch sein?“ — und das geflügelte Wort beifügt: „Mag er auch nichts verbrochen haben — sic volo, sic jubeo, stat. pro ratione voluntas.“ Am schärfsten geht Juvenal mit den Sündern ins Gericht, die sich überhaupt geschlechtlich vergangen haben, und neben den gewöhnlichen Verächtern der Keuschheit, sind es allerdings auch die Anhänger der Männerliebe, die seinen Zorn erfahren. Bald geißelt er einen Hausfreund der gleicherweise die Begierde des Herrn nach ihm wie dessen Sehnsucht nach ehelicher Nachkommenschaft befriedigt; bald einen Urning, der sich einem Weibe gleich in Koketterie gefällt und die Blicke auf sich zu ziehen sucht.

Indem Juvenal solche Menschen dem Spotte preisgibt, bewahrt er selbst seine sachliche Ruhe und enthält sich durchaus eines moralischen Urteils. Die Urningsliebe als solche tadelt er nicht; wo er tadelt, da gilt es entweder einem Manne, der sich für Geld, aus schnödem Eigennutz, einem Urning hingibt, oder einem Urning, der sich nicht zu zügeln weiß und sich selbst durch sein Benehmen der Verachtung überantwortet. Es sind also Fehler, Thorheiten und — Laster, welche auch in der allgemeinen Liebe, wo sie vorkommen, von

ihm getadelt werden, und welche, wie Geiz Habsucht, Eitelkeit und Weichlichkeit, auch vom Standpunkt des Urnings aus verachtungswürdig erscheinen. Insbesondere hütet sich Juvenal, die Männerliebe als Grund der Ehelosigkeit zu beziehen, wie man es in späteren Zeiten und bei sehr erleuchteten Völkern beliebte. Juvenal selbst blieb unverheiratet und war, obwohl gewiß kein Urning, ein erklärter Weiberfeind. Er selbst gesteht, für Persönlichkeiten wie Cynthia, Delia oder Lesbia niemals einen Sinn gehabt zu haben. In der sechsten Satire, dem weitaus längsten aller dieser Gedichte, hat er „mit feindseliger Härte der Stimmung und mit einer bis ins Ekelhafte gesteigerten Nacktheit der Schilderung niedergelegt, was er an den Schwächen und Sünden der Frauen durch gründliches Studium gefunden hatte. Unbarmherzig geht er mit ihnen ins Gericht. Die Liste der Unliebenswürdigkeiten, Schandthaten und Laster von Gattinnen, sowie der Leiden, Gefahren und Enttäuschungen von Ehemännern läßt an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig. Juvenal verwirft die Ehe, als einen Wahnsinn, der unvernüftiger als der Selbstmord sei. Er behauptet, es gebe kaum auf dem Lande noch eine ehrbare Frau, erklärt aber zugleich, daß er eine untadelige Frau am allerwenigsten möge. Mit Abscheu liest man von den geheimen Orgien der Weiber, von der kalten Grausamkeit der Gebieterin, für die der Sklave kein Mensch ist, und der bloß deshalb ans Kreuz geschlagen werden soll, weil es ihr beliebt.“ Zum Schluß besteigt die Satire den Kothurn und gedenkt der weiblichen Ungeheuer auf der Bühne, zu welchen die Gegenwart in Rom das lebendige Beispiel liefere, „wenn auch die Frauen nicht mehr wie Klytemnestra das Beil führen.“

Man sieht, wie gewagt es ist, aus den Anschauungen Juvenals eine Schlußfolgerung auf den sittlichen Wert oder Unwert einer Handlung zu machen. Die logische Gerechtigkeit verlangt, daß aus gleichen Prämissen die gleichen Folgerungen gezogen werden. Wenn man infolge der Anschauungen Juvenals die Urninge verurteilt, so mußte man auch die

Frauen verurteilen: Wenn der Urning als das Produkt einer Degeneration betrachtet wird, so muß es auch die von Juvenal gebrandmarkte Frau sein. Wenn es aber diese nicht ist, so darf auch der Urning nicht dafür gelten, denn wenn die lasterhafte Frau bloß eine gesunkene Frau ist, dann ist der lasterhafte Urning nichts anderes als eben ein gesunkener Urning. Oder umgekehrt: die Urningsliebe kann so sittlich sein wie die Frauenliebe. Degeneration der Natur ist auch die entartete Liebe nicht; mit einem Wort: Natur ist jede von beiden.

Im übrigen unterscheiden die Literarhistoriker 2 Gruppen von Satiren Juvenals, eine solche, in der er als leidenschaftsloser Beobachter schreibt, und eine solche, in der ihm Erbitterung und Grämlichkeit die Feder führen. Die letztere Gruppe gehört dem spätern Teil seines Lebens an. Die Sage erzählt, daß er in seinem Greisenalter von einem Kaiser in die Verbannung geschickt worden sei, und die zeitlichen Umstände weisen in dieser Beziehung auf Hadrian hin. Ermutigt durch den Beifall, den seine Satiren gefunden, habe Juvenal einige ältere gegen einen geliebten Günstling des seinerzeitigen Kaisers Domitian gerichtete Verse in eine neue Satire eingeschoben, die der urnisch fühlende Hadrian auf sich beziehen mußte. Dieser habe dann, dem scherzhaften Vergehen entsprechend, in grausamem Scherze den 80-jährigen Mann als Befehlshaber einer Cohorte nach Ägypten geschickt. Diese Erzählung ist indes eben eine Sage, vollständig unverbürgt und trägt ganz den Charakter der Anekdote an sich. Gewiß ist nur, was bereits gezeigt wurde, nämlich daß Juvenal lediglich die Ausschreitungen im öffentlichen Leben rügte, in sexuellen Dingen bloß die Ausartungen im Auge hatte und die Natur so wenig corrigieren, als er andrerseits die Sittenlosigkeit außerhalb wie innerhalb des Geschlechtslebens verteidigen wollte.

Wenig besser als zur Zeit Juvenals stand es um die Sittlichkeit Roms etwa ein Menschenalter früher, als seine Satiren Martial schrieb. Die gewöhnlichen Fehler und Thorheiten des Schmarotzertums, der Erbschleicherei, des Geizes, der Prasserei

und der Sinnlichkeit zeigten sich auf der Bildfläche. Was aber Juvenal mit sittlichem Ingrimm geißelte, übergoß Martial lächelnder Miene mit der Lauge des Spottes. Er machte sich zur Aufgabe, die Wirklichkeit nicht grell zu beleuchten, sondern sie, wie sie war, im Spiegel wiederzugeben. Vielleicht that er im eigenen Interesse gut daran, daß er es so machte. Auch persönlich bildet er nämlich einen Gegensatz zu Juvenal; während dieser ein objektiver Zuschauer bleibt, sehen wir Martial mitten im Thun und Treiben der Menschen sich bewegend. Ja, er steht nicht an, sich als Mitschuldigen zu bekennen und bewirkt dies nicht selten dadurch, daß er von sich in erster Person spricht. Freilich will er damit nur die Schärfe seines Spottes mildern. Denn so wenig die lasciven Bemerkungen wörtlich zu nehmen sind, die er mitbezug auf seine Frau macht, so wenig darf dies mit seinen eigenen Geständnissen geschehen. Martial war nämlich nie verheiratet und — darin stimmt er mit Juvenal überein — hatte sogar eine Scheu vor der Ehe. Überhaupt sind seine Äußerungen ausgelassener als seine Person. Wie schon Catullus versichert hatte, daß nur seine Verse, nicht aber seine Person anzüglich seien, so behauptet auch Martial, er selbst führe einen ehrbaren Wandel. Den Kaiser bittet er einmal, bei seinen (Martials) Scherzen die strenge Herrschermiene abzulegen, wie er, der Kaiser, ja auch die Unanständigkeit des Mimus mitansehe. Von alters her seien, z. B. bei Triumphzügen, derbe Soldatenschwänke gestattet, und „lateinisch“, d. h. geradeheraus sprechen, könne nicht verwehrt sein.

Wenn gesagt wird, daß Martial, wo er von sich spricht, nicht sich selbst gemeint hat, so ist das nur zur Hälfte richtig. Er meint sich bloß da, wo er tadelt, nicht selbst und zwar aus den bekannten Gründen: nämlich um eine allzu heftige Wirkung seiner Geschosse abzuschwächen, und um nicht die Rache des Spottes gegen die eigene Person herauszufordern. Wo er aber lobt, da fallen diese Gründe weg, und was er von sich spricht, das meint er auch von sich. Dies ist in allen

jenen Gedichten der Fall, wo er den Gegenstand seines Herzens feiert, und da diese Gedichte sich auf männliche Personen beziehen, so sind wir im Recht, wenn wir Martial für einen Urning halten.

Sein eigenes Zeugnis erblicken wir insbesondere im dritten Buche seiner Werke. So beschreibt er (III, 65) einmal das Aroma, das die Küsse eines schönen jungen Menschen aushauchen. „Wie ein Weinberg duftet, wenn er blaßgrün blüht an seinen Reben; wie ein blühender Garten, welcher sikanische Bienen beherbergt; (wie das Erdreich duftet, wenn es von sommerlichem Regen leicht besprengt wird; wie fruchtbares Land mit Bäumen im Frühling): so duften, grausamer Jüngling, o Diadumenos, deine Küsse.“ Von jenem Alexis, den einst Vergil geliebt, heißt es: „Es stand am Tische des Gebieters der wunderschöne Jüngling; mit weißer Marmorhand goß er den dunkeln Falerner ein. Und er reichte den Becher dar, da er ihn angetrunken hatte mit rosenroten Lippen, wie sie selbst Jupiter hätten entzünden können.“ Auch Jupiter wird als gleichgestimmt gefeiert. Martial berichtet launig, daß der Göttervater, vom Adler durch die Lüfte getragen, aus der Hand den Blitz gegeben habe, da er liebt. „Von welchem Feuer erglüht er, der Gott?“ fragt der Dichter, worauf der Adler antwortet; „Von der Liebe zu Ganymed.“ — Einen möglichst tiefen Eindruck muß der Geliebte des Kaisers Domitian, dessen Mundschenk Earinus, auf den Dichter gemacht haben. Diesen feiert er im neunten Buch durch eine Reihe von dichterischen Liebkosungen. Dreimal spielt er auf das anmutigste mit dem wohlklingenden Namen, (der sich mit „Frühlingsentsprossener“ übersetzen läßt), der sich aber leider nicht in das Versmaß fügen wolle. „Earinus! — O Name, mit den Veilchen und Rosen geboren, der nach Hybla duftet und attischen Blüten, Name süßer als Nektar, mit welchem wünschen möchte benannt zu werden Cybeles Götterknabe, und der dem Donnerer den Becher mischt: wenn du erklingst im parrhasischen Saal, so antworten Venus und alle Liebesgötter.“

Trotz solcher Bekenntnisse brauchte Martial den Spott nicht zu fürchten, selbst wenn er auf Solche, die von Eros' Pfeil getroffen waren, Ausfälle machte. Und dazu bot sich häufig Gelegenheit, nämlich in Hinsicht auf die effeminierten Urninge Roms, von deren lächerlichem Gebahren er sich frei wußte. So schildert er nicht ohne Laune, wie ein gewisser Virro, einer Dame gleich, auf ihre Polster hingegossen, am Feste Junos, der Beschützerin der Ehe, seinen Geliebten empfängt und sich von diesem einen Frauenschmuck und einen Sonnenschirm verehren läßt. — Beißend ist das auf einen verweichlichten Griechen, namens Carmenion abzielende Epigramm, in welchem Martial sich verbittet, von jenem mit „Bruder" angeredet zu werden. „Da du dich rühmst, ein Bürger Korinths zu sein, warum nennst du mich, den Celtiberier (Martial war in Spanien geboren) „Bruder"? Sind wir an Mienen einander ähnlich? Du wandelst einher, geputzt mit gekräuselter Frisur, ich mit hispanischem Haar, das sich gegen Künsteleien sträubt. Du bist glatt durch tägliches Bimsteinschaben, ich bin an Schenkeln und Wangen rauhaarig. Dein Mund lispelt, und matt ist deine Zunge, ich rede kräftig, wenn ich flüstere. D'rum hör' auf, mich „Bruder" zu nennen, damit ich dich nicht „Schwester" heiße." — Dieses Epigramm ist in psychologischer Hinsicht mehrfach bedeutsam; zunächst deshalb, weil es zeigt, wie die weibliche Natur der geschlechtlichen Doppelwesen bei ungebildeten Urningen zum offenen Durchbruch kommt, während geistig hervorragende Urninge, wie Martial selbst, sich auf männliches, man darf sagen, rauhes Wesen etwas zu gute thun. Die andere Seite ist nicht minder vielsagend; wir wollen sie aber hier nicht weiter berühren, da sie uns zeitlich zu weit von unserm Gegenstand abbrächte und den in das Wesen des Urningtums Eingeweihten ohnehin bekannt ist. — Mit Behagen weidet sich Martial am Gegenstück zu den Virros und Carmenions, an den weiblichen Urningen, den sogenannten Urninden. Diese zeigen die entgegengesetzte Erscheinung, wenn sie sich zwanglos geben, nämlich das Streben,

möglichst männlich zu erscheinen. Von einer „Philänis“ verrät Martial, daß nicht nur ihre Geschlechtslust eine männliche sei, und daß sie junge Mädchen liebe, sondern daß sie sich nach Männerart in der Fecht- und Ringschule wie ein junger Römer übe. — [Ähnlich berichtete Lucian (dial. meretr. 5) über eine Griechin Megilla. Sie erschien vor ihrer Geliebten mit kurzgeschorenem Haar (während ihre „männlichen“ Pendants mit Locken erscheinen) und gab sich wie ein recht stark entwickelter Athlet der Arena. „Hast du schon“, fragte Megilla, „einen so schönen jungen Mann gesehen?“ — Auf die Antwort des Mädchens: „Aber ich sehe doch keinen jungen Mann, Megilla?“, erwiderte jene nicht ohne Entrüstung: „Mach' mich nicht zum Weibe; denn „Megillus“ heiß' ich.“ — An allen Orten und zu allen Zeiten die nämliche Erscheinung.]

In dem Grade, als sich Martial bemühte, männlich zu sein und zu scheinen, bevorzugte er — ganz im Einklang mit dem psychologischen Gesetz der gegensätzlichen Anziehung — unter den männlichen Personen, die er liebte, die virginische Anmut, und es störte ihn durchaus nicht, wenn seine Lieblinge Locken trugen. Jener Earinus, — schon deshalb ein Typus dieser mädchenhaften Eigenart, weil er ein Verschnittener war, — ist aus diesem Grunde seine besondere Augenweide gewesen und von ihm außerordentlich gefeiert worden. Dessen Haarschur z. B. malt er im Wettstreit mit seinem Nebenbuhler Statius als eine Art Staatsaktion aus. Die Haare, welche unter der Schere des Barbiers gefallen sind, werden mit einem Votivspruch dem Äskulap gewidmet; dieser aber erregt damit die Eifersucht des himmlischen Ganymed, welcher bei Jupiter für sich auf gleiche Feier anträgt. Sein göttlicher Herr verweist ihn zur Ruhe mit den Worten: „An des [Kaisers Hofe sind tausend Diener wie Earinus; ich habe nur Dich. Wer soll mir den Nektar mischen, wenn dir geschornes Haar ein männliches Aussehen gibt?“

Der Kaiser, welcher Earinus liebte, war gewiß mit allem Luxus umgeben, den das zeitgenössische Rom aufzubieten ver-

mochte. Vom Luxus leitet man ja gern die Entstehung des Lasters, und unter diesem wiederum mit Vorliebe das „Laster" der Männerliebe ab. Martial aber liebte den Luxus nicht. Wie er einfach in den Tafelfreuden war und sich mit dem „Ziegenböcklein, den Eiern und den Früchten" begnügte, welche ihm sein tiburtinisches Landgut lieferte, so konnten ihn auch die Aufregungen der Hauptstadt, die öffentlichen und privaten Vergnügungen, die Tabernen, Theater und der Markt nicht auf die Dauer fesseln. Er sehnt sich nach dem Bergstädtchen in der spanischen Heimat zurück und lebt, nachdem er dorthin mit Unterstützung des jüngern Plinius übergesiedelt ist, den stillen, aber beseligenden Wonnen der Beschaulichkeit. Außerhalb des Städtchens ersteht er sich ein Landgut, das er bewirtschaftet und in welchem er, ähnlich wie Catull, sich den Musen und der Freundschaft hingibt. „Während du", schreibt er an seinen Kollegen Juvenal von Spanien nach Rom, „vielleicht rastlos in der lärmenden Suburra umherirrst, oder den Aventin erklimmst und in der Toga schwitzend deine Besuche bei den Vornehmen machst, hat mich das Städtchen Bilbilis wieder aufgenommen und zum Bauer gemacht. . . . Die Toga kenne ich nicht mehr. Steh' ich auf, so empfängt mich das lustige Herdfeuer und ein reichliches Frühstück. Dann meldet sich ein hübscher Jägerbursch u. s. w." Allerdings entleidete ihm die Klatschsucht der Landsleute und die Bosheit der kleinstädtischen Philister auch den Aufenthalt in der Heimat, und nach 3 Jahren kehrte er in die leichtlebige Hauptstadt zurück. Was ihm fehlte, wußte er gar wohl: das Glück der Frauenliebe. „Wenn du meiner Muse", gesteht er einem Freunde, „Kraft und Schwung geben und Gedichte von einiger Dauer haben willst, so schaffe mir eine Liebe, wie Cynthia, Lykoris und Lesbia." — Aber die Sehnsucht fruchtet nichts, wo die Anlage fehlt, d. h., wo die Natur versagt hat. Sein nachlässig gehaltenes Äußere hing offenbar mit seiner individuellen Gleichgiltigkeit gegen das weibliche Geschlecht zusammen, und diese war es, die ihm den Tempel des ehe-

lichen Glückes verschloß. Die letzten Jahre seines Lebens waren einsam und von dem bittern Geschmack derselben befreite ihn ein verhältnismäßig früher Tod. Seine Verse aber dauerten trotz seiner Befürchtung und ohne Liebe zu den Frauen so lange, „als sollten sie ewig leben.“ Des Urnings Martial Werke sind in der That unübertreffliche Leistungen auf dem Gebiete des geistreichen Epigramms, und auch Juvenal hat es ihm an Geschick und Fruchtbarkeit nicht gleichgethan.

3. Die Imperatorenzeit.

Wie man durch Sehnsucht die normale Liebe nicht herbeiführen kann, so wenig kann durch irgend einen Willensakt die Urningsliebe erworben werden. Auch äußere Einwirkungen, z. B. die Macht des Beispiels oder die Verweichlichung durch Luxus, vermag dieselbe nicht hervorzubringen, sondern höchstens in einem Urning, der sie verheimlichte, an das Tageslicht zu rufen. Daß zunächst diejenigen Urninge, welche durch ihre gesellschaftliche Stellung oder geistige Größe hervorragen, hierbei in die Erscheinung treten, liegt in der Natur der Sache. Aus diesem Grunde sind nicht nur die Neigungen solcher Personen zu ihrer Zeit bekannt geworden, sondern es sind auch die Nachrichten hierüber durch die Überlieferung bis auf uns erhalten geblieben. Kein Wunder, daß in den Reihen der römischen Imperatoren eine verhältnismäßig große Zahl als Urninge figuriert. Außer Domitian, dem Gönner und Zeitgenossen Martials, ist es be-

sonders Tiberius, welcher mit der Geschichte der Urningsliebe, allerdings in nicht rühmlicher Weise, verknüpft ist. Wenn man indessen seine Lasterhaftigkeit auf Rechnung dieser Liebe setzt, so begeht man ein Unrecht, dessen man sich in einem Zeitalter, wo es eine Psychiatrie gibt, schämen sollte. Im Hause der Claudier, dem Tiberius wie Caligula und Nero angehörte, war der Wahnsinn bekanntermaßen erblich, und daß der Wahnsinn die erotischen so gut wie die andern Seelenfunktionen stören und dabei Formen der Ungeheuerlichkeiten annehmen kann, ist für jeden Verständigen eine wissenschaftliche Thatsache. Urninge können mindestens eben so gut vom Wahnsinn befallen werden wie Normalgeschlechtliche. Auf dem Thron ist die Gefahr außerdem eine größere als im Privatleben. Als ein Fürst der Gegenwart geistig umnachtet wurde, erklärten Autoritäten der Psychiatrie, daß dieses Unglück eintreten konnte, auch ohne daß urnische Neigung vorhanden war. Ist ja doch dieses Fürsten Bruder, der gewiß kein Urning ist, ebenfalls ein Opfer des Wahnsinns. Unter diesem Gesichtspunkt ist nicht das Urningtum dafür verantwortlich, daß Nero sich mit jungen Männern förmlich, d. h. angethan mit dem Hochzeitsgewande einer Braut, und vor versammeltem Senat, verheiratet hat. Aus seiner Urningsnatur erklärt sich übrigens sein Hang, als Künstler zu gelten und als solcher öffentlich aufzutreten.

Am meisten entlädt sich der Ingrimm der Historiker über Heliogabalus, der neben seinen urnischen Thorheiten auch durch namenlose Verschwendungssucht hervorragt. Die Historiker berichten zwar, daß derselbe bereits als 14jähriger Sohn eines Sonnenpriesters in Asien wegen seiner Schönheit von den römischen Soldaten zum Kaiser ausgerufen worden sei, vergessen aber zu bemerken, daß jeder andere Vierzehnjährige, auf die schwindelnde Höhe eines Kaiserthrons gestellt, — und wäre er auch der größte Verächter der Männerliebe und der feurigste Anhänger des schönen Geschlechts, — den gleichen oder analogen Gefahren wohl nicht mehr widerstanden hätte.

Übrigens saßen auch edle, geistig gesunde und politisch tüchtige Urninge auf dem römischen Kaiserthron. Wir wollen absehen vom Begründer der Alleinherrschaft, von Julius Cäsar, obwohl das, was seine Krieger über ihn bei der Rückkehr aus Nikomedien verbreiteten, mit hoher Wahrscheinlichkeit auf urnisches Empfinden deutet. Bereits haben wir abgesehen von Cäsar Augustus, dessen Liebhaberei für priapische Facetien außer von Horaz auch von Martial bezeugt werden; wie wir nicht minder absahen von dessen Freund Mäcenas, in dessen Persönlichkeit sich alle Züge des urnischen Typus wiederfinden. Wir nennen außer Domitian, der wenigstens im Anfang seiner Regierung den höchsten Zielen zustrebte und später es jedenfalls an Thatkraft nicht fehlen ließ, die beiden Imperatoren T r a j a n und H a d r i a n als Urninge. Dem ersteren gaben seine Zeitgenossen den Namen „Optimus“, und die nachfolgenden Geschlechter pflegten bekanntlich jeden Kaiser bei dessen Regierungsantritt mit den Worten zu begrüßen: „Mögest du noch glücklicher als Augustus und noch besser als Trajan sein!“ Der letztere jener obengenannten Imperatoren, auf der Grenzscheide zweier Weltalter stehend, verband mit der Energie des Altrömers den weitschauenden Blick des kommenden modernen Menschen. Auf allen Gebieten der Kunst war Hadrian zu Hause. Wo er nicht, wie in der Dichtung, selbstthätig war, bekundete er als Eklektiker ein glückliches Talent, wie seine unvergleichlichen Einrichtungen und Bauten in Tibur darthun. Ein strenger, umsichtiger Gebieter, wußte er mit allen Eigenschaften eines feingebildeten Privatmanns zu glänzen und wird deshalb mit Recht zu den hervorragendsten Herrschern gezählt, welche die Geschichte kennt. — Sollte aber sein, wie Trajans Name, nichts zu gunsten der Männerliebe beweisen, so sprechen jedenfalls die Namen der andern Imperatoren nicht gegen sie. In dem Zeitalter, da diese regierten, nahmen alle Erscheinungen des öffentlichen Lebens die Form der Dekadenz an, warum sollte die Liebe, und gerade die Männerliebe, hiervon eine Ausnahme machen? — Jedenfalls ist der Umstand, daß die

Dichter dieser und einer früheren, besseren Zeit ohne jeden Rückhalt die Berechtigung derselben aussprechen, und daß die Mehrzahl der großen Dichter sich selbst zu ihr bekennen, ein hochbedeutsames Zeugnis für dieselbe. Die ganze römische Geschichte, auch die Periode außerhalb der Blütezeit, bekundet sonach in ahnungsloser Übereinstimmung mit Griechenland, daß die Männerliebe dem Menschen nicht nur nicht zum Nachteil gereicht, sondern daß sie sogar ein Mittel zu seiner Bildung und Veredelung werden kann.

III. Abschnitt.

Die Ruhe des Grabes.

1. Kapitel. Untergang der antiken Welt.

a. Allgemeine Entartung.

Bald nach den Zeiten Kaiser Hadrians, welcher gleichsam als Markstein auf der Grenzscheide zweier Weltanschauungen steht, ging es mit dem Schicksal der Freundesliebe abwärts. Es traten nicht nur Verfolgungen vonseite des Staates ein, die sie nicht verschuldet hatte, sie trägt auch selbst, indem sie gewisse Auswüchse zeitigte, eine Schuld, von der sie nicht freigesprochen werden kann. Luxus und Verweichlichung gingen im Abendlande wie im Orient Hand in Hand, und eine allgemeine Sittenlosigkeit riß im römischen Reiche ein. Was uns Geschichtsschreiber, wie Dio Cassius, Aurelius Viktor und Suetonius, hierüber berichten, ist in hohem Grade betrübend so gut für den wohlwollenden Menschenfreund wie für den ascetisch strengen Moralisten. Alle Thorheiten, Irrtümer und Laster, wie sie von Juvenal geschildert wurden, hatten sich im öffentlichen Leben nicht nur erhalten, sondern auch vermehrt und vergrößert. Die Ausartungen, auf dem Gebiete des Geschlechtslebens insbesondere, machen sich durch ihre grotesken Formen in abschreckender

Weise bemerkbar. Ein Wahnsinn mischte sich in die Geschlechtslust, der um so bedenklicher erscheint, als er nicht einzelne Individuen, sondern fast die ganze Gesellschaft ergriff. Kein Wunder, wenn auch die Freundschaftsliebe von ihm nicht verschont blieb, wenn auch sie in einem häßlichen Zerrbilde erscheint. Aber während man sich heutigen Tages begnügt, die übrigen Ausartungen mit Abscheu zu beklagen, macht man ihr allein den Vorwurf, daß sie die Degeneration des römischen Volkes verschuldet habe.

Dieser Vorwurf ist ein ebenso leichtfertiger als ungerechter er entspringt mehr dem subjektiven Gefühl, der Abneigung gegen die Urninge, als der objektiven Beurteilung der Thatsachen. Er ist ebenso ungerechtfertigt als es die Behauptung wäre, daß die nichturnischen Grausamkeiten mit denen man im Cirkus die Schlachtopfer den wilden Tieren zuführte, die Ursache an dem gesellschaftlichen Verfalle waren. Nicht einmal die Auswüchse der Urningsliebe sind daran schuld; denn sowohl diese als jene Grausamkeiten sind nichts anderes als einzelne Symptome einer allgemeinen Entartung. Die alte Welt ging unter nicht ohne ihre Schuld; die Männerliebe hat aber damit nichts zu schaffen; sie hat auch in dieser Zeit noch Vertreter, welche vor dem Standpunkte strenger Sitte bestehen können und zwar so gut außerhalb wie innerhalb Roms. Ja sogar im griechischen Orient finden sich edle Urninge, wie Apollonius von Tyana, der vielfach mit dem Messias verglichen wurde. Schon als Vierzehnjähriger, durch Schönheit, Klugheit, Anmut der Sprache und durch ein glänzendes Gedächtnis ausgezeichnet, vermied er, obwohl er Jünglinge liebte, jeden leichtfertigen Genuß. Er warnt, nach Flavius Philostratus, vor demselben und rät Enthaltsamkeit an in dem Falle, daß ein Jünger „Verlangen nach Liebe fühlt und in einem Alter, wo man liebt, auf einen schönen Jüngling stößt.“ Als ächter Pythagoräer warnt er aber auch vor der keuschen Ehe. — Solcher Urninge gab es in jener Epoche des Niedergangs genug. Die Männerliebe verträgt sich aber auch im

Gegenteil sehr wohl mit dem Aufschwung und sogar mit der Blüte eines Staatswesens. Unparteiische Zeugen aus unsern Tagen bestätigen dies absichtslos mitbezug auf die glänzendste Epoche Griechenlands. Schriftsteller aus jener Zeit, wie Plato und Sokrates, wollen wissen, daß die Männerliebe geradezu die Ursache der politischen Blüte Griechenlands gewesen sei. Jedenfalls bezeugen Namen wie die genannten und wie Aristoteles, Solon, Themistokles, Alcibiades und Euripides, daß sie die Bildung und Veredelung einer Nation nicht verhindert hat. Wer weiß daher, ob in Rom nicht umgekehrt das Verderbnis des Staates auch das Verderbnis der Männerliebe herbeiführte, indem derselbe sie in ihrem sittlichen Wirken störte? Keineswegs liegen in ihr die Ursachen des politischen Verfalls; sie lagen nicht einmal in jenem Luxus und jener Verweichlichung, welche die Mannestüchtigkeit der Römer angriffen und zersetzten.

Einer der wesentlichen Gründe war, wie in Griechenland, die verfehlte auswärtige Politik. Das Eroberungssystem, welches nur zum Zwecke der Ausbeutung angewendet wurde, gab dem römischen Weltreich solche Dimensionen, daß man dasselbe von einem einheitlichen Mittelpunkte aus nicht mehr überschauen, geschweige denn in Schranken halten konnte. Rom zerfiel in mehrere nebeneinander bestehende Reiche, deren Herrscher sich eifersüchtig befehdeten. Dazu kam, daß die Völker der eroberten Länder den Siegern selbst zum Verderben wurden. Wenn das Lob, das wir Deutsche in den Geschichtsbüchern unsern Altvordern gespendet sehen, auf Wahrheit beruhen soll, dann waren diese den Römern wie an physischer Kraft so an Energie des Willens weitaus überlegen. Eben diese beiden Eigenschaften waren es, durch welche das römische Staatsgebäude über den Haufen geworfen wurde. Übrigens vergesse man nicht, daß in der Folge eine Zeit heranbrach, in der auch germanische Völker einem Wuchtigeren unterlagen, und ohne durch die Männerliebe entnervt gewesen zu sein.

Die Hauptmacht aber, welche sowohl den politischen als

sozialen Ruin herbeiführte, war eine ideale. Notwendig mußte ein Sturm über die alte Welt hinbrausen und den Modergeruch, der aus den Trümmern des zusammengebrochenen Staatsgebäudes aufstieg, zerstreuen und gründlich hinwegfegen. Diese Macht war das Christentum.

---

b. Das Christentum und die Freundesliebe.

Eine ernste Weltanschauung trat mit ihm an Stelle des heitern Genußlebens. „Die Götter Griechenlands" wurden beseitigt, und das rührende Bild des Gekreuzigten, das sich nunmehr an allen Orten und Enden erhob, predigte die Vergänglichkeit des Irdischen und die allgemeine Pflicht der Entsagung. Ein vollständiger Umschwung vollzog sich auf sämtlichen Gebieten des öffentlichen Lebens. Alles, was an das Heidentum erinnert hatte, mußte fallen. Allerdings viel des Schlechten; mit vielem Schlechten aber manches Gute. Heidnisch waren die Römer wie die Hellenen; heidnisch alles, was sie übten, das Gute wie das Schlimme. Deshalb richtete sich das Christentum nicht in letzter Linie gegen die Männerliebe, durch welche sich das heidnische Altertum so sehr ausgezeichnet hatte. Es half nichts, daß diese Seelenneigung mit den hehrsten Namen verknüpft war; man hatte dies vergessen und wußte nur, daß die Männerliebe in den Zeiten der Entartung eine Rolle gespielt hatte. In der That aber war es eine Rolle nicht besser und nicht schlechter als alle andern waren. Sie hatte jetzt die Majorität der Masse und den Unverstand des Einzelnen als die mächtigsten Feinde gegen sich; deshalb eröffnete das Christentum den Kampf gegen die alte Welt mit dem Kampf gegen die Männerliebe.

Die ersten Urkunden des Christentums zwar, die Evangelien, nehmen nicht Akt von der Männerliebe; sie loben sie nicht, sie tadeln sie nicht. So viel Christus gegen die Fleischessünden sprach, von der Männerliebe schweigt er. Nur das alte Testament hatte sich gegen dieselbe gewendet in der Erzählung von dem Strafgericht, das über Sodom und Gomorrha

hereinbrach. Auch später, aber erst in der Zeit nach Christus, in den Tagen der Apostel, tritt in den heiligen Schriften des Christentums ein Zeugnis auf, welches die Männerliebe zu verurteilen scheint. Wie dort im alten Testament die beiden Städte nicht durch die Naphtaquellen, — welche noch heute dort fließen und sich entzünden können, zerstört sein durften, — sondern wegen der in ihnen herrschenden Männerliebe durch Feuer vom Himmel verwüstet sein mußten, so wurde im neuen Testament die Schuld an dem moralischen Verderbnis der ganzen römischen Welt den Urningen zugeschoben. Es ist indes durchaus keine ausgemachte Sache, daß der Verfasser des ersten Briefes an die Römer, welcher die fragliche Stelle enthält, in der That an solche, d. h. an wirkliche Urninge, gedacht hat. Denn er spricht von „Männern", welche die Natur „verlassen" hätten. Nun sind die Urninge gar keine Männer, sondern Individuen, welche den Übergang zwischen den beiden Hauptgeschlechtern vermitteln; sie haben als solche niemals ein Weib berührt und können es folglich auch nicht verlassen haben. Man könnte also mit Recht behaupten, daß der Apostel die Urninge nicht im Auge hatte, umsoweniger, als es zu gedachter Zeit wirklich Männer gab, welche sich — etwa um das Beispiel großer und einflußreicher Urninge nachzuahmen — mit Verleugnung ihrer „Natur" der Männerliebe äußerlich ergaben. Bekanntlich geschah dies häufig zur Zeit der kaiserlichen Urninge Nero und Tiberius, denen gefügige Seelen in allen Dingen zu schmeicheln bereit waren. — Allein hievon abgesehen und zugegeben, daß diese Interpretation keine absolut genügende sei, so gilt doch inner- wie außerhalb der Kirche der Grundsatz, daß die Bibel kein naturwissenschaftliches Kompendium ist, welches alle Fragen der Physiologie gelöst in sich enthalte. Die Kirche hat von jeher Raum gehabt für die Ergebnisse der Wissenschaft, wie dieselben im Laufe der Jahrhunderte zutage traten. Man braucht gar nicht an das kopernikanische System zu erinnern, das sich im ausgesprochenen Gegensatz zur Bibel sieht, z. B. in dem Berichte von der über dem Thale Aialon

still stehenden Sonne. Daß ein Posaunenschall die Mauern von Jericho gestürzt habe, wird schon längst nicht mehr buchstäblich genommen, und daß der Empfang von Zins für geliehenes Geld oder von Gebühren für geistliche Handlungen durch die Schrift verboten sei, hält trotz des gegenteiligen Wortlauts auch der bibelgläubigste Theologe nicht mehr aufrecht. Christus selbst sagt: „Der Buchstabe tötet, der Geist ist's, der lebendig macht.“ Dunkle Stellen in der Schrift wurden demnach stets aus dem Geiste des Ganzen erklärt, und die Vernunft als die vornehmste Mitgift, die der Schöpfer dem Menschen gegeben, durfte hierbei ein entscheidendes Wort mitreden. Das allgemeine Keuschheitsgebot z. B., das in der Schrift gegeben ist, vermag de facto nicht aufrecht erhalten zu werden. Und wie sich dieses Gebot deshalb gewisse Einschränkungen gefallen lassen mußte und in dem sakramentalen Charakter der Ehe sogar ein Gegengewicht erfuhr, so könnten auch die vereinzelten Schriftstellen über die Männerliebe, vorausgesetzt, daß sie gegen dieselbe wirklich gerichtet sind, vom Standpunkte der Schrift selbst aus ein Correktiv erfahren. Denn auch die Männerliebe ist natürlich und für ihren Träger unbesiegbar; deshalb **kann** die Schrift zu ihr nicht im Widerspruch stehen, und es gilt auch für den Urning das Wort derselben: Melius nubere quam uri, das nach dem Gesetze der Hermeneutik auf ihn angewendet werden muß.

Theologische Bedenken wegen des Wortlauts der Schrift, **wenn** solche bestehen, könnten also ebenso gut beseitigt werden, wie dies schon in früher Zeit geschehen ist bezüglich anderer Stellen z. B.: „Der Bischof soll Eines Weibes Mann sein,“ oder derjenigen, in welcher das Verbot des Zinsnehmens für ausgeliehenes Geld enthalten ist. Übrigens spricht sich auch die Schrift ohnedies zu gunsten einer (allerdings platonischen) Freundesliebe aus. So klagt David um Jonathan: „Ach, gefallen sind die Helden im Streite! Jonathan ist erschlagen auf deinen (Israels) Höhen. Leid ist mir um dich, mein Bruder Jonathan! **Hold warst du mir, sonderlicher deine Liebe mir als Frauenliebe.**“ — Ohne aus dem

Beispiele des Heilandes selbst, von dem es (in der Erzählung vom Abendmahl) Joh. 13, V. 23 heißt: „Es war aber einer unter seinen Jüngern, der zu Tische saß an der Brust Jesu, welchen Jesus lieb hatte," irgend einen Schluß ziehen zu wollen, beschränken wir uns auf die Frage: Wo hat denn außereheliche Weiberliebe in der Schrift ihren Halt und Untergrund?" — Denselben sucht man vergeblich, und doch wird der außereheliche Umgang mit dem Weibe nicht mehr kirchlich bestraft, geschweige denn vom weltlichen Gesetze verfolgt.

Diese theologischen Erwägungen könnten füglich übergangen werden, wenn sie nicht für das Schicksal der Urningsliebe von so außerordentlicher Tragweite geworden wären. Auch ist Alles, was über den Untergang der alten Welt und dessen Ursachen hier gesagt wurde, eine längst bekannte Thatsache, die von nichturnischen Geschichtsschreibern selbst ausgesprochen wird. Allein die Feststellung dieser Thatsache ist hier notwendig, weil die irrtümliche Behauptung, daß die Männerliebe diesen Untergang verursacht habe, sich immer wiederholt. Die Feststellung ist um so notwendiger, als dieser Irrtum von anfang an eine verhängnisvolle Wirkung auf das Schicksal der Urninge ausübte. Dies geschah, als bei Konstituierung der Kirche der Irrtum in die religiöse und, bei Erhebung des Christentums zur Staatsreligion, in die bürgerliche Gesetzgebung überging.

---

c. Die ersten Gesetze gegen die Urningsnatur.

Zwar hatte schon Kaiser Philipp Arabs (244—249 nach Chr.) Gesetze gegen die Männerliebe erlassen. Ihm, von dem die Geschichte nichts Rühmlicheres zu berichten weiß, als daß er seinen Mitregenten durch Mord aus dem Wege räumte, gebührt die Ehre, der erste Verfolger in dieser Richtung gewesen zu sein. Alle seine Gesetze hätten vermutlich bloß vorübergehende Wirkung gehabt und wären erloschen wie die meisten anderen Gesetze seiner Zeit, wenn — sich nicht im Jahre 538 der oströmische Kaiser Justinian vor Erdbeben und Pestilenz gefürchtet hätte! Denn in diesem Jahre proklamierte derselbe

die Novelle 77, in der es heißt: „Wir schärfen den Einwohnern von Konstantinopel ein, abzulassen von solchen (urnischen) Lüsten, damit nicht wegen dieser Gottlosigkeit die Städte untergehen mit ihren Bewohnern. Denn die heilige Schrift belehrt uns: Städte seien wegen desselben untergegangen samt ihren Bewohnern. Denn wegen dieser Verbrechen entsteht Hungersnot, Erdbeben und Pestilenz.“ Diese Motivierung erscheint uns Menschen von heute um so widersinniger, als sie von dem gläubigen Standpunkte Justinians selbst aus schon ein gewisser Widerspruch war. Denn ein frommer Kirchenvater hatte gelehrt, daß in der Nacht, da der Heiland geboren wurde, der Männerliebe ein Ende gemacht wurde, indem Alle, die ihr anhingen, umkamen. Sechs Jahre nach jenem Edikt fügt der nämliche Gesetzgeber die ebenfalls gegen die Urninge gerichtete Novelle 141 hinzu, welche er mit Folgendem motiviert: „Über Sodoms einstige Bewohner hat Gott für diese Raserei (Urningsliebe) ein gerechtes Gericht verhängt, so daß jenes Land bis auf diesen Tag von unauslöschlichem Feuer brennt.“ — Diese beiden Novellen nun wurden als Bestandteil in die vom Kaiser veranstaltete Gesetzessammlung, das Corpus juris aufgenommen und bilden trotz ihrer absurden Motivierung den Untergrund aller Gesetze, welche gegen den Urning existieren — bis auf den heutigen Tag.

Außer den Novellen 77 und 141 liegen zwar dem Corpus juris noch zwei andere Motive zu grunde; allein es ist ungewiß, ob sie in den Augen der heutigen Rechts- und Naturkundigen ein höheres Ansehen genießen als jenes würdige Novellenpaar. Es sind dies caput 13 und 14 der quaestio 7, causa 32. Sie basieren auf der andern, der neutestamentlichen Bibelstelle, jenem ersten Römerbrief, sind später Aussprüche des afrikanischen Bischofs Augustinus geworden und als solche in die religiöse Spruchsammlung des Mönches Gratian übergegangen. Ein Papst verlieh ihnen Gesetzeskraft und so wurden auch sie ein — Bestandteil des Corpus juris. In einer Zeit, wo sich das weltliche mit dem kirchlichen Gesetz deckte, hatten solche Autoritäten unbestrittene Geltung.

Jetzt aber, wo dies längst nicht mehr der Fall ist, genießt diesen Vorzug nur noch Ein Gesetz, es ist natürlich dasjenige, welches nach Pauli Römerbrief I die „Männer“ trifft, die ihre Natur „verlassen“ haben.

Man sieht, der Unkrautsamen Justinians fiel auf fruchtbaren Boden. Den Eifer, mit dem seit seiner Zeit die Urninge verfolgt wurden, übertraf nur die Einfalt, mit welcher man die handgreiflichen Gesetze von Ursache und Wirkung mißachtete. Konnte man sich doch nichts Verdienstlicheres denken, als so gemeingefährliche Menschen zu vernichten, welche Pestilenz und Erdbeben verursachen können! So nur ist der unbegreiflich scheinende Umstand zu erklären, daß sich ein Rechtsirrtum seit dem 6. Jahrhundert bis auf unsere aufgeklärte Zeit erhalten konnte: der Verfolger, welcher die Natürlichkeit der Urningsliebe nicht kannte, hatte keinen Grund, für ihre Rechtfertigung besorgt zu sein; der Verfolgte aber, der sie kannte, er durfte und konnte wegen des Gesetzes nicht sprechen. — Aber keine Verfolgung erreichte jemals den ganzen Zweck. Die Flamme der Urningsliebe wurde niedergetreten, unter der Asche glomm das Feuer fort. Nicht selten schlug die Lohe wieder empor, um der Welt zu zeigen, daß sie nicht erstickt werden könne. Naturam expellas furca, tamen usque recurret.

Wer weiß übrigens, wie sich ohne das widersinnige Edikt des Kaisers Justinian die Lehre der Kirche, die so viele Elemente der hellenischen Philosophie, namentlich des Aristoteles, in sich aufnahm, zur Urningsliebe gestellt haben würde? — Augustinus (Civ. Dei 14, 5 ff.) lehrte, daß jede natürliche Neigung an sich gut sei, auch die Sinnlichkeit nicht ausgenommen. Wenn eine solche böse werde, so liege der Grund nur darin, daß sich dieselbe auf einen unerlaubten, ihr nicht zustehenden Gegenstand richte. Das heißt mit andern Worten: Es gibt nicht nur keine an sich böse Neigung, sondern es gibt nicht einmal eine natürliche Neigung, die schon ihrem eigenen Wesen zufolge böse ist. Absolut sündhaft ist also auch vom Standpunkt des Christentums die Urningsliebe nicht. Hätte

man zu Justinians Zeit die Ergebnisse der psychiatrischen Wissenschaft gekannt, wie sie heute dem Gesetzgeber bekannt sein müssen, so würde das Edikt nicht zu stande gekommen sein. Der perverse Geschlechtstrieb ist so gut eine Wirkung der Natur wie der normale, und der dem Urning, gleich dem Weibe, rechtlich zukommende Gegenstand ist eben der Mann. Es bedarf also für die Kirche nur der Anerkennung dieser wissenschaftlichen Thatsache, so ist für sie sowenig wie für den Staat ein Grund vorhanden, die Urningsliebe für unerlaubt zu erklären. Übrigens war die Kirche, bezüglich der Freundesliebe von jeher in der Praxis milder als in der Theorie. Diese letztere hat erst durch eine strengere Moraltheologie, wie sie später in Verbindung mit der Kasuistik auftrat, eine Schärfe angenommen, die dem mit dem perversen Trieb Behafteten verhängnisvoll wurde. Selbst Dante, der alle Momente des mittelalterlichen Thuns und Denkens in seiner göttlichen Komödie zusammenfaßt und mit kategorischer Strenge über alle Schuld zu richten weiß, urteilt über die Urninge unerwartet milde und ebenso richtig. Er nennt sie ausdrücklich „hermaphroditisch“ und versetzt sie in seinem großen Gedichte nicht in die Hölle, sondern in das Fegefeuer. (Purgat. 21. G. 75. ff. V.)

Im östlichen, von Griechen bewohnten Teile des römischen Reiches war übrigens die Urningsliebe nie aus dem öffentlichen Leben entschwunden. Das Christentum vermochte ihr dort nichts in so weit anzuhaben, daß sie in der öffentlichen Meinung geächtet worden wäre. Das Volk erblickte in ihr kein Unrecht nach wie vor. Zeugnis hierfür ist ein Vorgang, der sich i. J. 390 in Thessalonich, der Hauptstadt des damaligen Illyrien, ereignete. Der stark befestigte Platz hatte eine Besatzung, welche von einem Teil der kurz vorher besiegten Gothen gebildet wurde. Unter dem Hausgesinde des gothischen Oberbefehlshabers, Botherich mit Namen, befand sich ein Leibeigener germanischer Abkunft, der sich durch hohe Schönheit auszeichnete. Für diesen faßte ein dunkeläugiger Grieche, dessen Beruf schon

eine herrliche Erscheinung voraussetzen läßt, nämlich ein Kunstreiter des kaiserlichen Zirkus, eine heftige Leidenschaft. Die Begierde, in den Besitz des blonden Sklaven zu gelangen, wuchs in ihm immer mehr, wurde aber von dem Oberbefehlshaber mit höchstem Mißfallen wahrgenommen. Als der Kunstreiter an Botherich das Ansinnen stellte, ihm den Geliebten zu überlassen, wurde er schroff zurückgewiesen. Es kam infolgedessen im Zirkus zu tumultuarischen Auftritten, in welchen das Publikum für den bei ihm beliebten Künstler Partei ergriff (!). Dieser ließ sich nun in seinem Übermute dahin fortreißen, dem Oberbefehlshaber von der Arena aus zu drohen, nicht eher wieder auftreten zu wollen, als bis sein Verlangen erfüllt sei. Botherich aber erteilte den strengen Befehl, den leidenschaftlichen Kunstreiter hinter Schloß und Riegel zu setzen. Jetzt brach im Publikum ein Sturm der Entrüstung aus; das Volk drang auf den Oberbefehlshaber ein; es entstand ein Handgemenge; die aufgebotene Besatzung erwies sich als zu schwach, den Aufruhr zu bezwingen: Botherich nebst sämtlichen höheren Befehlshabern wurden von dem empörten Volke niedergemacht.

Zeigt dieser Teil des Vorgangs, wie stark im Volk das Bewußtsein von der Berechtigung der Urningsliebe war, so ist der folgende Teil ein Beleg dafür, wie man behördlicherseits sich gegen dasselbe verhielt: der damals regierende Kaiser Theodosius entbrannte in gerechtem Zorne, als er die Nachricht von dem Vorgang erhielt. Er beschloß, das Blut Botherichs mit dem Blute der ganzen Einwohnerschaft von Thessalonich zu rächen. Die Bestrafung derselben überließ er den barbarischen Gothen selbst. Nach Verlauf einiger Zeit wurde die Bevölkerung — im Namen des Kaisers — zu einer Vorstellung, in welcher der Kunstreiter wieder auftrat, in den Zirkus geladen. Arglos eilte das Volk dorthin. Als die Menge den letzten Platz besetzt hatte, begann die Metzelei. Eine Rotte Soldaten besetzte die Ausgänge, und Alle, die es mit dem Künstler hielten, wurden niedergemacht. —

Solche und ähnliche Maßnahmen trugen natürlich nicht dazu bei, die Urningsliebe, welche in den strengen Moralvorschriften des aufstrebenden Christentums einen überlegenen Gegner gefunden hatte, in ihrem Kampfe ums Dasein zu unterstützen. Die Erscheinung derselben wird vielmehr in der Geschichte immer seltener, wenn sie auch nie ganz verschwindet. Ja, im Schoße des Christentums selbst fand sie eine, wenn auch unbewußt und unfreiwillig gewährte Zufluchtsstätte: die Organisation des griechischen Mönchswesens und des Anachoretentums haben manchem Urning, der den Kampf in der Welt nicht aufzunehmen wagte, den Frieden der Zurückgezogenheit und das Leben mit einem Gleichgesinnten ermöglicht. Bezeichnend für die griechische Kirche ist es übrigens, daß sie sogar einen Heiligen in ihrem Martyrologium aufweist, der mit dem Wesen der Urningsliebe in einem interessanten Zusammenhang steht. In der von dem französischen Akademiker Brosset herausgegebene „Heiligengeschichte Armeniens“ heißt es: „. . . Auch der heilige Konstantin war von schönem Körperbau, hatte rötlich graue Augen, kastanienbraunes, glänzendes und gekräuseltes Haar. Er besaß große Beredsamkeit und beantwortete klug die ihm vorgelegten Fragen. Sein Betragen war rein und rechtschaffen; seine Hüften waren umgürtet mit Sitte. Ungefähr 17 Jahre alt, beobachtete er strenge die Fasten und ließ sich „anschauen“ ohne zu erzürnen. — Zum letztern (euphemistischen) Ausdruck bemerkt der mit den armenischen Zuständen wohlvertraute deutsche Dichter Bodenstedt: „Dies letztere bezieht sich auf eine orientalische Sitte oder Unsitte, worüber für belesene Männer weitere Aufklärung unnötig.“

Anders verhielt es sich im Abendlande, wo die abgehärteten germanischen Völker das Uebergewicht erhielten. Nicht als ob diesen die Urningsliebe, — welche wesentlich nichts anderes als eine von Natur aus erworbene perverse Sexualempfindung ist, — ganz fremd gewesen wäre. Nach Tacitus, (Germania Cap. 12) ist auf diejenigen, welche sich der Ausübung eines urnischen Liebesaktes schuldig machen, eine grausame

Strafe gesetzt, ein Beweis, daß solcher nicht selten vorgekommen ist. Die Strafe aber ist ganz eines Volkes würdig, das noch in den Finsternissen der Barbarei dahinlebte: die schuldig Befundenen wurden kopfüber in einen Sumpf gestoßen und dem Erstickungstode preisgegeben. Es war dies zu einer Zeit der Fall, wo noch kein Verkehr mit römischen oder gar griechischen Völkerschaften stattgefunden hatte, also ein Zeugnis, daß das Urningtum gleichsam autochthon, ein Werk der unabhängig schaffenden Natur ist. Dies findet eine Art von Bestätigung darin, daß es nach Aristoteles (Polit. 2,6) schon zu seinen Zeiten bei den Kelten angetroffen wurde. Daß im Abendlande die Freundesliebe in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung nur selten in die Erscheinung tritt, hat seinen Grund nicht nur darin, daß die germanischen Völker durch die Rauheit ihres Klimas und die Einfachheit ihrer Lebensweise überhaupt weniger die sexuellen Seiten hervortreten lassen, sondern auch, weil sie das Christentum mit dem ganzen Ernst ihrer Ueberzeugung auffaßten. Damit hängt zusammen z. B. das Vorgehen der gothischen Horden in Rom und Griechenland, wo sie ihren christlichen germanischen Unmut namentlich an gewissen Teilen der plastischen Männergestalten ausübten, indem sie dieselben vandalisch verstümmelten. Insbesondere wurden die neuen christlichen Sittengesetze bei den Germanen streng beobachtet und von diesen war es wiederum das Keuschheitsgebot, das mit der ihnen eigenen Kraft und Treue aufrecht erhalten wurde. Nie hat z. B. die Ehe bei der romanischen Rasse eine solche Heilighaltung erfahren wie bei den germanischen Völkern. Allerdings gab man auch bei diesen der Natur ihren Tribut, aber bloß im wohlverstandenen Interesse der Mehrheit. Daß unter solchen Umständen für die verschwindende Zahl der Urninge, welche vom christlichen Sittengesetze ausdrücklich verurteilt waren, kein Raum blieb, bedarf keiner weitern Erörterung. Der Geschichtsschreiber ist hier wider Willen seiner Aufgabe überhoben; wo er in den Urkunden auf Spuren der Urningsliebe stößt, geschieht es in

Verbindung mit Berichten über wahnwitzige und grausame Ahndungen derselben vonseite der Zeitgenossen. Im allgemeinen herrscht durch die erste Hälfte des Mittelalters hindurch Ruhe, die Ruhe des G r a b e s.

---

d. Die Kunst in ihrem Niedergange.

Es soll nicht behauptet werden, daß die Verfolgung der Urningsliebe die Ursache zum Niedergang des K u n s t l e b e n s geworden sei. Diese Ursache liegt vielmehr in der allgemeinen Zerstörung der klassischen Kultur. Aber es ist doch eine unleugbare Thatsache, daß mit der Unterdrückung jener Liebe zugleich die Kunst, welche zur Zeit ihrer Duldung geblüht hatte, ihren Rückzug antritt. Die Phantasie der Menschheit wurde in den letzten Jahrhunderten der römischen Kaiserzeit in andere Bahnen gelenkt. Durch das Eingreifen germanischer Elemente in die Weltereignisse, sowie durch das siegreiche Emporstreben des Christentums, welches die heitere Götterwelt verpönte und die alten Kulturstätten mied, änderte sich das menschliche Denken und Empfinden. Der plastischen Kunst wurde durch den Wegfall der Götterwelt die fruchtbarste und mächtigste Anregung entzogen; auf dem Gebiete der Architektur tritt eine nüchterne Richtung ein, welche sogar die organische Einheit des Baustils vermissen läßt. Rotunde und Basilika nehmen den Wettkampf mit dem klassischen Säulentempel auf, welcher im Laufe der Zeiten unterliegen muß. Während so im Abendlande bis zum 6. Jahrhundert ein beständiger Niedergang sich bemerklich macht, erlebte die oströmische Architektur am Schlusse dieser Periode noch einmal eine kurze Glanzzeit. Hellenischer Kunstgeist, der noch nicht erstorben war, rief in Konstantinopel, dem neuen Kaisersitze, die Sophienkirche hervor. Diese entstund allerdings nicht mehr in klassischen Formen; aber ihre Erbauer waren zwei Griechen, Anthemios von Tralles und Isidor von Milet. Nach dieser Zeit, als deren äußerer Wendepunkt die durch Justinian im Jahre 529 veranlaßte Aufhebung der Philosophenschule in Athen betrachtet

werden kann, beginnt die eigentliche byzantinische Kultur und mit ihr eine Verdüsterung der Phantasie. Der persönliche Anteil der Künstler an ihrer Aufgabe verringerte sich in dem Grade, als die Darstellungen immer unselbständiger wurden und lehrhafte Beziehungen enthalten sollten. In der Folge trat ein Zustand der Erstarrung ein: die Gestalten wurden steif, die Bewegungen hart, der Ausdruck leblos. Diese Erscheinung nimmt wie mit der zeitlichen, so mit der räumlichen Entfernung zu. Je weiter wir uns im Geiste dem nüchternen Norden nähern, je ärmer die Natur an landschaftlicher Schönheit wird: desto geringer der ästhetische Geschmack der Menschen. Während sich so in den christlichen Ländern die Kunst von ihren vitalsten Daseinsbedingungen entblößt sah, schien sie bei den heidnischen Völkern des Islam eine Zufluchtsstätte zu finden. Das Gebiet desselben, im Osten bis in die Niederungen Indiens, im Westen bis nach Spanien reichend, sah Prachtbauten entstehen, die noch heute die Bewunderung der Welt auf sich ziehen. Moscheen und Paläste mit gewaltigen Portalen, zierlichen Kuppeldächern und schlanken Türmen erhoben sich in den Städten der lebensfreudigen und männerliebenden Moslim. Malerische Dekoration, zumeist aus musivischen Teppichmustern bestehend, erfüllt das Innere und Äußere mit blendendem Glanze. Das Vollendetste des üppigen Schmuckes sind die ornamentalen Muster, welche unter dem Namen Arabesken bekannt sind und bei denen man von dem bunten Wechsel der Gestalten sowie von der Symphonie der Farbentöne festgehalten wird. Gerade so wie die Linien in einander fließen, eine Figur mit der andern sich verschlingt, so ordnen sich auch die verschiedenen Farben nebeneinander, so daß alle gleichmäßig zur zusammenklingenden Wirkung beitragen. In Spanien haben zwei Bauten der Araber den Ruf von Wunderwerken errungen, die Moschee von Cordova und die Alhambra von Granada. Bei dem ersteren Werke wurden die Säulen fast alle von römischen Denkmälern entlehnt und durch gezackte Hufeisenbogen verbunden. Der Wechsel von

weißen Steinen und roten Ziegeln stimmt vortrefflich zu dem reichen Farbenschmuck, welcher Wände und Bogen überzieht. Die Alhambra, das jüngste Werk arabischer Kunst in Europa, zeigt ein Spiegelbild des Volkes, welches sich des Lebensgenusses und üppigen Reichtums erfreute. Die Fülle und Schönheit des farbigen Ornaments, die Verteilung der Räume, der reizende Wechsel von Höfen und Hallen umkleiden den Bau mit poetischem Schimmer und haben in der Phantasie der Abendländer die Alhambra zum idealen Schauplatze eines träumerischen, der Liebe ergebenen Menschendaseins geschaffen.

Wie stark ist der Kontrast dieser Schöpfungen im Gegensatz zu den ersten Anstrengungen, welche die germanische Kunst in den benachbarten Kulturstätten Galliens und Germaniens machte! Diese entlehnt Motive aus der byzantinischen in ihrer Starrheit ruhenden Kunst; die dankenswerteste Unterstützung liehen ihr noch die zahlreichen Funde aus römischen Pflanzstätten. So machte sich der Einfluß der Antike noch während der Kunstthätigkeit der Franken zur Zeit der Merowinger fühlbar; noch standen einzelne Bauwerke aus der Römerzeit in Gallien und am Rhein und befruchteten die Phantasie der lernenden Architekten. Eine dunkle Ahnung von dem mächtigen Reize der Antike hatte sich erhalten und fand wieder eine Erweckung zu lebendiger That.

Man darf also behaupten, daß die römische Kunst, welche ihrerseits von der griechischen angeregt worden war, eine Quelle für die ganze Kunst des Mittelalters wurde. „Der Einfluß der Antike beschreibt Kurven. die abwechselnd steigen und sinken. Immer aber, wenn die Phantasie einer Auffrischung, die Kunst einer Korrektur bedarf, kehrt sie zu dem Studium der Antike zurück. Eine Kunst, für welche diese ein leeres Blatt darstellt, ist wenigstens für Europa undenkbar.“

2. Kapitel. Das Mittelalter.

a. Düstere Bilder.

Aus der Grabesruhe, welche sich über die Anfänge des Mittelalters breitet, dröhnt es dem Geschichtsschreiber zuweilen wie ein unterdrücktes Wehklagen entgegen. Wenn derselbe den Lauten folgt, glaubt er schemenhafte Wesen zu sehen, die in dumpfen Kerkern liegen oder über erloschenen Scheiterhaufen schweben. Es sind dies die Schatten von Urningen, welche nicht ruhen können, bis ihnen vom Himmel Sühne für ein ihnen geraubtes Lebensglück geworden. Wie es vor der ewigen Gerechtigkeit keine Gewalt und keinen Wahn gibt, so ist es schon die historische Gerechtigkeit, welche nicht ruht, bis endlich das Recht und die Wahrheit gesiegt hat. Das Blatt, welches die an Urningen verübten Greuel verzeichnet, ist nicht aus dem Buch der Geschichte zu reißen, und wenn auch das, was auf ihm gemeldet wird, durch die Beschränktheit der Zeitgenossen entstellt erscheint, so ist doch die stete Wiederkehr der urnischen Erscheinung in der Geschichte ein Beweis für ihre Natürlichkeit und Unausrottbarkeit.

Allerdings von Urningen, die in den mittleren und unteren Gesellschaftsschichten gelebt haben, wird uns kaum eine Meldung; nur einzelne Aufzeichnungen sprechen von ihnen, gleichzeitig aber von der gewöhnlichen Verblendung und Grausamkeit, mit der man sie verfolgte. Im allgemeinen verfielen solche Urninge sofort der Vergessenheit, und ihre Namen sind in ihr begraben. Nur höher gestellte Personen, insbesondere geistliche und weltliche Obrigkeiten, wurden Gegenstand der Beachtung und erscheinen deshalb in den geschichtlichen Über-

lieferungen. Wenn jener schöne und junge Tuskulaner, der im Jahre 1033 als Benedikt IX. auf den Stuhl Petri gehoben wurde, nicht Papst geworden wäre, wüßten wir nicht, daß er ein Urning war. So aber wurde sein Wandel, — der allerdings weder priesterlich noch königlich, aber zum größten Teil eine natürliche Folge seiner Unwürdigkeit war, — aller Welt bekannt. Viele Großen der Erde, welche die Grenzen der herrschenden Sitte beachteten, mögen außerdem dem Urningsgeschlecht angehört haben, ohne daß die Geschichte es weiß. Vielleicht zählt zu diesen der deutsche Kaiser Otto III., dessen schüchternes, fast weibliches Wesen den charakteristischen Zug des Übergangsmenschen bildet. Dafür spricht auch sein Hang zur Schwärmerei. In Aachen ließ er sich das Grab Karls des Großen öffnen und im Jahre 1000, wo man den Weltuntergang erwartete, zog er sich in eine Einsiedelei in einem italienischen Gebirge zurück. Es war gewiß Sympathie der Gemüter, welche in unseren Zeiten den Grafen von Platen zu jenem „Klagelied Ottos III.“ veranlaßte, welches beginnt:

„O Erde, nimm den Müden,
Den Lebensmüden auf,
Der hier im fernen Süden
Beschließt den Pilgerlauf!
Schon steh ich an der Grenze,
Die Leib und Seele teilt,
Und meine zwanzig Lenze
Sind rasch dahingeeilt.“ —

Zweifellos aber darf zu den Urningen jener im Mittelalter lebende Bischof von Bamberg gerechnet werden, der es liebte, in Frauenkleidern umherzugehen und damit den Ärger seiner Zeitgenossen erregte.

Unverstand und sexueller Egoismus der Beobachter ließen ein richtiges Urteil über solche Personen nicht aufkommen; ein reines, ungetrübtes oder wenigstens vollständiges Lebensbild, wie es das Altertum in Plato, Sokrates, in Vergilius und Hadrian gab, hat das Mittelalter nicht überliefert. Aber indem es den Fehler der Natur auf Rechnung der Person

setzte und von ihm mit dem Tone der Entrüstung sprach, sorgte es gegen seinen Willen dafür, daß sich die Spur der Urninge im Laufe der Geschichte wenigstens nicht verlor.

Es ist schon oft darüber gestritten worden, ob der Cölibat unter dem Klerus die Männerliebe gefördert hat oder nicht. Der Cölibat wurde (im 11. Jahrhundert) eingeführt, um der Unsittlichkeit, die im Klerus eingerissen war, zu steuern. Gregor VII. war Menschenkenner genug, um nicht ein Mittel anzuwenden, durch welches er, weit entfernt der Unsittlichkeit — eine solche war in seinen Augen die Männerliebe — zu steuern, derselben nur Thür und Thor geöffnet hätte. Während durch den Cölibat zunächst der durch das Konkubinat entstehenden Verweltlichung des Klerus ein Damm gesetzt werden sollte, wurde durch ihn der geschlechtliche Umgang weder mit Männern noch mit Frauen erlaubt. Es wurden durch ihn im Klerus außerdem der Urninge nicht mehr und nicht weniger, als eben geboren wurden. Nur so viel dürfte zutreffend sein, daß durch die Maßregel Gregors VII. in der Folge dem geistlichen Stande, in welchem man füglich von dem weiblichen Umgange abgeschlossen war, mehr Urninge zugeführt wurden, als dies vorher der Fall war. Gewiß ist, daß sie nach dem 11. Jahrhundert nicht seltener auftraten, als vorher. Zeugnis dafür sind die häufigen Klagen, die in diesem Betreff von den Obern an die Bischöfe und von diesen an die Päpste gelangten. Indessen waren sie keineswegs häufiger als die Klagen über Ausschreitungen in der allgemeinen Liebe.

In dem Zeitalter der Kreuzzüge, während welchem die abendländischen Völker, mit den die Männerliebe bekennenden Orientalen in Beziehung kamen, wird man bei ihnen mit dem Wesen derselben mehr und mehr vertraut. Nicht als ob das Beispiel in den Herzen der Kreuzfahrer gewirkt hätte; die Liebe wurde bloß geweckt, wo sie schlummerte, und trat unbehindert nunmehr in die Erscheinung. Die Not, unter welcher in dem fernen Lande, getrennt von ihren Frauen, auch die Normalgeschlechtlichen litten; das Freisein von drückenden Gesetzen,

wie sie zu Friedenszeiten und in der Heimat galten, erlaubte überhaupt einen größern Spielraum in der Befriedigung sexueller Bedürfnisse. Während sich so die Normalgeschlechtlichen Vieles gestatteten, was sie an Anderen sonst straften, konnten sie auch gegen die Urninge nicht die gewohnte Strenge anwenden, und diese durften sich freier bewegen, zumal in einem Lande, dessen Einwohner ihre Liebe weder als Sünde noch als Schande betrachteten. So wurde die Not die Mutter der Freiheit. Was unter andern Umständen mit Feuer und Schwert verfolgt wurde, galt jetzt als natürlich und selbstverständlich. Deshalb hatte man, wie ein Kirchenschriftsteller erzählt, auf der unter dem abendländischen König Balduin II. von Jerusalem zu Nablus im J. 1120 abgehaltenen Synode mehr zu klagen über „widernatürliche Wollust“ als über die Heuschreckenplage und anderes öffentliche Elend. — Aber Klagen fruchteten wenig; im Gegenteil man gewöhnte sich unter dem Kreuzheere so sehr an die Wahrnehmung der Freundesliebe, daß unter den Rittern der anerzogene Abscheu vor ihr allmählich schwand, und daß sie bei einem Teil derselben sogar eine Art Wertschätzung und Weihe erfuhr. So erklärt es sich, daß zur Aufnahme in den Templerorden, der seine Wurzeln im Orient hatte, von den adeligen Novizen gewisse Liebesbeweise gefordert wurden, die im innigsten Zusammenhange mit der Freundesliebe stunden. Man hat versucht, diesen Umstand zu bestreiten, aber selbst die Verteidiger der Tempelritter müssen ihn auf Grund der neuesten wissenschaftlichen Ergebnisse zugestehen. Der schreckliche Untergang der Tempelritter hatte als letzte Ursache denn auch nicht diesen Umstand, sondern die Habsucht des französischen Königs, der bekanntlich lüstern nach ihrem Reichtum war und durch Vernichtung der Besitzer in den Genuß des Besitzes gelangen wollte. Der auf die Liebesakte der Tempelritter bezügliche Vorwurf mußte bloß einen Deckmantel für das schändliche Thun des königlichen Räubers abgeben.

Überhaupt scheint bei den Großen und Mächtigen der

Erde, die über dem Gesetze stunden, auch im Mittelalter die Männerliebe nicht die Verfolgung erfahren zu haben, wie sie dem gemeinen Volk gegenüber beliebt war. Wenigstens erscheint es bei ihnen wie eine Auszeichnung, die sie einem Manne gewähren konnten, wenn sie ihn zu ihrem Schlafgenossen machten. So wird von dem deutschen Kaiser Ludwig IV., dem Bayer, berichtet, daß er nach seiner Versöhnung mit dem Nebenbuhler um die Krone, mit Friedrich „dem Schönen" von Österreich, als Beweis für die wiederhergestellte Freundschaft in Einem Bette geschlafen habe. Gleiches finden wir auch bei K. Heinrich V. von England, der dem Lord Skroop einen Gnadenbeweis gab, indem er ihn zum „bedfellow" machte. Exeter sagt deshalb bei Shakespeare:

„Nein, dieser Mann, der oft sein Lager teilte,
Den er mit Gnade satt und stumpf gemacht." (I. Akt, 2. Sc.)

Es wäre nicht ratsam gewesen, daß in England und Deutschland ein Mann aus dem Volke, geistlich oder weltlich, seinen Freundschaftsgefühlen auf diese Weise Ausdruck verliehen hätte. Schon der Verdacht einen Mann geliebt zu haben, hätte ihn der Gefahr, hingerichtet zu werden, ausgesetzt. Schrecklich waren die Strafen, welche im Zeitalter, da das Christentum blühte, auf urnische Liebesakte stunden; sie gaben den Strafen der heidnischen Germanen, von denen Tacitus berichtet hatte, nichts nach. In einer süddeutschen größern Stadt wurden im 15. Jahrhundert zwei Männer, die, dem geistlichen Stande angehörig, sich urnisch vergangen hatten, in einen Käfig gesperrt, welcher auf einem hohen Turme ausgehängt wurde. Dort überließ man sie ihrem Schicksale. Gottesfürchtige Väter aber führten ihre Knaben vor den Turm, um sie das herzzerbrechende Gewimmer der dem Hungertode Verfallenden hören zu lassen: Alles dieses, während die „in der Finsternis des Heidentums" tastenden Orientalen der Menschlichkeit eine Freistätte bewahrten! — Man sage nicht, daß die Araber in der Kultur zurückgeblieben waren; in Deutschland hat man zu jener Zeit Ketzer verbrannt. Man sage auch nicht, daß sie in

unserer Zeit, wo man in Deutschland keine Ketzer mehr verbrannt, zurückgeblieben seien; denn der perverse Geschlechstrieb wird hier noch bestraft. Es wird aber eine Zeit kommen, wo man die Urningsverfolgung in Deutschland so wenig begreifen kann als die Ketzerverbrennung und — die Hexenverfolgung, die noch im vorigen Jahrhundert an der Tagesordnung war.

---

b. Versiegende Quellen.

Nicht so menschlich wie im Orient, aber auch nicht so barbarisch wie in Deutschland verfuhr man im Mittelalter in den romanischen Ländern mit den Urningen. Hier rollt nicht nur das Blut lebhafter, hier hatten sich noch die Traditionen aus dem Altertum erhalten, in welchem den Urningen ein besseres Los beschieden war. Neben Spanien und dem südlichen Frankreich war es Italien und hier wiederum das einst von Griechen und später von Arabern bewohnte Unteritalien und Sizilien, wo die Urningsliebe nie erlosch. Man setzte sich im Gefühl seines guten Rechtes kühn über die gesetzlichen Vorschriften weg, und die Gerichte selbst sahen im Laufe der Zeit das Vergebliche ihrer gegen dasselbe getroffenen Maßregeln ein. Das Volk gehorchte einfach seinem Instinkte und kümmerte sich wenig um die grämlichen Urteile auch der Sittenrichter. Hoch und Nieder brauchte sich nicht einer Neigung zu schämen, die im tiefsten Grunde der Menschenseele wurzelte und im unverfälschten Volksbewußtsein als berechtigt galt. Namentlich betrachtete es der hohe Klerus als ein Recht, sich in seinen Herzensbedürfnissen versorgt zu sehen, und wo sich unter ihm ein Urning fand, da hatte auch ein Liebling seinen unbestrittenen Platz. Diese Verhältnisse erregten in Deutschland, wo man für sie kein allgemeines Verständnis hatte, bekanntlich großes Ärgernis. Nicht immer mit Unrecht. Keinem Geschichtskenner sind die Skandale verborgen, welche gelegentlich des Konzils von Konstanz vorkamen. Die fremden Prälaten, die dort zusamentrafen, wollten auf deutschem Boden nicht entbehren, wessen sie in der Heimat gewohnt waren.

Die Ansammlung von Menschen aus aller Herren Ländern gab nicht wenig Gelegenheit, das eingetretene Bedürfnis zu decken, freilich zu noch größerer Entrüstung des germanischen Beobachters. Klagen wurden laut, die auch nach Schluß des Konzils anhielten. In Italien selbst glaubte ein Teil des Klerus, denselben am besten dadurch begegnen zu können, wenn vonseite der obersten kirchlichen Autorität die Freundesliebe ex cathedra erlaubt würde. Rom aber wußte keinen Rat. Die Freundesliebe, unausrottbar im Individuum wie im ganzen Menschengeschlechte, hat dem christlichen Sittengesetze und dessen Wächtern im Laufe der Zeit überhaupt viel zu schaffen gemacht, wenn auch nicht immer viel zu denken gegeben. Man gelangte zu stets absurderen Ratschlägen, je mehr man die Natur der Freundesliebe verkannte. So warnte Geiler von Kaisersberg in den seinem erlauchten Zögling, einem Grafen von Zollern, bestimmten Aufzeichnungen vor „der Freundschaft mit bartlosen Jünglingen.“ Allerdings durfte und mußte der Erzieher vor der sinnlichen Lust warnen; auch ist es bei der Sünde immer „nur der erste Schritt, den es kostet“; desgleichen ist es anerkennungswert, daß dieser geistvolle Moralist die Anziehungskraft bartloser Jünglinge überhaupt würdigte. Denn die Erkenntnis ist auch hier der erste Schritt zur Tugend, zur richtigen Beurteilung der Freundesliebe. Allein mit einer Warnung in dieser Form hätte Geiler von Kaisersberg besser geschwiegen. Entweder handelt es sich um reine, nichtgeschlechtliche Freundschaft oder um sinnliche Zuneigung. Wer reine Freundschaft fühlt, in Dem wird nie sinnliches Interesse entstehen, und die Freundschaft bleibt ungefährlich, auch wenn der angefreundete Jüngling noch so bartlos ist. Wer aber sinnliche Zuneigung empfindet, bei dem ist eine solche Warnung, wie sie jener Erzieher gab, vollständig fruchtlos; der Jüngling wird in die Freundschaft, aus welcher Liebe wird, mit der Kraft einer Naturgewalt gezogen. Trahit sua quemque voluptas. Das hat ein im 16. Jahrhundert entstandener Orden, welcher seinen Angehörigen zur Vorschrift machte, nie, auch

nicht in der harmlosesten Absicht, einen Jüngling zu berühren, zu seinem Leidwesen erfahren: Die Jesuiten sind mit der Geschichte der Urningsliebe untrennbar verbunden.

Es zeigt sich überhaupt in der Verhinderung der Urningsliebe das Gleiche wie in jener der Ketzerei. Beide Erscheinungen wurden mit Feuer und Schwert verfolgt, beide sind mit Feuer und Schwert nicht auszurotten: Dort bleibt der Gedanke, hier die Natur. Nur der Unterschied besteht, daß man den Gedanken verschweigen, die Natur aber nicht unterdrücken kann. Das einzusehen war nun das Mittelalter am wenigsten geeignet. Man achtete nicht auf den „Geist, der lebendig macht.“ Streng hielt man sich an den Buchstaben des Gesetzes, welches im corpus juris Aufnahme gefunden hatte. Durch das ganze Mittelalter hindurch behielt dasselbe seine Kraft, und als man unter Kaiser Karl V. daran ging, ein neues Kriminalgesetzbuch zu schaffen, ging das Gesetz natürlich auch in die Carolina über. Die hochnotpeinliche Halsgerichtsordnung ließ es sich nicht entgehen, die „Wohlthat ihrer Rechtspflege“ ausübend, gegen Diejenigen vorzugehen, die ja Hungersnot, Pestilenz und Erdbeben verursachen konnten. Kein Richter lebte, der da wußte, daß dieselben kein anderes Unrecht begangen hatten, denn das: als Urninge geboren zu sein!

---

c. Die Kunst im Verfall.

In gleichem Grade, in welchem die Urningsnatur verfolgt wurde, ward die Kunst in ihrer Entfaltung behindert. Wir haben gesehen, wie nach dem Untergang der klassischen Welt in dem Kunstleben eine Erstarrung eintrat, die sich im Verhältnis der räumlichen und zeitlichen Entfernung von der klassischen Welt vergrößerte; wie sich an die Verachtung der Mannesschönheit die Verarmung der Phantasie heftete, und endlich wie im Abendlande nur die Erinnerung an ein antikes Rom das Streben germanischer Künstler zu einem wirksamen machen konnte. Die ganze karolingische Welt war auf die römische Kultur angewiesen, und die Augen der Künstler

wurden auf deren Muster zurückgelenkt. Noch lagen hier die Trümmer der antiken Bauten und zwangen das neue Geschlecht zu einer zwar langsamen, aber doch fortdauernden Nachahmung. Freilich war dieses nur ein bedingter Vorzug; neue Kunstwege wurden in der italienischen Architektur vorerst nicht beschritten. Aber die Schuld lag nicht so fast an den Völkern Italiens; die Ursache jener Zerstörungen ist auf germanische Elemente zurückzuführen. Die Trümmer, welche von einer einstigen Blüte Zeugnis geben, blieben zugleich Wahrzeichen von einem rohen Vandalismus. Am ödesten sah es in Rom aus, wo die Plünderung der Stadt durch den Normannen Robert Guiskard den Punkt des tiefsten Verfalls bezeichnet. Auch in Spanien rückte, was seinen nördlichen christlichen Teil anlangt, die bildende Kunst nur langsam vor, während der Süden unter maurischer Herrschaft noch die reizendsten Schöpfungen orientalischer Kunst hervorbrachte. Von einem Einfluß auf die mitteleuropäische Kunst kann aber hier noch weniger die Rede sein als von einem byzantinischen, der sich auf die zeremonielle Tracht der Würdenträger und auf das Kunsthandwerk beschränkte. Dieses, das Kunsthandwerk, ging im deutschen Mittelalter der Kunst voran. Die Weber und Sticker waren die besten Maler, die Goldschmiede die besten Bildhauer. Einem freien selbstthätigen Auftreten fehlte der germanischen Phantasie vorerst die Kraft. Italien gewährte wie seinem eigenen Volke, so auch den fremden Eroberern für deren Heimat Anregung und Muster, und überdies auch Material zu Bauten und, aus den Ueberresten seiner klassischen Architektur, fertige Bestandteile. Vieles aus dem Altertum Stammende fand bei Aufführung neuer Architekturwerke mehr oder minder passende Verwendung und wirkte durch den unauslöschlichen Reiz seiner Formen.

In der Architektur war das bedeutendste Denkmal aus dem Anfang des Mittelalters die Palastkapelle Karls des Großen in Aachen; aber auch sie ist keiner Originalidee entsprungen, sondern lehnt sich an ein italienisches Muster, die

Kirche San Vitale in Ravenna an, welche wiederum mit dem oströmischen Rundbau verwandt ist. Erst im elften Jahrhundert nimmt die Schönheit der architektonischen Formen allmählich zu; indessen deutet bereits der Name „romanische“ Kunst an, daß auch jetzt noch der römische Formensinn nachwirkt. Die Architektur in Deutschland hat kein einheitliches Muster, keinen in sich fest geschlossenen Typus, so daß von einem System der romanischen Kunst im strengen Sinne des Wortes nicht gesprochen werden kann, so viele gemeinsame Merkmale in ihr auch vorhanden sein mögen. Der germanische Geist feierte erst eine Art Triumph in der Gothik. Dieser Baustil, im nordwestlichen Frankenreich enstanden, eroberte in verhältnismäßig kurzer Zeit ganz Deutschland, die Niederlande, England und große Teile der romanischen Länder. Besonders siegreich war er in den aufstrebenden (städtischen) Gemeinwesen, wo er beim Bau von Rathäusern als den Repräsentanten städtischer Größe und von Domen als dem Ausdruck des höchsten Gedenkens, der das ganze öffentliche Leben durchtränkte, — der Religion — seine Anwendung fand. Aber es war dies die Religion des christlich-germanischen Geistes, der Alles ausschloß, was mit seinem Wesensgrund nichts gemeinsam hat. Deshalb lag die monumentale Plastik und Malerei noch lange im Argen. Sie bietet, soweit überhaupt von einer solchen die Rede sein kann, das Bild der Dürftigkeit und Roheit. Ihre Leistungen überragen nur wenig die Werke wilder Volksstämme in fernen Erdteilen, wie wir sie heutzutage kennen lernen. Erst gegen Ausgang des Mittelalters verdienen sie den Anspruch auf ästhetisches Interesse. Italien aber war es wieder, wo die Keime der jungen Kunst zu suchen sind. Giotto freilich fand noch keine Nachahmer, und auch das Beispiel Fiesoles wirkte bloß mittelbar. Erst mit dem Wiedererwachen der Künste im 15. Jahrhundert wirkt Italien bahnbrechend und epochemachend auf die Malerei und Plastik Deutschlands. Holbein und Albrecht Dürer sind bei all ihrer schöpferischen Eigenart mit der Renaissance aufs innigste verknüpft.

So hängt die ganze Entfaltung der deutschen Kunst mit der Italiens zusammen, die ihrerseits wieder als eine Wirkung des mit griechischem Geist erfüllten Humanismus zu betrachten ist. Der Hellenismus ist noch heute nicht tot. Von den alten Künsten gilt dasselbe, was die Dioskuren Weimars 1796 in den Xenien von den „toten Sprachen“ sagten:

Tote Sprachen nennt ihr die Sprachen des Flakkus und Pindar,
Und von Beiden nur kommt, was in der unsrigen lebt!

Ohne den Humanismus zeigte die germanische Kunstauffassung eine Verarmung des Geschmackes, wie sie damals eingetreten war, als man in der byzantinischen Zeit den Klassizismus mit Feuer und Schwert verfolgte. Ehe der Humanismus seine Wirkungen äußerte, zeigt das Mittelalter in der Kunst wie im Leben wohl einen einheitlichen, aber auch einseitigen Charakter. Mit ihm erfolgte eine Wandlung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Seitdem man die Schriften der Alten mit ihrer ungetrübten Beurteilung des Menschenherzens kennen lernte, erfuhr auch die Beurteilung der Freundesliebe ein anderes Schicksal. Aus diesen Schriften stellte man die verkannte Menschennatur wieder her, aus ihnen sah man bestätigt, was ungestraft sonst nicht ausgesprochen werden durfte. Es drang ein Lichtstrahl in die Nacht des Wahnes, und aus jener Grabesruhe, welche über einen großen Teil des Mittelalters gebreitet war, erhoben sich Stimmen der Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Zweiter Teil.

Neues Werden.

I. Abschnitt.

Der Humanismus und seine Wirkung.

1. Kapitel. Kunst und Leben in Italien.

Es gleicht einer Ironie des Schicksals, daß die Flamme der Urningsliebe gerade da wieder emporlodern sollte, wo man sie auf gesetzgeberischem Wege mit verblendeter Wut niedergetreten hatte, in Italien. Seitdem dort der Humanismus eine Heimstätte gefunden, änderte sich die Physiognomie des Zeitalters. Es ist schrecklich zu denken, was aus Europa im 16. Jahrhundert geworden sein würde, wenn nicht die antike Welt mit ihren Ideen wieder aufgelebt hätte. Alle Segnungen, welche die neuere Zeit gebracht hat, sind vorzugsweise auf diejenigen zurückzuführen, welche durch den Humanismus bedingt waren, und dieser hat seine Wurzeln in der Kunst und Bildung der Hellenen. Ein Strahl dieser Segnungen fiel deshalb auch auf das Urningtum. Plato und Sokrates, mit denen man sich nun wieder befaßte, waren undenkbar in ihrer Größe, wenn die Liebe zu einem Freunde der Ausbund der Schlechtigkeit und des Lasters war. Man wurde nun gewahr, daß sich die Liebe recht wohl mit einem ehrenhaften Leben vereinbaren lasse, und daß etwas Mensch-

liches an dieser immer wiederkehrenden, mit dem Namen weiser und edler Männer verknüpften Erscheinung sein müsse. Zwar in Rom und Neapel hatten weder Gesetze noch Lehrmeinung vermocht, die Regung ganz zu ersticken, und sie war immer wieder zurückgekehrt wie eben die Natur zurückkehrt, deren Gesetze von göttlicher Hand geschrieben sind. Das Volk hatte offen, die Gebildeten hatten heimlich an ihr festgehalten. Nun wurden es die letzteren, die kein Hehl mehr daraus machten, wenn sie sich im Herzen vom Pfeil des Eros getroffen fühlten. In Rom war es namentlich die Akademie, die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ohne Scheu Das bekannte, wessen sich Plato und Sokrates, sowie die bessern Geister des römischen Altertums nicht geschämt hatten. Mit der Wiederbelebung der Künste und Wissenschaften beginnt die Herauslösung des Menschen aus der einseitigen scholastischen Erziehung und die Umwandlung desselben zur freien Persönlichkeit, die Renaissance im höhern Sinne. Der Mittelpunkt dieser Bestrebungen war im Anfange Florenz; in Rom bürgerte dieselben Papst Nikolaus V. ein. Er wollte aus der Hauptstadt der Christenheit ein neues Athen machen, fand aber daselbst die hiezu nötige Unterstützung nicht, sondern war auf fremde Hilfe angewiesen. Vespasiano sagt: „Alle Gelehrten kamen damals nach Rom, teils aus eigenem Antrieb, teils von Nikolaus gerufen.“ Laurentius Valla kam aus Neapel, der gelehrte Dichter und Baumeister Leon Battista aus Florenz. Vallas Nachfolger wurde Pomponius Lätus, ein Bastard aus dem Hause der Fürsten von Salerno. Er lebte in seinem Gartenhause auf dem Esquilin und seiner auf dem Quirinal gelegenen Villa, die er eigenhändig bebaute, ganz in antiker Weise; er ging in Sandalen und trat mit stolzer Armut, ein zweiter Cato, auf. Vor den Resten des Altertums stand er wie verzückt da oder brach in Thränen aus. — [Einer seiner Schüler war Konrad Peutinger in Augsburg.] Um Pomponius Lätus sammelte sich eine Anzahl junger Leute; diese huldigten dem Kultus des Altertums, indem sie nicht nur die Denkmäler der Literatur

wieder aufrichteten, sondern auch die Sitten der Alten nachahmten, weshalb sie von den Vertretern der christlichen Moral, gerade mit bezug auf die griechische Liebe, die herbsten Beschuldigungen hören mußten. Aber die befreite Natur ging ihren Weg und versah das öffentliche Leben mit zahlreichen Fruchtansätzen. Es war der einzige Dienst der Türken, den sie dem Abendlande erwiesen, daß sie den gelehrten Griechen es unmöglich machten, in Konstantinopel zu verbleiben; sie hatten bei diesem negativen Verdienste keine Ahnung von dem Nutzen, den sie damit der Kultur bereiteten. „So sprießt in den Geschicken der Völker,“ sagt ein feinsinniger Geschichtsphilosoph, „aus anscheinendem Verderben bisweilen unerwartetes Heil. Es ist wahrscheinlich, daß ohne den Fall von Konstantinopel das — freilich schon seit Petrarkas Zeiten vorbereitete — Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften nicht in dem Umfange und Glanz erfolgt wäre, dessen es sich durch jenen Umsturz erfreute. Nun aber, vom Bosporus an die Küste des Mittelmeers und der Adria entführt, begann der Funke griechischer Kultur auch im Abendlande mit verdoppelter Macht hell und heller aufzuflammen. Am Fuß des Ätna sammelte der greise Laskaris, der sich dorthin gerettet, eine Schar lernbegieriger Jünglinge um sich, welche er in der Sprache und Weisheit der Griechen unterrichtete. Seine Schüler trugen das neue Wissen in verschiedene Städte, unter denen Florenz und Venedig ihnen ein besonders günstiges Terrain boten. Die Paläste der Medizeer, die statuengeschmückten Gärten unterhalb Fiesoles und selbst die Kirchen und Klöster von Dantes Vaterstadt leuchteten im Schimmer der aufgehenden Sonne Renaissance. Aus den Pressen von Venedig traten die Meisterwerke der griechischen Literatur ans Licht und verbreiteten sich in ganz anderer Weise, als es durch Handschriften der Fall sein konnte, über das Abendland. Die hagern Madonnen auf den Altären blühten zu himmlischer Schönheit auf, als wollten sie mit der Aphrodite wetteifern, und auf den Terrassen der Paläste, die sich im Kanal grande spiegelten, sammelten

sich die Nobili und edlen Frauen, um von den Lippen der Gelehrten die Weisheit und Poesie der Alten zu schlürfen. Selbst in Rom drang der neue Geist ein; durch die Lorbeer- und Myrtenhaine seiner Villen wehte ein Hauch von Hellas hin. Der Papst und die Kardinäle meinten, den Glauben der katholischen Kirche mit dem an die Götterwelt der Alten vereinigen zu können, und feierten olympische Festgelage. Das entzückte Erstaunen, das die Welt beim ersten Wiederaufblühen des Altertums befiel, war allerdings vielfach mit einem Sinnentaumel verbunden, welchem Ernüchterung folgen mußte, und dann wieder den Mächten der Finsternis, die so lange die Erde beherrscht hatte, den Weg zum Siege bahnte."

Einen Begriff von der Verquickung des Christentums mit der Antike in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts geben die Feste, wie sie von Platina, Fulgosus, Corvisieri u. A. beschrieben werden. Eines der großartigsten war das, welches der Lieblingsneffe des Papstes Sixtus IV., Pietro Riario, zu Ehren der neapolitanischen Königstochter Leonora gab, als sie auf ihrer Reise zu ihrem zukünftigen Gemahl, Ercole von Ferrara, durch Rom kam. Im guten und schlimmen Sinne schien dieses Fest an Großartigkeit mit den Festen der Alten wetteifern zu wollen. Der Italiener liebt die Pracht, und um ihretwillen weiß er zu verzeihen, wo ihm sonst Worte strengen Tadels zur Verfügung stehen. Aber soweit ging er selbst in den Zeiten der Renaissance nicht, daß er den hohen Kirchenfürsten urnische Anwandlungen nachgesehen hätte. Auch Papst Sixtus IV. blieb hievon nicht verschont und mußte vonseite Übelwollender schwere Beschuldigungen über sich ergehen lassen. Er war es, an den jenes bereits erwähnte, von einem Teil des italienischen Klerus ausgehende Bittgesuch um Freigabe der urnischen Menschenrechte gerichtet war. Es verbreitete sich das Gerücht, daß er selbst jener Liebe, deren Berechtigung er offiziell nicht anerkannte, persönlich zuneigte. Wenigstens behauptet dies Fessura, ein Professor der römischen Universität zur Zeit Sixtus' IV. Einige Kardinäle, die er

ernannte, seien früher seine Lieblinge gewesen; auch bezieht sich auf die Zeiten Sixtus' IV. der obscöne Spruch: Roma quod inverso delectaretur amore, Nomen ab inverso nomine fecit Amor. Wenn an sich auch kein Beweis, so erhöht doch neben der Neigung zur Grausamkeit der Umstand, daß auch dieser Papst ein eifriger Förderer des Humanismus und unter den Päpsten überhaupt der thätigste Gönner und Beschützer der Künste war, die Glaubwürdigkeit jener Behauptung. Kunstliebe galt von jeher als ein Charakteristikum hochstehender Urninge. Ganz unbezweifelt aber ist die Thatsache des Urningtums in dem Neffen des genannten Papstes, in Julius II., der im Jahre 1503 den Stuhl Petri bestieg. Er vergaß sich soweit in seiner Liebe zu einem Diener, daß er demselben die Würde eines Kardinals verlieh. (Vergl. Gir. Priuli, Diar. Bd. II, fol. 68, 278 und 289.) Ein solch intimes Verhältnis zu Dienern findet sich übrigens in zahllosen Beispielen bei hohen Kirchenfürsten Italiens, besonders Roms. Bischöfe, Prälaten, Cardinäle lebten mit ihrer männlichen Dienerschaft auf dem Fuße vollkommener Vertraulichkeit, hinter welcher, wie später Goethe bemerkte, sich häufig „das orientalische Verhältnis" zwischen Herr und Knecht verbarg. Aber auch weltliche Große huldigten der klassischen Sitte. Pietro Farnese, der natürliche Sohn des Papstes Paul III., (1534—1559), der von seinem Vater legitimiert und in das neugeschaffene Herzogtum Parma und Piacenza als Landesherr eingesetzt war, liebte den schönen Bischof von Farnya. Er that ihm sogar Gewalt an und wurde dafür von einigen Aristokraten ermordet. (1547) Solche Brutalitäten, die mit der Unumschränktheit der Tyrannis erklärt, aber nicht mit einer übermächtigen Leidenschaft entschuldigt werden können, ereigneten sich übrigens selten, wie auch die Zahl solcher Gewalthaber gering ist. Es regierten Urninge, die, wie König Johann von Kastilien, frei von solcher Schuld sind; ja es gibt — allerdings außerhalb der Königshöfe, aber doch in den oberen Gesellschaftsschichten — in jener Zeit Beispiele von rührender Hingabe und edler Zärtlichkeit, wie

die Freundschaft zwischen den venetianischen Nobilis Marco Barbarigo und Franzesco Trevisano lehrt.

Durchaus erfreuliche Blüten aber unter der Ägide des Humanismus trieb das wieder erstandene Urningtum unter der Reihe der Künstler, an welchen das Cinquecento unverhältnismäßig reich ist. Es zeigt, wie die Liebe zur männlichen Schönheit die regelmäßige Begleiterin eines hochentwickelten Kunstsinns ist. Leonardo da Vinci, der natürliche Sohn des Ser Pietro da Vinci mit einem Landmädchen, verband als junger Mann mit körperlichen Vorzügen, die ihm die Natur verschwenderisch geschenkt hatte, eine geradezu universelle Anlage zur Ausübung von Künsten und Wissenschaften. Diese beherrschte er nahezu alle meisterhaft. Seine musikalischen Fertigkeiten verschafften ihm einen Ruf an den Hof Ludovico Sforzas in Mailand, wo er sich nicht nur als Anordner von Hoffesten, sondern auch als Ingenieur unentbehrlich machte. Daneben war er bekanntlich einer der größten Maler seiner Zeit. Er gründete eine Akademie, indem er eine Anzahl junger Künstler um sich versammelte und sie durch Lehre und Beispiel anwies. Junge Männer spielen überhaupt eine wichtige Rolle in seinem Leben, wie denn auch die Freundschaft sein ganzes Wesen erfüllte. Mit dem ebenso lasterhaften als genialen Cäsar Borgia stand Leonardo in innigstem Freundschaftsverhältnis. Er fühlte sich zu diesem Manne hingezogen, weil derselbe sowohl durch körperliche Kraft als durch Energie des Willens unter seinen Zeitgenossen ihm am ebenbürtigsten schien. Damals trachtete man eben, ein „ganzer Mensch“ zu werden, d. h. man würdigte die Schönheit und Bildung des Leibes nicht minder als die des Geistes und machte hierbei keinen Unterschied zwischen Weib und Mann. Leonardos Schüler waren ausschließlich schöne Jünglinge, was später dem Schöpfer seines ihm in Mailand errichteten Denkmals nicht entgangen ist: vier männliche junge Idealgestalten von hoher Schönheit des Angesichts flankieren den Sockel, auf dem der Meister steht. Im Jahre 1515 trat Leonardo in die Dienste des Königs

Franz I. von Frankreich und starb — 1519 im Castel Cloux bei Amboise — von seinem Lieblingsschüler Melzi gepflegt. — Nie aber ist künstlerisches Schaffen in menschlicheren Gestalten bethätigt worden, nie hat die Willenskraft im Künstler charaktervollere Typen gebildet, als wie sie aus der Hand Michel Angelos hervorgingen. Er selbst bezeichnete die Kunst damit, daß er sie „einen Schatten des göttlichen Schaffens, ein Streben nach melodischem Einklang“ nennt. Nicht Reiz und Anmut, sondern schöpferische Größe, überwältigende Gesamtwirkung, Gestaltung des göttlichen Urtypus im Menschen war sein Streben. Daher sind es meist, fast durchgehends, männliche Leiber, die aus seiner Künstlerhand hervorgingen, wie der Gigantenkampf (Relief im Palast Buonorotti), der schlafende Amor, der trunkene Bacchus (in den Uffizien). Durch jenen wurde der Cardinal Riario auf Michel Angelo aufmerksam und lud ihn nach Rom ein. Selbst die Leiber auf den Wandgemälden des „jüngsten Gerichtes“ sind von so verführerischer sinnlichen Schönheit, daß sie ein späterer sittenstrenger Papst verdecken ließ. Von Michel Angelos leider verloren gegangenen „Badenden Kriegern“ wird gesagt, daß dem Künstler das eigene Wohlgefallen an den herrlichen Gestalten der Originale bei der Wiedergabe die Hand geführt habe! Das war der Künstler, der nicht, wie das hermaphroditische Rätselwesen zwei Seelen in sich trug, sondern das war „der Mann mit vier Seelen,“ wie ihn Piedemonte nennt: Als Maler der Sistina, als Bildhauer des Moses, als Architekt der Kuppel auf S. Peter und als Dichter in Dantes Geist. — Die merkwürdigste Künstlererscheinung mit bezug auf die Liebe des Eros ist und bleibt aber Marcantonio Bazzi. Seiner Geburt nach gehörte er der Lombardei an, und auch seine ersten künstlerischen Eindrücke dankt er den lombardischen Einflüssen, namentlich Leonardos. Seit dem Jahre 1591 hielt er sich vorwiegend in Siena auf. Zwar suchte er auch in Rom sein Glück zu machen; er malte schon vor Raphael an den vatikanischen Stanzen. Die Gunst Agostino Chigis verschaffte ihm

sodann in der Farnesina größere Arbeit. Die „Hochzeit Alexanders“ mit dem in voller Grazie prangenden Helden gehörte zu den anmutigsten und heitersten Schilderungen der Raphaelischen Periode Roms. Doch kehrte der Künstler bald nach Siena zurück, wo er insbesondere in der Freskomalerei eine große Fruchtbarkeit entfaltete. Sein Schönheitssinn verlieh einzelnen Gestalten und einfachen Gruppen eine große Anziehungskraft, so dem „Heiligen Sebastian“, welcher überhaupt — wegen seines entblößten Männerleibes wohl — ein Lieblingsheiliger des italienischen Volkes ist. Marcantonio selbst wußte den Reiz männlicher Schönheit vollauf zu würdigen und zwar in so rückhaltloser Weise, daß ihm die Zeitgenossen den Beinamen „Soddoma“ verliehen, eine Bezeichnung, die uns eine Schmach dünkt, die aber dem Künstler zum Ehrennamen werden sollte. — Von Soddoma ist allerdings so wenig wie von Michel Angelo und Leonardo erwiesen, daß er ein vollkommener Urning war. Nur so viel ist gewiß, daß sich in seinem wie in dem Leben der beiden Andern Momente finden, welche eine urnische Veranlagung zur größren Wahrscheinlichkeit machen. Über allem Zweifel erhaben aber ist die Thatsache, daß die drei Künstler, im Gegensatz etwa zu Raphael, die männliche Schönheit wie in der Kunst so auch im Leben würdigten und v e r h e r r l i c h t e n.

Man würde sich übrigens irren, wollte man glauben, daß mit dem Auftreten des Humanismus die Verfolgungen gegenüber dem Urningtum aufgehört haben. Der Humanismus bewirkte nur, daß die beleidigte und unterdrückte Menschennatur sich wieder ans Tageslicht wagte. Die Gesetze und Strafen gegen dieselbe dauerten fort, nach wie vor. Auch die Reformation, welche mit dem Humanismus steht und fällt und welche als eine Bekämpferin des Irrwahns und als eine Befreierin der Natur gelten wollte, that nichts für das urnische Geschlecht. Ja, sie wurde sogar eine Feindin desselben. Luther, der an sich selbst den Stachel im Fleische recht wohl spürte, predigte die notwendige Befriedigung des Geschlechtstriebes,

aber nur für die Richtung, der er eben selbst angehörte. Für die conträre Sexualempfindung, die er in ihrem Wesensgrunde nicht kannte, hatte er kein erlösendes Wort; wenn er über sie sprach, so wurde er von dem landesüblichen Haß und Wahn geleitet. Der Cölibat, den er bekämpfte, schien ihm eine Quelle der mannmännlichen Liebe zu sein, und schon deshalb fand diese in ihm einen Feind. Wäre sein Blick weitschauend gewesen, so würde er gesehen haben, daß auch die Aufhebung des Cölibats hierin keine Änderung herbeiführen kann, ja daß dies nicht einmal der Zwang zur Ehe vermag. Die Reformation, sei es die Luthers oder Calvins, schuf auch innerhalb ihres eigenen Lagers nach dieser Seite hin keinen Wandel. Auf „evangelischer," wie auf „papistischer" Seite trieb die Urningsnatur gleichmäßig ihre Blüten weiter, und sogar der Stand der protestantischen Geistlichen blieb trotz Aufhebung des Cölibats hievon nicht verschont. Der Nachfolger Calvins in Genf Theodor de Bèze selbst, wird zu den Urningen gezählt. Wenn nun der Procentsatz der Urninge unter den katholischen Geistlichen größer sein sollte als unter den protestantischen, so hat dies seinen Grund nicht darin, weil etwa der Cölibat Urninge hervorbringe, sondern umgekehrt darin, daß Urninge Priester werden, weil in der katholischen Kirche der Cölibat existiert. Überhaupt die Urningsrichtung, mit dem Ehezwang zu bekämpfen, wäre ein sehr einfaches Mittel; thatsächlich aber würde es in jedem einzelnen Falle versagen und die Dinge nur noch verschlimmern, da durch einen Ehezwang das Schicksal einer zweiten Person an das des unglücklichen Urnings geknüpft wird. — Durch die Reformation also wurde das Los eines solchen Unglücklichen keineswegs gebessert, so wenig als der Irrwahn beseitigt wurde, daß ein Mensch durch die Einwirkung und Mithilfe des Teufels einem andern Menschen Unheil zufügen könne. Vorerst teilte der Urning in Deutschland noch immer das Schicksal der Hexe. Aber auch in den romanischen Ländern war seine Befreiung noch keine allgemeine; es trat nur da in die Erscheinung, wo es glaubte, sich sicher

zu fühlen. An den meisten Orten war dies noch nicht der Fall, und es schützte weder Ehrenhaftigkeit noch Bildung. So wurde in Genua im J. 1591 der Geschichtschreiber Bonfadio, ein Gelehrter wie Politian, wegen urnischer Liebe auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Nicht minder als in Italien wütete man in andern romanischen Ländern gegen die Unglücklichen der conträren Sexualempfindung. Muret, der klassische Latinist Frankreichs, mußte wegen dieser Mitgift der Natur aus dem Vaterlande fliehen und das Brot der Verbannung essen. — Giordano Bruno, der freigeistige Philosoph und Dichter, welcher von einem Ort und von einem Land zum andern zog, mag wohl zunächst aus gleichem Grunde gedrängt worden sein, so oft den Wanderstab in die Hand zu nehmen, wie es bekanntlich der Fall war. Und wenn er auch, der das Schicksal des Bonfadio teilte, nicht gerade wegen seiner Urningsnatur den Flammentod starb, so gereichte ihm dieselbe bei seinem Prozeß gewiß nicht zum Milderungsgrund.

Es ist andrerseits beobachtet worden, daß urnische Erscheinungen in der Geschichte eines Landes sich vermehren, sobald der Beherrscher desselben urnische Neigungen bekundet. Man hat daraus freilich den Schluß gezogen, daß das Beispiel ansteckend wirke, und daß aus diesem Grunde die Urningsliebe erworben werden könne. Mit dem letztern Schluß glaubte man nämlich die grausamen Verfolgungen rechtfertigen zu können, die man an den Urningen verübte. Nichts ist indessen verfehlter als diese Schlußfolgerung. Mag immerhin die Macht des Beispiels ihre Wirkung gezeigt haben; mögen zuweilen durch das Beispiel des Herrschers charakterlose Höflinge zur Nachahmung veranlaßt worden sein: diese Nachahmung war eben eine rein äußerliche und übersteigt nicht die Bedeutung einer vorübergehenden Mode. Denn das subjektive Empfinden des Urnings kann durch kein Beispiel, und sei es auch das des gewaltigsten Herrschers, herbeigeführt werden. Wo sich, durch das Beispiel veranlaßt, das Urningtum auf die Bildfläche des öffentlichen Lebens wagte, da muß es in

der Seele des Wagenden bereits geschlummert haben und ist durch das Beispiel bloß geweckt worden. So und nicht anders ist es zu erklären, daß in einem Lande sofort mehr Urninge erscheinen, sobald ein einflußreicher Herrscher, der selbst Urning ist, seiner Geschlechtsnatur keinen Zwang auferlegt. Urninge, welche auf der Höhe der Gesellschaft stehen, können sich übrigens unter keiner Bedingung dem Auge der Geschichte vollständig entziehen und müssen deshalb geschichtlich eher bekannt werden als andere Sterbliche.

Was man von Urningen erfährt, die den niedern Schichten der Gesellschaft angehören, so beschränkt sich dies auf jene traurigen Thatsachen, welche die Kriminalgeschichte überliefert hat. Bei dem Stand der Rechtspflege, der in früheren Jahrhunderten überhaupt, und in Sachen der sexuellen Anomalien insbesondere, ein höchst fragwürdiger war, kann man aus dieser Quelle nichts anders erwarten als den Ausfluß bethörten Hasses. Wir erfahren daher über die mit dem perversen Geschlechtstrieb Behafteten nur wie über Verbrecher, teils über solche, die wirklich wahnwitzige Unthaten verübt hatten und auf die eine oder andere Weise unschädlich gemacht werden mußten, zum größten Teil aber über solche, die kein anderes Verbrechen begangen hatten, denn das: als Urninge geboren zu sein. Zu den erstern gehörte z. B. der Baron de Raiz, welcher sowohl Mädchen als Knaben mißbrauchte und tötete; dieser offenbar geistesgestörte Verbrecher wurde i. J. 1440 zu Nantes hingerichtet. Zu den letzteren zählen alle die Unschuldigen, welche, an der Gerechtigkeit des Himmels und der Erde verzweifelnd, für eine Regung büßten, die sie sich nicht gegeben hatten und die sie sich auch nicht nehmen konnten. Wie viele Urninge aber außer diesen Unglücklichen, an denen eine blinde Gerechtigkeit die Sühne eines himmelschreienden Lasters zu vollziehen wähnte — wie viele Urninge, die Dank einem gütigen Schicksal kein Opfer eines solchen Justizmordes wurden, gelebt haben mögen, das festzustellen entzieht sich einer jeden Forschung. Die geheime Geschichte des Menschenherzens kann

überhaupt nicht geschrieben werden, und so mögen zahllose Urninge durchs Leben gegangen sein, von denen die Geschichte nichts gemeldet hat und niemals etwas melden wird.

2. Urninge auf dem Thron.

Während das Altertum uns gekrönte Urninge vorführt, welche, wie Alexander der Große, Trajan und Hadrian die Zierde jedes Thrones bildeten, sind es am Ausgange des Mittelalters die besten Urninge nicht, welche sich auf die Höhen der Gesellschaft gestellt sahen. Allerdings wehte im Mittelalter nicht die Luft, und leuchtete keine Sonne, unter welcher solche Zierden wie jene gedeihen konnten. Gedrückt von der öffentlichen Meinung, andrerseits unumschränkt durch autokratische Einrichtung des Staates, welche der Willkür eines Fürsten Thür und Thor öffnete, mußten aus den Herrschenden Charaktere werden, die sich im Lichte der modernen Weltanschauung nur ungünstig präsentieren können. Freilich in den nicht so hohen Gesellschaftsschichten fanden sich, wie zu allen Zeiten, auch damals Urninge, welche weder jenes Licht der Aufklärung noch die Gebote einer strengen Moral zu scheuen haben. Im Gegenteil, es sind Freundschaftsverhältnisse bekannt, welche auch der Jetztzeit mit ihren Anforderungen Ehre machen würden. Beispielsweise sei das zwischen dem Philosophen Michel de Montaigne (geb. 1533, gest. 1592) und dem gleichfalls philosophierenden Etienne de la Boëthie in Bordeaux erwähnt. Nie ist die schicksalsvolle Bestimmung und die fast wunderbare Seelenverschmelzung, die in der Freundschaft stattfindet, tiefer und wahrhafter geschildert worden als

es in dem Bilde geschieht, das uns Montaigne selbst von diesem Verhältnis entwirft. — Auch die beiden berühmten Condés werden von den Urningen mit Stolz zu den Ihrigen gerechnet: neben Ludwig Condé, dem Haupt der Hugenotten, Ludwig, der zweite dieses Namens, der Sieger von Rocroy. Dieser Feldherr verstand es, um das Schwert des Krieges den Ölzweig des Friedens zu winden. Nach 1660, vor welcher Zeit er in Verbannung vom Hofe gelebt hatte, wetteiferte er mit dem König in Beschützung der Künstler und Dichter Boileau genoß die Gunst des Schlachtenlenkers in hohem Grade. Er führte Racine in Chantilly, dem Schlosse Condés ein; ebenso galt Corneille viel in dessen Augen. Nicht minder war Condé für Molière eingenommen, dessen ganze Truppe er eine Woche lang in seinem Schlosse beherbergte und von dem er sich seine Werke vorspielen ließ, ein sprechender Beweis, wie sich mit der Liebe zu den Freunden die Liebe zu den Künsten verknüpft.

Die Throne sind es, wie gesagt, nicht, von denen aus die Beispiele solcher Urningstugend leuchten. Vielleicht wäre indessen aus K. Heinrich III. von Frankreich nicht das Zerrbild geworden, das er war, wenn ihm das Schicksal beschieden hätte, als einfacher Landedelmann zu leben. Keinenfalls ist sein Urningtum die Quelle seiner Schuld geworden. Seine Brüder waren Normalgeschlechtliche, aber sicher nicht besser als er: Franz II. verfolgte das religiöse Gewissen mit Feuer und Schwert und ließ vom Adel allein 600 Bekenner der reformierten Lehre hinrichten; Karl IX. feierte die berüchtigte Pariser Bluthochzeit in der Bartholomäusnacht 1572. Dieses nämliche Ereignis wurde der Anlaß, daß Heinrich, den kurze Zeit vorher als Prinzen von Anjou eine polnische Fraktion auf den Thron Kasimirs gerufen hatte, König von Frankreich wurde. Ohne Abschied verließ er Polen, das Land, wo weder er sich heimisch gefühlt, noch das Volk ihn geliebt hatte, und trat, 23 Jahr alt, in Frankreich seine unselige Regierung an. Wegen einiger militärischen Erfolge, die er in früheren Jüng-

lingsalter zu verzeichnen hatte, als ein zweiter Alexander gepriesen und gefürchtet, erfüllte er in der Folge die Erwartungen nicht, welche die Kriegspartei auf ihn gesetzt hatte. Teils führte er keine Kriege, teils ohne Erfolg, in beiden Fällen des Ruhmes bar. Dagegen nützte er, im Louvre zu Paris und in seinen Schlössern auf dem Lande weilend, die Vorrechte aus, welche ihm seine königliche Stellung gewährte, und verstand es, dem Vergnügen und der sinnlichen Lust zu leben. Den Verkehr mit ernsten Männern meidend, hielt er sich gerne unter Frauen auf, jedoch auch ohne mit diesen in einer der Welt gewohnten Weise zu verkehren. Nicht infolge eines geschlechtlichen Gegensatzes, sondern aus geschlechtlicher Verwandtschaft zog es ihn in diesen Kreis; er selbst putzte sich weibisch, trug z. B. in den Ohren mehrere Ringe und war plauderhaft und bigottisch. Am Hofe herrschte Günstlingswirtschaft; der König umgab sich mit unbedeutenden Stutzern, die sein sinnliches Wohlgefallen erregt hatten. Diesen, den bekannten Mignons, verlieh er die wichtigsten Hofämter und vertändelte mit ihnen seine Zeit, während die brennendsten Fragen der Regierung vergeblich ihrer Lösung harrten, sowie politische und religiöse Umtriebe den Staat an den Rand des Verderbens brachten. Sein Lebensende befleckte er zum Überfluß mit einer Blutthat, indem er den Herzog von Guise und dessen Bruder, den Cardinal, einem Meuchelmörder überantwortete. Er selbst fiel, der letzte König aus dem Hause Valois, ebenfalls von Mörderhand, indem ihn ein junger Dominikarmönch erdolchte. Vor seinem Sterben jedoch hatte er den guten Gedanken, den ritterlichen Heinrich von Navarra zu seinem Nachfolger anzuerkennen. Kämpfe mit den Parteien des Landes blieben aber auch diesem großen Regenten nicht erspart, und auch er wurde nach 21jähriger Regierung das Opfer eines Meuchelmörders. Ob Heinrich III. der Mann gewesen, den die Natur zur Lösung seiner Aufgabe befähigte, ist nicht wahrscheinlich; jedenfalls aber war ihm hiebei die Erziehung, die er von seiner ränkevollen Mutter, Katharina v. Medici, erfahren hatte, ein

schwer zu besiegendes Hindernis. Als diese Frau, welche wie die Geschichte bezeugt, an allem Unheil jener verhängnisvollen Zeit schuld war, von Gewissensangst auf das Sterbelager geworfen wurde und von dem gefangenen Cardinal Bourbon Trost verlangte, sagte dieser vorwurfsvoll zu ihr: Madame, Sie haben uns alle aufs Schaffot gebracht."

Nicht so unerfreulich, aber nicht viel rühmlicher ist Das, was die Geschichte von dem um die gleiche Zeit (1576—1612) in Deutschland regierenden Urning, dem Kaiser Rudolf II. erzählt. Zwar war er nicht ungebildet wie der französische König, sondern besaß im Gegenteil große Kenntnisse, die er während seines ganzen Lebens zu vermehren suchte. Dieses Bestreben war in einem Zeitalter, da Elisabeth und Cosmo von Medici herrschten, bei den regierenden Häuptern eine Art Mode. Rudolf II., von Jesuiten erzogen, hielt an seinem Hofe einen Kreis von Gelehrten und Dichtern; sein Beichtvater war ein tüchtiger Geschichtsschreiber. Der Kaiser selbst war in der Literatur wohlbewandert und verfaßte nicht ohne Glück und Geschick lateinische Gedichte. Überhaupt besaß er für die Kunst besondere Anlagen. Als Musikfreund unterhielt er eine Hauskapelle, welche die beste im Lande war, was nicht wenig sagen will, wenn man erwägt, daß er sich in der Königsburg Böhmens, auf dem Hradschin, aufzuhalten pflegte. Rudolf II. malte und schnitzte in Holz, und seine Leistungen besonders auf letzterem Gebiet hatten künstlerischen Wert. Groß war er als Sammler von Altertümern, in Waffen, Münzen, Kupferstichen, Holzschnitten und Gemälden. Unter seinen Kuriositäten befanden sich auch Alraunen, glückverheißende Amulette, wie er überhaupt nicht wenig abergläubisch war, und Alchymie und Astrologie als Lieblingsstudien trieb. Diesen Pseudowissenschaften zulieb zog er, unbewußt das Gute fördernd, die Astronomen Tyho de Brahe, dessen wissenschaftliche Aufstellungen nach dem Kaiser den Namen Rudolfische Tafeln erhielten, und den noch größern Kepler an seinen Hof. Was den Charakter Rudolfs II. betrifft, so war derselbe ein Gemisch von Leut-

seligkeit und Strenge, von Herablassung und Stolz. Prachtliebe kannte er nicht. In der Kleidung war er einfach und erschien fast immer in demselben Gewand von dunkler Farbe. Schon in seiner Jugend schüchtern und fromm, wurde der Kaiser später zur Frömmelei geneigt und menschenscheu. Meist hielt er sich verschlossen in seinen Laboratorien und Pferdeställen auf. Während er mit Eifersucht über sein fürstliches Ansehen wachte, verkehrte er vertraulich mit seiner Dienerschaft, unter welcher der unwürdige Philipp Lang eine hervorragende Rolle spielte. Der Weg zum Thron führte in der Regel durch den Stall, und war selbst dann für den Ungebetenen nicht wenig erschwert. Aber auch von seinen Dienern, mit welchen er freundschaftlich verkehrte, verlangte er unbedingte, ja sklavische Unterwürfigkeit unter seine Herrscherwürde und verstieg sich nicht selten zu Grausamkeiten, wenn er dieselbe nicht genugsam beachtet wähnte. Die Melancholie, zu welcher der Kaiser neigte, artete später in Geisteskrankheit aus. Man hat im Hinblick auf all diese Umstände den Kaiser Rudolf II. in neuester Zeit vielfach mit dem spätern unglücklichen König Ludwig II. von Bayern verglichen. Am meisten ähnelt er demselben wegen seiner Scheu vor der Ehe. Ludwig II. machte bekanntlich in seinen ersten Regierungsjahren mehrmals Anläufe zu einer Verlobung; dieselben blieben resultatlos, und der König kümmerte sich in der Folge nicht mehr um das weibliche Geschlecht. Rudolf II. war allerdings 16 Jahre lang mit der Infantin Isabella, Tochter Philipps II. von Spanien, verlobt, bis letzterer, das Vergebliche seines Wartens einsehend, die alternde Prinzessin mit einem Erzherzog Albrecht von Österreich verheiratete. Auch war Rudolf hierüber aufgebracht und machte noch einige Pläne und Versuche zu heiraten. Außerdem verkehrte er heimlich mit Frauen, freilich in unwürdigen Liebschaften, wie er denn vier illegitime Kinder hatte. In diesem Punkte weicht er also nicht nur von dem königlichen Urning Bayerns ab, sondern erschwert die Frage, ob er überhaupt ein reiner Urning war. Allein die übrigen Umstände sind so

charakteristisch, daß man die Frage nicht verneinen kann. Man darf eher annehmen, daß der Verkehr mit Frauen auf Täuschung beruhte, mit der es auf unliebsame Tadler abgesehen war, und was die Vaterschaft anlangt, so könnte man hier mit einigem Anachronismus und mit veränderter Beziehung den Satz anwenden: La recherche de la paternité est interdite. Allein davon sei abgesehen; der älteste Knabe war dem Kaiser in bedenklicher Weise ähnlich und zwar dadurch, daß auch er bald dem Wahnsinn verfiel, in welchem Zustande er verstarb. Rudolf II. beschloß sein Leben auf natürliche Weise; des Thrones entsetzt, zog er sich auf sein Gut Pardubitz zurück und starb vom Gram gebeugt, 59 Jahre alt, wenige Jahre nachdem sein Bruder den deutschen Kaiserthron bestiegen hatte.

Ähnlicher dem Kaiser als dieser dem Könige Heinrich III. von Frankreich war sein Zeitgenosse und Geschlechtsverwandter König Jakob I. von England, welcher von 1603 bis 1635 regierte. Auch dieser war gründlich gebildet, ja er könnte sogar ein Gelehrter genannt werden, zumal er die einem solchen nicht selten anhaftende Pedanterie besaß. Er war nicht nur für sich literarisch thätig, sondern veröffentlichte auch die Erzeugnisse dieser Thätigkeit. Freilich waren dieselben wie sein Wesen etwas absonderlich, so das Werk „Misokapnos“, welches gegen das Rauchen als Teufelswerk gerichtet war oder sein „Königliches Gottesgeschenk“ (Basilikon doron), in welchem er seine überschwenglichen Anschauungen von der eigenen hohen fürstlichen Würde niederlegte; er erscheint hier in dem Gefühle, für die übrigen Sterblichen, seine Unterthanen, als Halbgott gelten zu wollen. Im Gegensatz zum Kaiser Rudolf war er prachtliebend und zur Verschwendung geneigt, wo es einem Liebling galt. Darin erinnert er an seinen Vorfahren Eduard II. (1307—1327), der wegen der großen Zahl seiner Günstlinge und wegen der denselben erwiesenen Liebesbeweise gleichfalls im Ruf eines Urnings steht. Als solcher genoß lange der „sittenlose“ Lord Buckingham die Gunst Jakobs I.; aber auch niedrig Geborene, und waren sie auch auf der Straße gefunden, erfreuten

sich derselben, wenn sie vor seinem Auge Gnade fanden. Es ist bekannt, daß der König häufig in der Verkleidung eines einfachen Bürgers Bierschenken aufsuchte, wo Matrosen und ähnliche Leute verkehrten, und daß er sich mit diesen in eine Unterhaltung einließ. Mit seiner ängstlichen Pedanterie verband er überhaupt eine Leidenschaftlichkeit, in welcher ihm oft das hohe Bewußtsein seiner Würde entschwand. Dabei zeigten sich gelegentlich Anwandlungen von Feigheit. Obwohl der König auf die Jagd ging, konnte er vor einem bloßen Schwerte in Furcht geraten. Zwar war er verheiratet und Vater von Kindern, aber es ist zu vermuten, daß er durch die Konvenienz und durch das dynastische Interesse seines Hauses zur Ehe genötigt war; denn er selbst vereinigte in sich das weibliche Liebeselement mit sonstigen weiblichen Eigenschaften, weshalb es schon zu seinen Lebzeiten von dem Nachfolger der Königin Beß hieß: Rex erat Elisabeth nunc est „regina“ Jacobus. Er, welcher der erste war, der sich den tönenden Titel eines „Königs von Großbrittanien und Irland“ beilegte, konnte sich während seiner Regierung kein Ansehen verschaffen. Zum Glück der Familie war sein ältester Sohn ihm ungleich. Mitten unter den Anstalten zur Hochzeitsfeier desselben, Karls I. mit Henriette von Frankreich, starb König Jakob. — Neun Jahre vor ihm war in England ein Geist erloschen, dessen Wesen noch in unseren Tagen und noch in späterer Zeit auf der ganzen gebildeten Welt verspürt wird, ein Geist, der einen Künstler beseelt hatte, wie die Menschheit nur wenige hervorbringt, und in welchem gleichwohl die Doppelseele des Eros wohnte: William Shakespeare. Er selbst sagt von sich (in sonnet 104):

Two loves I have of comfort and despair,
Which like two spirits do suggest me still:
The better angel is a man right fair,
The worser spirit a woman colour'd ill.“

3. Shakespeare.

Beim Namen Shakespeare erwachen in uns gewöhnlich diejenigen Erinnerungen, die sich an seine gewaltigen Dramen knüpfen; seiner rühmenswerten Größe als Lyriker gedenken wir hierbei nicht. Und doch gab es eine Zeit, — es war die, als er selbst noch unter den Lebenden weilte — wo der Dramatiker hinter dem „Sänger seelenvoller Lieder" zurückstand. Francis Meres sagt schon i. J. 1598: „Wie man meint, daß die Seele des Euphorbius in Pythagoras fortlebe, so lebt die holde sinnreiche Seele des Ovid in dem honigströmenden Shakespeare fort, wie seine Venus und Adonis, seine Lukretia, seine süßen — den vertrauten Freunden bekannten — Sonette davon Zeugnis geben." Wenn nun diese Sonette Shakespeares heutigen Tages nicht mehr gebührend gewürdigt werden, so liegt die Ursache hiervon nicht etwa in der überlegenen Größe seiner Dramen, sondern in einem geheimnisvollen Etwas, welches an ihnen, Leser wie Erklärer, in ein unbehagliches Erstaunen zu setzen pflegt. Vor diesem Etwas tritt sogar die Frage des „Shakespearegeheimnisses" zurück, und es ist in dieser Richtung ganz gleich, ob der Verfasser der Sonette der Schauspieler „Shakspere" oder der Staatsmann Bacon war. Der Vulgärverstand sieht sich demgegenüber in eine Art Notwehr versetzt, in welcher Freund und Feind sich vorübergehend die Hände reichen, um den gemeinsamen Gegner zu bekämpfen. Gleichwohl oder vielmehr gerade deshalb sind die verschiedensten, oft sich widersprechenden Deutungen der Sonette versucht worden, so daß nicht ein=

mal in betreff des Geschlechts, geschweige denn in Hinsicht auf den Namen der besungenen Person ein Einklang erzielt wurde. Es ist deshalb für unsere Zwecke ersprießlich und notwendig, dem Gang der Geschichte voraneilend, uns näher mit diesen Deutungen zu befassen, sie auf ihren Wert zu prüfen und ihnen endlich die Lösung zu geben, die nach unserer Ueberzeugung die einzig richtige, weil einzig natürliche ist.

Die einen Erklärer vermuten in der besungenen Person bald den Grafen Southampton, bald den Grafen Pembroke, bald — nach den neuesten Forschungen — den Grafen Essex; die andern bald eine Lady Rich, bald eine Elisabeth Vernon, die dritten vermuten diese Frauen und jene Männer zugleich „in bunter Reihe". Wieder Andere glauben, daß die Sonette gar nicht an, sondern für eine Person gedichtet seien. Sehen wir nun näher zu. An den Grafen Southampton denkt zuerst (1817) Drake; den Grafen Pembroke hält Boaden für den Gefeierten, den Grafen Essex Hermann Konrad in „Shakespeare und die Essexfamilie," (1895.) Charles Armitage läßt in der bekannten englischen Galanterie gegen Damen die Sonette an die dem Grafen und dem Dichter gemeinsame — Maitresse gerichtet sein. Henry Brown (The sonnets of Shakespeare solved etc. London 1870) erblickt in wohlwollender Rücksicht für des Dichters Ruf nichts weiteres in ihnen als eine Satire (!) auf die Sonettenwut der damaligen Zeit. Dyce (1864) glaubt mit Charles Knight gar an fingierte Verhältnisse, gleichsam zum Zwecke dichterischer Stilübungen; desgleichen erklären sich in Deutschland Delius, Gildemeister und Goedeke für „freie" dichterische Phantasie, so daß jene lebensvollen Dichtungen jeder thatsächlichen Unterlage bar wären. Elze dagegen legt wenigstens wieder den ersten 126 Sonetten autobiographische Bedeutung bei, während Ulrici allein in Uebereinstimmung mit den dringlichsten Gesetzen der Hermeneutik an des Dichters Bekenntnisse glaubt. Diese Bekenntnisse — und solche sind es zweifelsohne — lauten nun aber nicht derart, daß des Dichters Sittenbild

vor den Anforderungen englischer und auch deutscher Wohlanständigkeit bestehen könnte. Ja es ist wahrscheinlich, daß nicht einmal die liberalsten Anschauungen bezüglich des Sittlichkeitsbegriffes sich damit im Einklang befinden würden, falls sie nur bekannt wären. Shakespeare hätte die „Confessions" eines Rousseau überbieten, er hätte in der That die „gemeinschaftliche Maitresse" in den herrlichen Dichtungen feiern dürfen, das Alles würde ihm verziehen werden: er hat aber Töne wie Anakreon und Tibull angeschlagen und Liebessonette an — männliche Personen gerichtet, das ist unerhört. Deshalb wird Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, um den Dichtungen eine Bedeutung zu geben, welche die moralische Salonfähigkeit ermöglichen sollen. Unwillkürlich wird man hier an Goethes oft zitiertes Diktum vom „Aus-" und „Unterlegen" erinnert.

Während so die Frage eine brennende wurde, glaubte Gerald Massey ihr dadurch wirksam begegnen zu können, daß er den oft betretenen sogenannten goldenen Mittelweg einschlug und seine Theorie in folgende Sätze zusammenfaßte: „Die ersten 126 Sonette sind zum teil an Southampton gerichtet, zum teil schildern sie, auf dessen Eingebung hin, seine Liebeserlebnisse mit Elisabeth Vernon, bald spricht der Graf, bald die Geliebte. Die zweite Abteilung, von Sonett 126 an, sind für den Grafen Pembroke geschrieben." Die Hypothese befreie, wie er vertrauensvoll meint, den Dichter von allem „Anstößigen" und gebe überdies für jene Sonette, die nicht in seinen Mund „passen", den richtigen Sprecher oder die richtige Sprecherin. Eine Gewähr für die Richtigkeit dieser Theorie erblickt Massey darin, daß sie fast alle andern Hypothesen irgendwo tangiert, gleichsam als hätte jede einen Teil der Wahrheit, die sie (nämlich Masseys Hypothese) „in sich vereinigt."

Man sieht, daß neben diesem merkwürdigen Vermittlungstheoriker zwei Hauptgruppen von Erklärern stehen, welche die Sonette nicht nach ihrem Wortlaute nehmen: Erstens

Die Vertreter der Suppositionstheorie; dann
Die Vertreter der Fiktionstheorie.

Betrachten wir diese Gruppen näher. Vor allem springt in die Augen, daß sich beide Theorien in offenem Widerspruche befinden. Man kann daher da, wo sie einander negieren, ihnen nur beipflichten. So wendet sich gegen die Suppositionstheoritiker, welche den Dichter nicht selbst, sondern für eine andere Person sprechen lassen, der Vertreter der zweiten Gruppe und drückt sich etwa folgendermaßen aus: Nach eurer Meinung hätte Shakespeare also seine schwungvollen Sonette im Auftrag des Grafen, gleichviel ob Southamptons, Pembrokes oder Essex' nicht gedichtet, sondern verfertigt? Wie doch stellt ihr euch solch einen famosen Auftrag vor? Vermutlich betrieb Shakespeare seine Aufgabe als Dichter geschäftsmäßig, empfahl sich seinen hohen Gönnern im Bedarfsfall zur „Lieferung“ wirksamer Liebeslieder und dachte sich — etwa gar für klingende Münze — je nach Lage der Umstände bald in diesen, bald in jenen Seelenafflikt hinein? Gelbke selbst, der wenigstens einen Teil der Sonette einer Einwirkung von außen zuweist, fühlt mit euch das Bedenkliche einer solchen Theorie und sucht einem wohlberechtigten Einwand zuvorzukommen, indem er seine Aufstellung also formuliert (Shakespeares Sonette, übersetzt von Gelbke, Vorwort S. 14): „Aber ich meine, man würde die Genesis dieser Gedichte zu roh fassen, wenn man annähme, Shakespeare habe sie eben in ganz bestimmtem Auftrag, so zu sagen, auf Bestellung gedichtet. — Gewiß, er folgte mit treuem Freundesblick dem wechselnden Schicksale einer Liebe (des Grafen und einer Dame,) deren glücklicher Ausgang seines Herzens innigster Wunsch war. In ununterbrochenem vertrautem Umgang mit den Liebenden, mitfühlender Zeuge ihrer Leiden und Freuden, ihrer Irrtümer und Mißverständnisse, ihrer Reue und Versöhnung, was lag da näher, als daß er das Bild der wechselnden Lage und der Gemütsstimmungen, in welchen er seine Freunde sah, in seinen Versen auffing.“ (sic!)

Die Fiktionstheoretiker fahren weiter: „Wir respektieren

den guten Willen, den ihr dem guten Rufe Shakespeares zu lieb an den Tag gelegt habt. Aber, so möchten wir doch bescheiden fragen, woher wißt ihr denn dies Alles, z. B. daß Shakespeare ununterbrochenen vertrauten Verkehr mit den Liebenden pflog? Ferner möchten wir fragen, wie jemand es anzufangen habe, wenn er ein Bild der wechselnden Lagen und Gemütsstimmungen in seinen Versen „auffangen“ will? Unerklärlich bleibt uns auch, wie Shakespeare, dem sich alles so leicht dramatisch gestaltete, die Personen in der für diesen Zweck nicht nur ganz unpassenden, sondern auch unnötig schwierigen Form des Sonetts, überhaupt lyrisch statt dramatisch eingeführt haben soll. — Nein, da pflichten wir schon lieber unserm Delius bei, der in den Sonetten zerstreute Blätter und Darstellungen poetischer Seelenzustände (sic!) erblickt. Dieselbe Fähigkeit, sich tief in alle Gefühle und Situationen wie in selbst empfundene hinein zu versetzen, die wir in seinen Dramen bewundern, dieselbe Fähigkeit beweist der Dichter in seinen Sonetten. In dieser Beziehung, meint Delius, kann man sie allerdings obgleich lyrisch in der Form als wesentlich dramatisch bezeichnen. Sie schildern die Liebe, die Eifersucht, Freundschaft und Reue, alle die Regungen des menschlichen Herzens in ihrer unmittelbarsten Wahrheit, aber nicht speziell die Regungen in William Shakespeares Herzen.“

Also der Wortführer der Fiktionstheoretiker.

Aber nichts weniger als bekehrt wendet sich der Sprecher der ersten Gruppe wieder an ihn und frägt: Welcher Dichter wird, auch wenn er nicht zu den gottbegnadeten zählt, einem lyrischen Gedicht das Dasein geben, falls er nicht mit seinem eigenen Herzen in Mitleidenschaft gezogen ist? Welcher Dichter wird gar eine Reihe von anderthalbhundert in die schwierige Form des Sonetts gekleideten Liedern schaffen, bloß um etwa seiner Phantasie einen Tummelplatz zu eröffnen oder in kindischem Selbstgefallen mit Rythmus und Reim zu spielen! — Und das soll der Titane Shakespeare gethan haben? Von keinem Geringern als von ihm sollen die ergreifendsten Töne

menschlicher Leidenschaft angeschlagen worden sein, ohne daß sein Herz dabei gefühlt hätte? — Einer solchen Art Auffassung gegenüber macht sich insbesondere Rudolf Genée — übrigens kein Anhänger der Suppositionstheorie — in „Shakespeares Leben, Werke und das altenglische Theater" auf folgende Weise Luft: „Bei dieser Deutung müssen wir zunächst erstaunen, daß ein so namhafter Gelehrter (wie Nik. Delius) den Ursprung und das Wesen des lyrischen Gedichts im Gegensatz zur dramatischen Dichtung so vollständig verkennen kann. Außerdem kommt es wahrlich hier doch nicht darauf an, wie Shakespeare das in diesen Gedichten behandelte Freundschaftsverhältnis betrachtet wissen wollte, sondern vielmehr, ob wir Ursache haben, in jenem in den Sonetten dargelegten Verhältnisse die subjektiven Empfindungen und realen Beziehungen des Dichters zu erkennen. Und wenn irgend etwas in Shakespeares Dichtungen uns einen freien Einblick in das Wesen Shakespeares gewährt, so ist dies bei den Sonetten der Fall, ja bei diesen fast ausschließlich. So gewiß es ist, daß bei Shakespeares dramatischen Charakteren und deren Äußerungen nicht stets die Grundsätze des Dichters selbst ausgesprochen sind, so gewiß einem Richard II. oder III., einem Percy oder Falstaff etc. ihre besondere Sprache, ihre besonderen Empfindungen und Grundsätze angehören, so gewiß atmet in den Sonetten nur die Persönlichkeit des Dichters. Hier hören wir: Selbstanklagen über unbezähmbare Leidenschaft, schmerzliche Betrachtungen über die Probleme des Lebens und gesellschaftliche Mißstände, über Vergänglichkeit und Ewigkeit, kurz alles, was das Herz des Menschen Shakespeare bewegt. Was könnte nun dabei diesen Dichter veranlaßt haben, die Empfindungen der Freundschaft zu einer und derselben Person in 126 Sonetten darzulegen, ohne daß eine solche Person für ihn existiert hätte? Man hat sittlichen Anstoß daran genommen, sowohl an den Freundschafts- als an den Liebessonetten. In der That, daß diese Dichtungen mit den persönlichen Verhältnissen des Dichters nichts zu thun haben, sondern müßige Spielereien, poetische

Fiktionen ohne Ursprung und ohne Ziele sind, auf diese Idee konnte kein Mensch (nicht einmal ein Shakespearegelehrter) kommen, wenn nicht Einiges in diesen Gedichten wäre, das, auf des Dichters Persönlichkeit bezogen, uns peinlich berührte. Mögen uns aber auch die an den Freund gerichteten Sonette noch so viel Nachdenken und Zweifel verursachen, dadurch daß wir sie für gegenstandslos erklären, hellen wir doch wahrlich das Dunkel nicht auf; denn — nochmals sei es gesagt — mehr als 100 solcher Sonette, die kein eigentliches Objekt haben, müßten uns die Persönlichkeit des Dichters zu einem geradezu unlösbaren Rätsel machen. Aus den Dramen Shakespeares hat man in unberechtigter Weise alles Erdenkliche herausgefunden, um es zur Ergründung der Individualität des Dichters anzuwenden, während doch gerade die dramatischen Charaktere von einem solchen Beginnen zurückhalten sollten Und in den lyrischen Gedichten, in denen gerade die volle Subjektivität des Dichters zum Ausdruck kommt, hier sollten wir eine bloße Gedanken- und Versspielerei erkennen? Hier, wo der Dichter selbst von sich in einer Weise spricht, die mit den bekannten Thatsachen seines Lebens durchaus im Einklang steht: er spricht von sich als Dichter, spricht von seinem Stande als Schauspieler, in welchem er sich gedrückt und bekümmert fühlt, um so mehr als er dabei die Kluft empfindet, die zwischen ihm und seinem hocharistokratischen Freunde liegt. Das alles lesen wir in diesen seinen Bekenntnissen; wir wissen außerdem, daß eine freundschaftliche Beziehung des Dichters zum Grafen Southampton stattfand — und trotzdem sollten wir gerade hier die gegebenen Thatsachen verleugnen, weil — — uns Einiges darin nicht gefällt oder sehr seltsam erscheint!"

So treffend hier das Absurde der Hypothese von der „freien" dichterischen Phantasie nachgewiesen wird, so hartnäckig bleiben deren Vertreter auf ihrer Behauptung stehen, denn es gefällt ihnen „Einiges" nicht, und darum darf das Ganze nicht wahr sein. Die Gefühle müssen als fingiert, wie von der andern Gruppe als unterschoben erklärt werden. Bei

der Trostlosigkeit dieser Auffassungen erschien es in der That notwendig, daß den Vermutungen und Kombinationen ein Ende gesetzt werde, und Gerald Massey wußte, warum er zu seiner „alle Hypothesen irgendwo berührenden“ Vermittlungstheorie griff. Nach eingehendem Studium der einschlägigen Lokal- und Zeitgeschichte konstruiert er mit einem enormen Aufwand von Gelehrsamkeit ein System, mittelst dessen er die befriedigende Lösung verspricht.

Das Spezifische daran ist, daß die Sonette bald einem Manne, bald einer Frau in den Mund gelegt werden — je nachdem es die Wohlanständigkeit verlangt. Geht Massey vor den ersten 126 Sonetten auch respektvoll vorüber und läßt er sie in stiller Ergebung als persönliche, d. h. von Shakespeare gefühlt und gesprochen, gelten, so kann er bei den übrigen es nicht über sich bringen, sie bald dem in eine Hofdame der Königin Elisabeth verliebten Grafen Southampton, bald dieser Hofdame selbst, die auf die Jugendfreundin Lady Rich eifersüchtig ist, zuzuschieben. Letztere sind nun diejenigen Sonette, die an einen M a n n gerichtet sind. Auf diese Weise werden die Sonette 126—154, die eigentlichen Schmerzenskinder, wie bei Delius so auch bei Massey „dramatische“. So glaubt der Letztere den Schlüssel zur Lösung gefunden zu haben. —

Dem ernsthaften Beurteiler genügt eine solche Lösung nicht.

Wenn Massey eine Gewähr für seine Theorie darin erblickt, daß sie „jede andere Theorie irgendwo tangiert“, daß sie also von jeder Etwas hat, so provociert er den ernst Denkenden zu der Bemerkung: Ja, von jeder Etwas und vom Ganzen — nichts. Massey selbst fühlt wohl das Unhaltbare seiner Hypothese, mit der er schmiegsam und biegsam an den unumstößlichen Klippen sich vorbeischmiegt. Vor allem hält er es nämlich für ratsam, die alte Reihenfolge der Sonette zu verlassen. Freilich ist dieselbe vom Dichter selbst nicht autorisiert, da bekanntlich nicht er, sondern der ihm fernstehende T. T. (Thomas Torpe) die Ausgabe der Sammlung veranstaltet hat. Soviel aber ist gewiß und wird, mit verschwinden-

der Ausnahme, auch von Massey anerkannt, daß die ersten zwei Dritteile an ein und dieselbe Person gerichtet sind, also ursprünglich nicht absichtslos und willkürlich neben einander gestellt werden konnten. Darf nun schon in den ersten 126 Sonetten ein kritisches Verfahren des Anordners nicht in Abrede gestellt werden, so muß dies um so mehr mit bezug auf das letzte Drittel gewagt erscheinen. Es ist Willkür der Erklärer, die kritische Anordnung im letzten Drittel wegzuleugnen und diese nach eigenem Gutdünken, man darf sagen, nach eigenem Geschmack vorzunehmen. Nicht minder bedenklich ist es, denjenigen Gedichten, welche man nicht als persönliche Bekenntnisse gelten lassen mag, einen dramatischen Charakter beizulegen. Es sind dies bekanntlich jene Sonette, welche das zweite Drittel der alten Ordnung ausfüllen. Hier scheint für Massey es nun die gebieterische Notwendigkeit gefordert zu haben, daß kein Mann zum Manne spreche, und er fand es deshalb geraten, schon hier die Reihenfolge nach Gutdünken zu ändern.

Die Sonette 45 (früher 29) bis 48 (früher 37) sind die ersten, welche nach Massey als dramatische zu gelten haben. Son. 49—51 bleiben persönliche, 52—64 müssen wieder dramatisch sein; Graf Southampton, sagt er, richte sie an Elisabeth Vernon; letztere antworte darauf; wo sich aber ein für Massey passendes Objekt nicht finden läßt, da spricht die Dame einfach — Monologe. (Son. 68—76). Das 77. Sonett darf der Dichter wieder an den Grafen gerichtet haben; aber bereits das 78. (früher 56.) ist dem Grafen, für Elisabeth Vernon, in den Mund gelegt, desgleichen die folgenden bis Son. 85. Von 86 (nach alter Ordnung 66) bis 91 habe man persönliche, von 92—97 dramatische Sonette vor sich. Son. 98 (früher 100) bis 104 seien persönliche, 105 (fr. 109) bis 113 dramatische. Mit Son. 121 beginnt eine kleine Reihe von Sonetten, die Shakespeare gedichtet, Graf Southampton aber an seine Gemahlin gerichtet habe. Es liest sich eigentümlich, wenn (in Son. 121) eine „Gattin" folgendermaßen apostrophiert wird:

No, Time, thou shalt not boast, that I do change:
Thy pyramids built up with newer might.

In sämtlichen 14 Zeilen dieses Sonetts ist lediglich von der Zeit und ihrer Hastigkeit die Rede; dennoch soll das Ganze die Herzensergießung an eine Gemahlin sein! — Son. 124 (früher 115) und 125 (fr. 107) können wieder als der Ausdruck persönlicher Empfindung passieren, während die Sonette 127 (fr. 145) bis 152 keine Gnade finden und als dramatische, d. h. von einer für eine an eine Person gerichtet, auftreten müssen.

Um das Kunststück fertig zu bringen, aus lyrischen Gedichten dramatische Sonette zu machen, mußte Massey erst einen Vorgang für ein Drama ersinnen, zu welchem er das Material mit einer allerdings sehr anerkennenswerten Mühe zusammengetragen hat. Der erdichtete Vorgang ist folgender: Southampton faßt eine leidenschaftliche Liebe für Elisabeth Vernon. „In wärmeren Farben“, meint Massey, „schildert der Dichter jetzt den Liebreiz des Grafen, vielleicht in der Absicht, daß diese Sonette von der Geliebten gelesen würden. Der Graf mag den Dichter aufgefordert haben, in seinem (des Grafen) Namen Sonette an Elisabeth Vernon zu richten; denn die Gedanken werden ihm eingegeben. Es ist wahrscheinlich, daß diese Sonette in eine Art Album geschrieben wurden, während Shakespeare seine persönlichen Sonette wohl auf einzelne Blätter schrieb.“ [So muß es „wohl“ sein, da es anders nicht sein darf.] „Elisabeth Vernon wähnt den später treulosen Grafen in den Fesseln ihrer Cousine, der Lady Rich. Southampton muß aus politischen Gründen England verlassen, wendet sich dann zu Elisabeth Vernon zurück und heiratet sie.“ — Damit hätte das Drama bereits seinen befriedigenden Abschluß gefunden; allein es sind noch die Sonette 127—152 übrig, die doch auch nicht gegenstandslos bleiben dürfen, und so erfindet Massey noch „eine Art“ Nachspiel, als dessen Personen William Herbert und die nämliche Lady Rich herhalten müssen.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß aus solchem Stoff ein Drama gedichtet werden kann. Massey hat aber aus einem Drama — denn die Sonette müssen als dramatisch gelten —

den Stoff gedichtet. Das Gedicht braucht ihm nicht zum Stoff, der Stoff muß zum Gedichte passen. Wie nun diese beiden passen, darüber scheint sich Massey leicht zu beruhigen; ihm genügt, jede andere Hypothese irgendwo zu tangieren, mag dann der Sache Gewalt angethan werden auf alle mögliche und unmögliche Weise. Massey begnügt sich mit einem „mag" und einem „wohl". Ihn kümmert nicht, daß der Leser vergeblich einen innern Grund zur dramatischen Behandlung überhaupt sucht, ja daß er nicht einmal einen Grund zu dem von Massey construierten Charakter findet. Warum z. B. Elisabeths Eifersucht die Grundlage zu Snnett 77 bilden soll, in welchem Shakespeare den Grafen Trost zuspricht, kann schlechterdings niemand erfassen, wahrscheinlich Massey selber nicht. Das Gedicht enthält weder etwas von Eifersucht, noch etwas wie von Elisabeth überhaupt. Auch ist es — um nur noch Eines zu berühren, — unerfindlich, wie sich ein Shakespeare von einem Kavalier die Gedanken „eingeben" lassen sollte. Man vergleiche doch das betreffende Sonett (44) und man wird finden, daß von einer äußern Eingebung durchaus nicht die Rede ist; dagegen ist gesagt, daß die am besten begeisternde Muse — die Schönheit sei. Aber es ist die Schönheit des Grafen gemeint, und deshalb darf dem Wort seine Bedeutung nicht gelassen werden; man nimmt sie ihm dreisten Mutes weg und ersetzt sie durch das Luftgebilde einer windigen Hypothese. — Zu solchen Consequenzen gelangt man, wenn man den Boden der Thatsachen verläßt.

Versuchen daher wir, auf grund des thatsächlich Gegebenen die Sonette nach ihrem Inhalt zu prüfen und das Ergebnis ohne jede Connivenz an den Tag zu legen. — Der einzig positive Anhaltspunkt, der über die Entstehung der Sonette existiert, und den alle Deuter und Erklärer, die wir kennen lernten, hartnäckig ignorieren, ist in den Widmungsworten Torpes enthalten:

To the onlie begetter of
These insuing sonnets
Mr. W. H.

Vor allem darf nicht übersehen werden, daß die Sonette einem „einzigen“ ihre Entstehung verdanken. Dieser Einzige ist, wie der Empfänger der Gedichtsammlung, so der „Erzeuger“, d. i. der Veranlasser der Gedichte. Man darf daher aufseite der Erklärer nicht behaupten, daß der Dichter bald zu dem Grafen, bald zu der Geliebten, bald zu der Gattin, bald zu dem Nebenbuhler gesprochen habe. Es ist von vorneherein der dramatische Charakter der Sonette ausgeschlossen. Soll ferner der „einzige Erzeuger“ nicht alle die Genannten geliebt haben und von ihnen geliebt worden sein, so können andrerseits dieselben auch nicht als Sprecher gelten. Man gerät sonst wieder in die Gefahr, aus der man entrinnen wollte; denn es ist unleugbar, daß zuweilen auch der Dichter für *seine* Person spricht, und so müßte er Liebesgefühle für einen Mann ausgesprochen haben. Denn der Empfänger der Sonette kann keine Frau sein; es heißt ausdrücklich, daß der only begetter der „Herr“ W. H. ist. An dieser Klippe kommt kein Suppositions- kein Fiktions- und kein Vermittlungstheoretiker vorbei, mag er noch so geschickt lavieren.

Diese Klippe ist übrigens kein *philologisches* Hindernis Wäre sie dies, so würde die Summe von Scharfsinn, die bei Deutung der in Frage stehenden Dichtungen aufgeboten wurde, schon längst ein allseits befriedigendes Resultat erzielt haben, und wir müßten gestehen, daß auch wir nichts Neues mehr zu bieten vermögen. Überraschen könnte uns nur noch das gegnerische Geständnis, daß zwar das seltsame Liebesobjekt in den Sonetten dem herrschenden Geschmack widerspreche, daß man aber gleichwohl aus Hochachtung für den Dichter Shakespeare dem Worte seine Bedeutung lassen wolle.

So wird nun aus einer philologischen eine *psychologische* Frage. Es handelt sich nicht darum, den Inhalt zu deuten, sondern zu erklären. Erklärt aber wird er, indem man ihn rechtfertigt. Statt, wie man bisher gethan, den Schluß zu ziehen:

Die Liebe zu einem Freunde ist etwas Unsittliches,

und deshalb kann Shakespeare die Sonette an keinen Freund gerichtet haben

muß man folgern:

Shakespeare hat diese Gedichte an einen Freund gerichtet, deshalb kann diese Liebe nichts Unsittliches sein.

Wir werden im Nachfolgenden sehen, daß man dem geschriebenen Worte ehrlich seine Bedeutung lassen und dennoch des Dichters Bild in seinem günstigen Lichte zeigen kann. Freilich fürchtet sich Fritz Krause vor „Widerwürdigkeiten" und knüpft daran die Worte: „Wer in Shakespeares Sonetten eine autobiographische Quelle sieht, muß sich, er mag den Dichter verehren wie er will, bald mit Bedauern von dem Menschen Shakespeare abwenden; dagegen hilft kein noch so hoher Standpunkt der Moral des Genius." Allein Fritz Krause mag sich getrösten. Die Konsequenzen, die man aus den persönlich gefaßten Sonetten zieht, sind keineswegs widerwärtig, und die Moral auch des größten Genies darf keine andere sein, als die des gewöhnlichen Menschen. Wer übrigens bei einer wichtigen Frage zum vorhinein die Schlüsse „undelikat" und die Konsequenzen „abscheulich" findet, ehe er die Prämissen ernstlich geprüft hat; wer die in Frage stehenden erotischen Empfindungen für nicht diskutierbar hält: der würde gut thun, in einer solchen Frage gar nicht mitzureden; er soll sich's an unhaltbaren Hypothesen und willkürlichen Kombinationen genügen lassen. Der ernsthafte Forscher weiß, daß er bei einer Erscheinung wie Shakespeare furchtlos bis zu den äußersten Konsequenzen vorschreiten darf. Ohne den Codex der Moral zu verachten, ist er überzeugt, daß er keine Widerwärtigkeiten sehen wird, wo eine große Menschenseele anders empfindet, als man sonst zu empfinden gewohnt ist. Nicht weil gewöhnlich anders empfunden wird, als Shakespeare empfunden hat, ist dessen Moral eine unhaltbare, sondern weil eine edle Menschenseele so wie Shakespeare empfunden hat, deshalb enthält der landläufige Codex der M o r a l eine Lücke. Die Tiefen des Menschenherzens sind noch nicht in allen ihren Teilen er-

forscht, und eine unbeirrt vor sich blickende Wissenschaft hat mit bezug auf Shakespeares Liebesempfindung überraschende Funde an das Tageslicht fördert.

Was ist es denn — fragen wir, die Sache fest ins Auge fassend — so Abschreckendes und Widerwärtiges, das Shakespeare gefühlt hat? — Wäre es die Liebe zu Southamptons Maitresse oder sonst einer unwürdigen Frauensperson gewesen, so würde man nichts Abschreckendes und Widerwärtiges finden. Da es aber eine Liebe zu einem Jünglinge war, so hat Shakespeare „mit gedankenloser Hand sein eigenes Schandbild gemalt.“ Es nützt nichts, daß er auch Gefühl für das ewig Weibliche besaß; daß er mit Liebe eine Cordelia, Julia und Hermione schuf, daß also die Neigung zum Freunde ihn nicht ausschließlich beherrschte. Der Mann, der von seinen Zeitgenossen übereinstimmend als „von sanfter Gemütsart, ehrlich, offen, edelmütig und liebenswürdig“ gerühmt wird, der Mann, dessen Charakter nicht einmal von seinen persönlichen Feinden bemängelt wird: er sinkt bei uns unter den sittenlosesten Menschen — falls derselbe nur ein Mädchen liebt — hinunter und muß wegen seiner „thörichten und sündhaften Liebe“ zu einem Freunde — ein Gegenstand des Abscheus und des Bedauerns werden.

Da ist es hohe Zeit sich ernstlich zu fragen: Ist es denn psychologisch ganz unmöglich, daß ein mit allen somatischen Eigenschaften seines Geschlechtes ausgestatteter Mann eine natürliche Liebe zu einem Manne empfinde? — Für denjenigen, der den Betrachtungen dieser Schrift bisher gefolgt ist, braucht die Frage nicht mehr beantwortet zu werden. Wir wissen was im Altertum von dem Weisesten der Weisen berichtet wird; wir wissen, wie Sokrates sich über jenen Seelenzustand äußert, dessen Annahme bei Shakespeare zu den „bedenklichsten“ Konsequenzen führen soll. Wir wissen ferner, daß Plato, wohl der erhabenste und reinste unter den Philosophen des Altertums, den nämlichen Zustand zum Zielpunkt der begeistertsten Abhandlung über die Liebe gemacht hat. Bekannt ist endlich,

wie Alexander der Große, die Dichter Pindar, Sophokles Vergilius und Catullus u. a. über diesen Punkt gedacht haben. Ist es nun etwas „Widerwärtiges", den größten Dichter Englands den glänzendsten Namen im Altertum an die Seite gestellt zu sehen? — Wenn sich die Sonettenerklärer in der neuern Literaturgeschichte genauer umsehen wollten, so würden sie erfahren, daß ein Landsmann Shakespeares, der als der Zweitgrößte ihm gefolgt ist und dem man neben Genialität eine außergewöhnliche Noblesse der Gesinnung zusprechen muß, einer ganz ähnlichen Empfindung fähig war. Wer endlich seinen Goethe kennt, weiß, wie dieser über die urnische Neigung des großen Archäologen Winckelmann geurteilt hat.

Wir können absehen von einem allgemeinen Erfahrungsbeweis, der uns zeigt, daß eine derartige Neigung Sache der psychologischen Möglichkeit ist. Wir beschränken uns darauf, zu zeigen, in wiefern diese Thatsache auf unsern großen Dichter zutrifft. Sogar Fritz Krause sagt von Shakespeare, daß sein Gefühl für Freundschaft sehr stark entwickelt war. „Er gehörte damit eben einer Zeit an, welche die Freundschaft über die Liebe stellte. H. Brown gibt vielfache Beispiele, welche darthun, daß „die Freundschaftsschwärmerei nicht nur mit der Liebe den konventionellen Inhalt der damaligen Sonettendichtung bildete, sondern im wirklichen Leben das Denken und Empfinden der bedeutendsten Geister erfüllte." Mit dem modernen Maßstab des Schönen darf jene Zeit überhaupt nicht gemessen werden, sonst würden die Frauengestalten in Shakespeares Dramen, die in der Gegenwart so sehr gerühmt werden, zu ihrer Zeit aber von jungen hübschen Männern dargestellt wurden, auf der Bühne eine schlechte Wirkung gemacht haben, beziehungsweise auf die Gegenwart machen, wenn diese eine solche Darstellung vor sich sähe. Freilich behauptet Friedrich von Berger in einem Vortrag, den er im Oktober 1895 in Wien vor einer Gesellschaft kunstliebender Damen hielt, daß in der Zeichnung von Frauencharakteren bei Shakespeare eine Skala vom Geringern zum Bessern angenommen

werden müsse, und daß das Hemmnis, welches des Dichters Phantasie zu überwinden hatte, ehe es ihm gelang, sich des Weiblichen vollständig zu bemächtigen, in der Darstellung der Frauenrollen durch Männer seinen Grund habe. Allein es ist Thatsache, daß auch die männlichen Figuren in den Jugendwerken Shakespeares nicht von gleicher Kraft und Schönheit sind wie in den späteren Dramen, und sicher ist, daß die jungen Schauspieler mindestens ebenso gute Darsteller waren als es junge Schauspielerinnen gewesen wären. Wenigstens ist dieser Meinung der gewiß unparteiische und sachverständige Goethe, der noch hundert Jahre später die Darstellung von Frauenrollen durch Jünglinge sah und sie als jeder Anforderung entsprechend bezeichnet. Kenner der englischen Kulturgeschichte werden wissen, daß mancher Kavalier, auch wenn er vom Pfeil des Eros nicht getroffen war, zu Shakespeares Zeit sich zum Schein ein paar Maitressen hielt, um dem auch damals nicht gerade schmeichelhaften Verdacht der Freundschaftsliebe sich zu entziehen. So allgemein verbreitet war die Freundesliebe. Warum sollte nicht Er, mit dem zartbesaiteten Gemüte freundschaftlich empfindend, z. B. einen Grafen Southampton geliebt haben? Etwa weil Shakespeare um 10 Jahre mehr zählte als der erst 19jährige Graf? War nicht Hubert Languet 55 Jahre alt, als er den 19jährigen Sir Philipp Sidney schwärmerisch verehrte? Von diesem Liebesverhältnis sagt Fox Borne: Kein liebetrunkener Jüngling kann mit feurigerer Leidenschaft und zarterer Sorge schreiben oder mit häufigeren Ängsten und grundloserer Eifersucht kämpfen als Languet." — Wer sucht außerdem etwas Auffälliges darin, wenn ein 29jähriger Mann ein um 10 Jahre jüngeres Mädchen liebt, selbst wenn derselbe nicht so weise wie Shakespeare und zweimal 29 Jahre alt wäre? Jedermann würde das vollkommen in Ordnung finden, ja sogar in dem Falle, daß das 19jährige Mädchen seiner Bildung (und Schönheit) nach weit unter Southampton, dem feingebildeten Sprößling eines edlen Geschlechts, stände: Aber — — Graf Southampton ist kein

Mädchen! „Es ist eines so hohen Geistes (wie Shakespeare) unwürdig, sich einem unbärtigen Knaben knechtisch vor die Füße zu werfen.“ (Gelbke.) — Wir aber andrerseits finden dies allerdings nicht nur begreiflich, sondern auch seines hohen Geistes vollkommen würdig.

In einem Widerspruch zu unserer Aufstellung könnte nur jene Sonette erscheinen, in welcher der Dichter den Grafen auffordert, sich in den Stand der Ehe zu begeben. Man versteht nämlich aufseite der Gegner nicht, wie Jemand, von Liebe durchdrungen, das geliebte Wesen durch eine Verbindung wie die Ehe an eine dritte Person gefesselt sehen will. — Allerdings gehört hiezu ein Grad von Selbstlosigkeit, wie er bei gewöhnlichen Menschen und in der gewöhnlichen Liebe nicht gefunden wird. Bei Shakespeare aber darf er nicht wundernehmen. Abgesehen von seiner Seelengröße, steht jene Aufforderung nur im vollen Einklang mit seiner Geschlechtsempfindung; teils weidet er, dem das Glück sinnlichen Genusses inbezug auf das geliebteste Wesen versagt blieb, sich mit dichterischem Behagen an der Vorstellung fremden Glückes, teils muß der selbstlose Freund wünschen, daß die Schönheit des Grafen nicht ungenützt verwelke, sondern daß aus ihr ein neues, dem Vater ähnliches Geschlecht erblühe. Dieser Wunsch ist, wie wir an andern hervorragenden Urningen in der Folge sehen werden, weit entfernt ein Widerspruch zu sein, nur ein Beweis für die eigenartige Geschlechtsnatur Shakespeares.

In dieser Geschlechtsnatur nun müssen wir ein Doppeltes wahrnehmen können: Ein somatisch und intellektuell überwiegendes Element der Virilität, wie es das Wesen des Mannes bedingt, und ein der geschlechtlichen Psyche zum Substrat dienendes sensitives Element der Muliebrität, wie es dem Weibe eigen ist.

Dieses wunderbare Doppelelement finden wir in Shakespeare vorhanden und von ihm selbst, durch eigene Worte, auf eklatante Weise bestätigt.

Gerade in den Sonetten, mit welchen fanatische Theoretiker entgegen allen Prinzipien den Leser vor die Wahl stellen, entweder

ein unwahres Zerrbild des Dichters hinzunehmen oder ihn als Gegenstand des Abscheus zu betrachten, gerade in den Sonetten müssen wir die ureigene Persönlichkeit suchen, und hier manifestiert Shakespeare jene Seelenverfassung. In dem bereits angeführten Sonett 144 sagt der Dichter, (deutsch nach Gelbkes Übersetzung, nach Masseys Reihenfolge 68) wörtlich:

„Zwiefacher Liebe Lust und Leid ich trag',
Und zweier Geister Walten fühl' ich immer:
Der gute ist ein Mann, schön wie der Tag,
Der bös' ein Weib von düsterm Schein und Schimmer."

In diesen Worten, wie sie deutlicher die menschliche Sprache nicht reden kann, ist der Schlüssel zur Lösung der Sonettenfrage gegeben. Die Worte behalten ihre Bedeutung, und der Dichter behält seine Ehre. Wir stehen vor dem uns bereits bekannten Phänomen des seelischen Hermaphroditismus. Derselbe ist eine Anomalie der geschlechtlichen Psyche, welche jedem Träger zu einer verhängnisvollen Mitgift der Natur wird, „das böse Weib von düsterm Schein und Schimmer." Bei edlen, mit hohen Gaben des Geistes und Gemüts ausgestatteten Menschen aber ist sie eine außerordentliche Vorbedingung zur größten Kunstentfaltung. Der seelische Hermaphroditismus, den wir zu allen Zeiten und bei allen Völkern antreffen, ist eine psychologische Thatsache; er ist so gut Natur wie die normale Verfassung der geschlechtlichen Psyche.

Damit ist seine sittliche Berechtigung von selbst gegeben.

Weit entfernt, für das hohe Genie Shakespeares eine besondere Moral beanspruchen zu müssen, braucht ihn auf diese Weise durchaus niemand als ein Objekt des Abscheus zu betrachten; ja sein nunmehriges Charakterbild erscheint dem klar Schauenden nur in um so strahlenderem Glanze. Wir erblicken den Schwan vom Avon in keinem Sumpfwasser der Unmoral. Stolz und unbefleckt segelt er auf klarer Silberflut dahin, auch wenn er seine Sonette an Den gerichtet hat, von welchem sie mit der Kraft der Wahrheit Zeugnis geben: an einen gräflichen Jüngling, welcher mit Hoheit der Gesinnung die Schönheit körperlicher Erscheinung verband.

4. Das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten.

Der Zündstoff, welcher sich infolge der religiösen Wirren über Europa gesammelt hatte, kam wenige Jahre nach dem Tode des großen Briten — England jedoch nicht direkt in Mitleidenschaft ziehend — zum gewaltsamen Ausbruch. Während die Reformation dem Urningtum keinerlei Nutzen gebracht hatte, gereichte die unheilvolle Katastrophe des 30-jährigen Krieges ihm wenigstens nicht zum Nachteil. Es war wieder eine Zeit gekommen, wo nach imponderablen Gesetzen aus vielem Schlimmen einiges Gute hervorgehen sollte. Im allgemeinen zwar litten Recht, Gesetz und Ordnung unter den Einwirkungen des großen Krieges, zumal in Deutschland, das, durch politische und religiöse Gegensätze zerrissen, zum Schauplatz desselben geworden war. Allein die hier zusammengewürfelten Völker aus aller Herren Länder brachten Anschauungen und Sitten mit, die bisher unbekannt in Deutschland waren, und Meinungen kreuzten sich, von denen man nicht einmal eine Ahnung gehabt hatte. Besonders war dies der Fall inbezug auf den Sittlichkeitsbegriff und innerhalb desselben wiederum inbezug auf sexuelle Verhältnisse. Die romanische Race hatte von jeher hierin eine Anschauung, die mit der deutschen in großem Widerspruche stand. Nun kamen Kriegsvölker, welche dieser Race angehörten ins Land, und machten aus ihren dem deutschen Volke unfaßbar scheinenden Sitten keinerlei Hehl. Unter den fremden Soldaten ragten in dieser Hinsicht besonders die Franzosen hervor, freilich zunächst durch ihre zügellosen Ansichten über den Umgang mit dem Frauengeschlechte. Allein auch im Punkte der Männerliebe traten

durch sie Dinge zu tage, die der germanischen Bevölkerung ein Greuel schienen. War doch in Frankreich es nie möglich gewesen, die Männerliebe gänzlich auszurotten, besonders nicht in seinem südlichen Teil und in den großen Verkehrscentren des übrigen Landes. In Marseille, der alten griechischen Kolonie blühte sie im 17. Jahrhundert wie früher (und auch jetzt); Paris, das sich in Sachen der Enthaltsamkeit von jeher nur nach der negativen Seite auszeichnete, begünstigte sie, wenn auch nicht durch menschliche Bestimmungen des Gesetzbuches, so durch das Beispiel seiner großen Machthaber. Ludwig XIII., der bei Beginn des 30-jährigen Krieges wenigstens dem Namen nach König von Frankreich war, mußte selbst die unbezwingliche Macht des Eros anerkennen, indem sein Günstling Luynes, der aus einfacher Familie stammte, sich nicht nur in der Leitung des Staates, die er den Händen herrschsüchtiger Vormünder entrissen hatte, sondern auch im Besitz des königlichen Herzens zu behaupten wußte. Neben dem König, der später den Marquis de Cinq-Mars liebte, machten Künstler, insbesondere Schauspieler, in Paris Aufsehen durch ihren von der Liebe sich in nichts unterscheidenden Freundschaftskultus. Unter den Komikern z. B., welche zu jener Zeit durch ihr lustiges Spiel ganz Paris hinrissen, zeichneten sich drei Männer durch eine solche Freundschaft aus. Sie hießen Gauthier-Garguille, Turlupin und Gros-Gaillaume. Ihr Ruhm war so groß, daß diese ihre Namen zu allgemeinen Bezeichnungen für Rollen der spätern Komödie wurden. Es wird von ihnen folgendes erzählt: „Im Jahre 1634 geschah etwas, was man nicht erwartet hatte. Gros-Gaillaume, stark im Nachahmen von persönlichen Eigenschaften, ließ sich hinreißen, auf dem Theater irgend eine hohe Standesperson nachzuäffen. Dieselbe, vom Publikum sofort erkannt, erwirkte einen Haftbefehl, nicht bloß gegen den Schuldigen, sondern auch gegen seine beiden Freunde, die sich nur durch eine schleunige Flucht retten konnten. Gros-Gaillaume aber wurde verhaftet und starb bald darauf vor Schrecken und Furcht. Als Gauthier und Turlupin dies ver-

nahmen, starben auch sie in kurzer Zeit vor Leid um den Freund. — Bedeutsam aus ihrem Leben ist noch der Umstand, daß die drei Schauspieler niemals mit Frauen auf dem Theater auftreten wollten. Denn diese — so sagten sie — dienen nur dazu, ihr Freundschaftsbündnis zu zerstören.“ Den tiefern Grund mögen sie wohl verheimlicht haben. In einem solchen Falle, wo sie sich weigerten, und Frauenrollen vorhanden waren, wurden dieselben, wie in England auf dem Shakespearetheater von jungen Männern übernommen.

Aus solch empfindsamen Naturen, wie diese drei Künstler, mag die französische Soldateska, die im 30-jährigen Kriege nach Deutschland kam, allerdings nur zu einem verschwindenden Teile bestanden haben. Allein es ist nicht abzusehen, warum nicht auch unter ihr eine Zahl vorhanden war, welche hinreichte, ein wirksames Beispiel für die Freundesliebe zu werden. Genug, daß während des ganzen Krieges die urnische Neigung, ohne daß Weibermangel fühlbar geworden wäre, unter den Kriegsvölkern zu tage trat. Tilli selbst, der „nie eine Schlacht verlor und nie ein Weib berührte,“ ist trotz, oder vielmehr wegen dieser seiner Tugendhaftigkeit eher den Urningen als den Normalen beizuzählen. Zu der Macht des Beispiels kam eine allgemeine Lockerung der gesetzlichen Bande, die, wie gesagt, ein Nationalunglück bedeutet, die aber gleichwohl Eine Lichtseite hatte, nämlich, daß mancher zum Himmel schreiende Paragraph der Carolina über den Haufen geworfen wurde. Die sich aufbäumende Menschennatur, frei von gesetzlichen Fesseln, ging insbesondere über die egoistischen Vorurteile hinweg, mit denen eine glückliche Majorität das Elend der mit geschlechtlichen Anomalien Behafteten verfolgte. Die Welt hätte damals bei weniger Egoismus und mehr Objektivität wahrnehmen können, daß auch die Natur, welche „beständig verbessert, abändert und experimentiert, nicht unfehlbar ist.“ (von Gundeccar). Mancher Urning, der in den gesegneten Zeiten des Friedens ein Opfer der Justiz geworden wäre, konnte sich unter dem blutigen Scepter des Kriegsgottes frei entfalten.

Der Verfasser des Simplicissimus gehörte zu jenen Ausnahmen, die einen Blick für das Außergewöhnliche besaßen und zugleich die Dinge, welche ihr Erstaunen hervorriefen, ruhig und leidenschaftslos beobachteten. So erzählt er (in Bch. II, cap. 25), wie Simplex Weiberkleider anzieht und sich nicht nur die Leidenschaft eines Rittmeisters sondern auch die ehrliche Liebe von dessen Stallknecht erwirbt! Kundige wissen, daß nicht bloß die Weiberkleider die erstaunliche Wirkung hervorrufen konnten.

Daß solche Dinge sich ereigneten, darf nicht allein auf die Macht des fremden Beispiels und die Gunst der Zeitverhältnisse zurückgeführt werden. Sonst würden an den nordischen Scharen und zwar, bevor die Franzosen auf dem Kriegstheater erschienen, nicht ähnliche Erscheinungen zu tage getreten sein. Auch bei Deutschen, denen besondere Mannszucht nachgerühmt wird, war es Regel, daß ihren Heereszügen neben Dirnen ganze Scharen von „Buben" folgten. Inbezug auf die „Wallensteiner" erzählt eine zeitgenössische Chronik: In Memmingen sind „am 21. Januar [1630] die Soldaten der ganz Fahn allhier weggezogen. Gen dem Niedergaßthor hinaus mit fliegend Fahnen der ganze helle Hauf mit Huren und Buben." Und a. a. O. der Chronik heißt es: „Ist alles (das Wallenstein'sche Gefolge) bei 1100 Pferd und 1300 Menschen, so er allhier bey sich hatt, ein schön stattlich voll gebutztes lustiges Volkh; haben aber ein solch sodomitisch, unzüchtiges, viehisches Huorenleben geführt, dessgleichen in disser Stat nit vil ist gehört worden."

Das Ärgernis, welches solche Erscheinungen an kleinen Plätzen hervorrief, ist begreiflich und zum Teil auch berechtigt; auch in großen deutschen Städten dachte man nicht viel besser. In geordneten Gemeinwesen herrschte noch immer der gleich strenge, allerdings zu gunsten der allgemeinen Liebe mit allen möglichen und sittlich unmöglichen Priviligien durchlöcherte Sittlichkeitsbegriff. Von der Männerliebe wagte man nicht einmal zu reden, und ihre Geschichte dieser Zeit ist für Deutschland ein leeres Blatt. Wir wissen bloß soviel von ihr als

uns die Annalen einer zu traurigen Berühmtheit gelangten Rechtspflege berichten, einer Rechtspflege, über die man, wenn man den Genius der Menschheit nicht beleidigen will, ebenfalls am besten schweigt. Übrigens teilt Deutschland den traurigen Ruhm der Urningsverfolgung mit einem andern germanischen Lande, das bis in die Jetztzeit herein an seinem prüden Irrtum mit der ihm eigenen Zähigkeit festgehalten hat. In England war es, wo im Jahre 1640 der Bischof von Waterford, John Atherton, wegen Bethätigung seiner conträren Sexualempfindung das Schaffot besteigen mußte.

Anders war es in den romanischen Ländern bestellt. So konnte schon hundert Jahre früher in Italien ein hoher Geistlicher, der Erzbischof von Benevent, ein Buch schreiben, in welchem der Liebe des Eros das Wort geredet wird. In seinem Capitolo supra il forno stellt Johannes della Casa, gest. 1556, diese Liebe gleichwertig neben die ohne ihr Verdienst so hochgepriesene Liebe der Venus Aphrodite. Jetzt war es in Frankreich der Kardinal Dubois, welcher zwar kein Buch schrieb, aber durch seinen zwanglosen Lebenswandel der Liebe Platos einen noch mächtigeren Vorschub leistete. Die Carrière dieses Urnings war eine außerordentliche. Von Eltern einfachsten Standes herstammend, machte er als junger Mann die Bekanntschaft des Erziehers am Hofe des Herzogs Philipp von Orleans. Dieser Erzieher führte ihn in das Haus des Herzogs ein und übertrug ihm zuweilen bei eigener Verhinderung wegen Kränklichkeit, den Unterricht des Prinzen. Der kranke Erzieher starb nach kurzer Zeit, und der prinzliche Schüler erklärte, keinen andern Gouverneur mehr annehmen zu wollen als Dubois; so sehr fühlte er sich zu dem ebenso liebenswürdigen als leichtlebigen Manne hingezogen. Dubois übte, nachdem ihm das Erzieheramt übertragen war, einen starken Einfluß auf den Prinzen aus, und man sagt, er solle demselben in seinen erotischen Urnings-Neigungen vielfach dienstbar geworden sein. Wenn man aber daraus den Schluß zieht, daß er zum Verführer des Prinzen geworden sei, so verrät man geringe

Menschenkenntnis. Zum Urningtum kann man niemand verführen. Wo Verführungen vorkommen, ist der Erfolg bloß ein vorübergehender; der Verführte wird kein Urning. Gerade die Geschichte des französischen Hofes ist der sprechendste Beleg hiefür; denn weit mehr als ein Untergebener auf einen Fürsten, hätte ein Fürst auf einen Untergebenen Einfluß gehabt. Aber zur Zeit Heinrichs III. und Ludwigs XIII. ging trotz der Macht des Beispiels die Natur bei Jedem, der dem Hofe angehörte, ihren unbeirrbaren Weg. Der Weg des jungen Prinzen von Orleans war nun der des Urnings. Ein Urning wurde er nicht deshalb, weil er den hübschen, frohgemuten und geistreichen Urning Dubois zum Erzieher gewählt hatte, sondern er wollte ihn zum Erzieher haben, weil er selbst, der Prinz, ein Urning war.

Dubois' diplomatische Geschicklichkeit, — er leitete eine Zeit lang die Geschicke des französischen Staates — wird von niemand bezweifelt; daß er von bösem Charakter gewesen sei, behaupteten nicht einmal seine Feinde. Gleichwohl darf sein Leichtsinn, seine Frivolität und Verschwendungssucht von niemand beschönigt werden. Als der Weltmann Bischof von Cambray wurde, war er noch nicht einmal ordiniert. Ordination, Priester- und Bischofsweihe empfing er an Einem Tag. Ein jovialer Würdenträger, welcher der feierlichen Handlung anwohnte, fragte, ob man ihm nicht auch „die Taufe“ geben müsse. Den Purpur suchte Dubois, um seine hohen Einnahmen, die nicht ausreichten, zu erhöhen; die Summen, die er jährlich verausgabte, stiegen ins Ungeheuerliche. Diese Umstände, im Lichte seiner Zeit besehen, lassen ihn indessen nicht schlechter erscheinen als Andere, die damals, in der leichtfertigsten Ära des leichtfertigen französischen Hofes auf seiner gesellschaftlichen Höhe stunden. Das Gleiche gilt von seinem ehemaligen Schüler, der während der Minderjährigkeit Ludwigs V. die Regentschaft geführt hatte. Philipp von Orleans, der zweite Herzog dieses Namens, fröhnte seinen Neigungen, ohne sich irgend einen Zwang anzuthun. Zwar fügte er sich zu

einer politischen Heirat; er mußte einer natürlichen Tochter Ludwigs XIV. und der Montespan, der Mademoiselle de Blois, Françoise Marie de Bourbon, seinen Namen geben; allein wie später diese, ließ auch er sich nicht hindern, dem Zuge seines Herzens zu folgen. Einer seiner Zeitgenossen war, wie nebenbei bemerkt sein soll, der am französischen Hofe akkreditierte kaiserliche deutsche Gesandte, Graf von Zinzendorf, der ebenfalls urnische Veranlagung zeigte.

Aber eines Mannes von höherer Bedeutung muß hier Erwähnung geschehen.. Wie schon bemerkt wurde, trieb das Kunstleben auf dem französischen Theater seine urnische Blüten. Man mag daher nicht allzu sehr erstaunt sein, wenn man hört, daß der größte Dramatiker Frankreichs zum Urningtum in persönlicher Beziehung steht. Neidische Kunstgenossen machten dem Dichter und Schauspieler Molière zu seinen Lebzeiten ähnliche Vorwürfe, wie sie in der Gegenwart die Shakespearedeuter dem großen Briten um jeden Preis ersparen möchten In einer Flugschrift vom Jahre 1670 betitelt „Elomire hypocondre, comédie par Mons. le Boulanger de Chalussay‘ wird behauptet, daß Elomire der Männerliebe ergeben sei Dieser Name Elomire ist durch Permutation der Buchstaben entstanden und heißt nichts anders als Molière. Wie viel nun davon auf Thatsachen beruht, und wie viel von dieser Behauptung einer boshaften Absicht zugeschrieben werden muß, kann jetzt nicht mehr wohl ermittelt werden. Allein es ist mehr als wahrscheinlich, daß an jenem Vorwurf ein gutes Korn Wahrheit ist. Solche Behauptungen pflegen nicht aus der Luft gegriffen zu werden. Gewiß ist, daß Molière eine zärtliche Neigung für einen Schauspieler hegte, der in einem Lustspiele stets eine gewisse weibliche Rolle übernehmen mußte. Zwar war der Dichter verheiratet, aber er machte den Schritt zum Ehestand in so jungen Jahren, daß die Annahme einer Uebereilung nicht ausgeschlossen ist, um so mehr als seine Frau erheblich älter als er, und der Ehehimmel ein häufig getrübter war. In diesem Punkte ist die Parallele mit Shake-

speare, der auch unglücklich verheiratet war, eine überraschend zutreffende und vielbedeutsame. Schließlich kann es denjenigen, welcher das Leben der Kunst mit der Geschichte des seelischen Hermaphroditismus in vergleichende Beziehung gebracht hat, nicht befremden, wenn auch Molières psychische Verfassung ähnlich der gewesen sein sollte, die bei Künstlern, wie bei großen Malern, Bildhauern, so auch bei Schauspielern und Dichtern, häufig angetroffen wird.

Die Geschichte des Urningtums beschließt also das Zeitalter Ludwigs XIV. mit einem glänzenden Namen. Keineswegs aber kann deshalb behauptet werden, daß diese Ära den Urningen eine Erleichterung ihres Loses gebracht habe. Das wenige Günstige, das wir aus dieser Zeit wissen, verdanken wir dem Umstand, daß es Träger großer Namen sind, welche ihre Urningsnatur entweder nicht verheimlichen konnten oder nicht verheimlichen wollten. Das Los der Urninge aus den untern Gesellschaftsschichten war damals ein jammervolles und gilt selbstverständlich jetzt noch als solches, wie man ja auch über jene Namen aus den höheren Schichten, sobald der Gedanke an das Urningtum rege wird, bedenklich den Kopf schüttelt. Wo das Urnings-Los auf eine Zeit lang erträglich zu werden schien, geschah es unter der allgemein demoralisierenden Ägide der Gesetzlosigkeit, wie zur Zeit des 30jährigen Krieges in Deutschland. In Frankreich war es um die Sache nicht viel besser bestellt. Der König „Sonne“ war kein Tugendmuster; aber für die Regungen des Eros hatte er weder Gefühl noch Verständnis. Seine sinnlichen Triebe waren stark, wie die Macht des Beispiels, das er gab. Die unwahre Galanterie gegen die „Damen“ datiert im grunde aus dieser Zeit, und in dem Grade, als sie sich ganz Europa eroberte, sank die Wagschale zu ungunsten männlicher Schönheit, zu ungunsten jener tragischen Menschenwesen, für welche die Hand der Natur dieselbe entschleiert hatte, der Urninge, zu ungunsten aber auch der Kunst, welche nunmehr wahre Triumphe der Geschmacklosigkeit feierte.

II. Abschnitt.

Einfluß der Philosophie.

1. Kapitel. Das philosophische Jahrhundert.

Das 18. Jahrhundert wird in der Geschichte des Urningtums glücklich inauguriert. Bei seinem Beginn wurde in drei nordischen Reichen die Krone von Männern getragen, welche mehr oder minder sich vor Eros beugten. Von Peter dem Großen, dessen staatsmännisches Genie und kulturelle Bedeutung für den Osten Europas in Aller Munde ist und hier nicht näher besprochen zu werden braucht, ist bekannt, daß er sowohl vom männlichen als weiblichen Geschlechte angezogen wurde. Zwar verheiratet und mit dem ehemaligen „Mädchen von Marienberg" glücklich lebend, begegnete er der zarteren Hälfte des Menschengeschlechtes in ziemlich brüsker Weise. So wird berichtet, daß er vor einer Tafel, an welcher zahlreiche Hofdamen saßen, eine Truppe Soldaten, bloß mit der Armatur, sonst aber mit nichts bekleidet, langsom paradieren ließ. In dem Grade, als er gegen das weibliche Geschlecht rücksichtslos verfuhr, konnte er gegen gewisse Vertreter der männlichen Hälfte eine zärtliche Liebens-

würdigkeit bekunden. Der Pastetenjunge Menschikoff z. B., der in Moskau auf den Straßen seine Ware ausrief, erregte so sehr das Wohlgefallen des Zaren, daß ihn dieser an seinen Hof nahm, erziehen ließ und sogar in den höchsten Adelsstand erhob. — Ähnlich verhielt es sich mit seinem königlichen Zeitgenossen, der über Großbritanien und Irland herrschte und nicht minder als Peter der Große zu den befähigtesten Regenten Europas zählt. Wilhelm III. von England wußte die Grundsätze einer neuen Zeit, unter deren Herrschaft er in den Niederlanden aufgewachsen war, mit den Anforderungen der englischen Monarchie aufs glücklichste zu vereinigen. Er bestätigte alle Rechte des Parlaments, erließ ein Toleranzedikt, vermehrte Englands Wohlstand und Ansehen, ja sein fester Sinn errettete Europa vor der Abhängigkeit von dem damals, wie so oft, maßlos übermütigen Frankreich. Von Charakter verschlossen ahnte er das Recht einer jeden Überzeugung, neigte aber im stillen der Volkspartei zu. Wie er keinen Verkehr mit den Vornehmen unterhielt, mied er den Umgang mit Damen und fand in der Pflege der Freundschaft seine Befriedigung. Die Aussichtslosigkeit einer Nachkommenschaft aus seiner rein politischen Ehe mit Maria von Schottland, wurde bald, nachdem sie geschlossen war, im Lande als eine feststehende Thatsache betrachtet, und seine Schwägerin Anna deshalb schon bei seinen Lebzeiten zur präsumtiven Thronerbin erklärt. Diese bestieg denn auch bei seinem i. J. 1702 erfolgten Tod den Thron von England. Ihm nicht unähnlich war sein Zeitgenosse und Unterthan, aber im Reiche der Wissenschaft gleichfalls König, der Naturforscher Isaak Newton. Dieser der Begründer der neueren mathematischen Physik und der physischen Astronomie, zeigte eine solche Gleichgiltigkeit gegen das weibliche Geschlecht, daß sie zur Legendenbildung Veranlassung gab. Die Wissenschaft ging ihm über Alles und ragte auch in Dinge der Geselligkeit hinein. In einem Gespräch über Physik, das bei einer Mahlzeit stattfand, soll er von seinem Gegenstande so sehr beherrscht gewesen sein, daß er den zarten Finger

seiner Tischnachbarin ergriff und ihn als Pfeifenräumer benützte. Von ihm, der auf allen geographischen Gebieten der Erdkugel heimisch war, hieß es auch, mit bezug auf die Büsten schöner Frauen: „die besuchtesten von allen Hemisphären besucht' er nicht und kannt' er nicht." Liebe zum Geld und zum weiblichen Geschlecht, sagt die Geschichte seines Lebens, war ihm fremd.

Eine entschiedene Urningsnatur war der letzte der drei nordischen Fürsten, König Karl XII. von Schweden, welcher bekanntlich aus dem Hause Wittelsbach stammte. Die Tochter Gustav Adolfs, von welcher das Schicksal wollte, daß in ihrem muliebren Körper eine vollkommene Mannesseele wohnte, hatte, nachdem sie 22 Jahre lang wie kaum ein König in Schweden regierte, nicht nur auf die Ehe, sondern auch auf den Thron verzichtet. Nach Christinens im J. 1654 erfolgten Abdankung bestieg der von ihr zum Nachfolger bestimmte Herzog Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken, ihr Neffe, den schwedischen Thron. Allein schon bei seinem Enkel wiederholte sich im Punkte der Geschlechtsnatur, was bei seiner Vorgängerin eingetreten war; allerdings in umgekehrtem Verhältnis: Karl XII. hatte einen ebenso unbesiegbaren Horror vor dem Weib, wie Gustav Adolfs Tochter vor dem Manne gehabt hatte. Diese Abneigung sprach sich bei ihm schon in früher Jugend aus und begleitete ihn, stets wachsend, durchs ganze Leben. Am wohlsten befand sich Karl XII., wenn er im Feldlager mitten unter seinen Soldaten weilte. Dem Kultus der Freundschaft wandte er sich unverhohlen zu. Wie im Altertum Achilles, den er verehrte, hatte Karl XII. stets seinen Patroklus um sich. Einer seiner Vertrautesten war der Graf von Görz, der auch den westfälischen Edelmann, Theodor von Neuhof, in die Nähe des Königs zog. Dieser merkwürdige Urning brachte es, wie nebenbei bemerkt sein soll, nach einer Reihe abenteuerlicher Jahre, die er in Madrid, Paris, im Lager Karls XII., dann in Florenz, Rom und Tunis zugebracht hatte, durch ein weiteres Abenteuer zu einer Königskrone,

allerdings zu der sehr problematischen von Korsika. Von politischen Widersachern, namentlich von der Republik Genua aus, vielfach angegriffen, vermochte er sich doch verhältnismäßig lange auf seiner schwindelnden Höhe zu behaupten. Er verdankte dies großen Hilfsmitteln an Munition und Geld, deren Spender nie ermittelt werden konnten. Schließlich aber versiegten diese Quellen; er floh nach England, kam in den Schuldturm, aus welchem ihn ein der englischen Aristokratie angehörender Gönner befreite. Derselbe ließ ihm auch, nachdem der Tod seinem bewegten Dasein ein Ziel gesetzt hatte, ein königliches Grabmal errichten.

Auch Karl XII. wurde durch sein unglückliches Naturell ein Spielball des Geschickes. Unbändiger Eigensinn, heroische Todesverachtung führte ihn auf die Höhen des Glückes und an den Rand des Verderbens. Nachdem er sich über die Eisfelder Rußland und die Steppen der Ukraine durchgeschlagen hatte, aß er lange Zeit das Brot der Verbannung. Das Land des mit dem Zaren verfeindeten Padischah gewährte ihm ein menschliches Asyl, aus dem ihn aber die russische Politik nach mehreren Jahren wieder vertrieb. Er eroberte, allein durch die Kraft seiner Persönlichkeit, sein Königreich Schweden zurück und fand den Tod durch eine meuchlerische Kugel, deren Absender durch das Dunkel des Geheimnisses verhüllt blieb.

Den Zug der Abneigung gegen den weiblichen Umgang teilt, ohne gerade als Urning gelten zu müssen, mit Karl XII., wie mit Tilly, der noch größere Feldherr jener Zeit, Prinz Eugen von Savoyen. Der König von Schweden interessierte sich lebhaft für denselben und suchte mit ihm, den er weder als Bundesgenossen noch als Gegner kennen lernte, eine Begegnung herbeizuführen, die denn auch i. J. 1706 stattfand. Wie Karl XII. gerne inmitten seiner Krieger weilte, so auch Prinz Eugen, der als „der kleine Kapuziner" von den Soldaten geliebt wurde.

Gewiß trägt der Umstand, daß das Jahrhundert, von dem wir nunmehr handeln, sich der Gegenwart nähert, das

Meiste dazu bei, daß der Blick auf das Gebiet des Urningtums erweitert, und die Zahl der bekannten Urninge vergrößert wird. Allein es ist jedenfalls bedeutsam, daß unter den historischen Persönlichkeiten so unverhältnismäßig viele sind, welche eine urnische Anlage verraten. Wir dürfen absehen von einem Prinzen Braunschweig-Wolffenbüttel und von einem Herzog von Gotha, welch letzterer es liebte, den größten Teil des Tages in Frauenkleidern zuzubringen.

Wir wenden uns einem Herrscher zu, der dem ganzen Jahrhundert den Stempel seiner Persönlichkeit aufgedrückt hat und der in der Reihe der größten Feldherrn aller Zeiten figuriert, Friedrich II. von Preußen, den man den Großen nennt. Es gab kaum einen Herrscher, der so populär war als Friedrich. Über ihn als König, Feldherrn, Philosophen und Schriftsteller existiert eine unabsehbare Literatur. Wenig oder gar nichts wird über seinen Geschlechtscharakter berichtet. Seine Verehrer schweigen sich über denselben aus, und das Wenige, das bekannt wird, hat nicht unbedingte Beweiskraft, weil es vonseite der Gegner behauptet wird. Gleichwohl mag der Menschenkenner bei Beobachtung seines Lebensganges aus freien Stücken auf Momente stoßen, die von sexueller Sonderart sind. Vor allem ist es der höchst intime Umgang, den Friedrich als Jüngling mit jungen, ritterlichen, daher männlich-schönen Offizieren — darunter die Lieutnants Katte und von Keith — unterhielt, was den tiefer schauenden Beobachter nachdenken macht. Der Zorn des Vaters und die grausame Bestrafung des Sohnes läßt sich erst begreifen, wenn außer dem Moment der Verschwörung noch ein stärkeres, wie eine auffallend zärtliche Neigung des Kronprinzen zu einem Manne inbetracht kommt. Jedenfalls ist die Gleichgiltigkeit bedeutsam, welche der Prinz an den tag legte, als die Frage seiner Vermählung sich herandrängte. Einen prinzipiellen Widerspruch gab es dem königlichen Vater gegenüber nicht. Deshalb ließ Friedrich über sich ergehen, was der Vater bestimmte — sogar in einer das vitalste Interesse berührenden Frage, wie in jener

der Verheiratung. Ja, als er zum Bräutigam der Prinzessin, welche für ihn gesucht wurde, designiert war, gab er dem König Versicherungen, daß er an seiner Braut sogar ein Wohlgefallen habe. Beteuerungen dieser Art aber gelten bei Friedrich wenig; solche wurden auch gegeben, als er, zur Gefangenschaft auf der Festung Küstrin verurteilt, sich zu religiösen Betrachtungen und zum Bibellesen anschicken mußte. Damals versicherte er dem Vater, daß er diesen Übungen, die ihm bekanntlich durchaus widerstrebten, mit Wohlgefallen und Zufriedenheit obliege. Warum sollte er jetzt als Bräutigam dem Vater nicht den Willen lassen und das gewünschte „Wohlgefallen“ bekunden, da er doch über kurz oder lang der Stimme des eigenen Herzens gehorchen konnte?

In der That trennte er sich sofort, nachdem Friedrich Wilhelm I. die Augen geschlossen hatte, wenn auch nicht formell doch thatsächlich von seiner Gattin und blieb ihr ehelich ferne bis an seinen Tod. Die ehemalige Prinzessin von Braunschweig-Bevern war Königin von Preußen geworden, mit welcher Würde sie sich begnügen mußte; für die äußere königliche Ehrung sorgte zwar Friedrichs Gerechtigkeit in allen Lagen des Lebens sorgfältig, sonst aber war das ganze Verhältnis eine Scheinehe. — Paulig, ein Biograph Friedrichs II., welcher sich vorgesetzt hat, den König des Nimbus zu entkleiden, welchen eine liebevolle Legende um ihn gewoben, scheint nichts von einer urnischen Veranlagung desselben zu wissen. Er spricht davon, daß der König während seines Ehelebens Liebschaften mit schönen Frauen, darunter Künstlerinnen und aristokratischen Damen unterhalten habe. Unter den letzteren erwähnt er eine Frau von Weech, eine Frau du Troussel, ein Fräulein von Trettau und eine Gräfin Dönhoff. Ebenderselbe Biograph berichtet, allerdings zur Beleuchtung des Verhaltens, welches der König in der That gegenüber den Damen beobachtete, Folgendes: „Ein Dr. Moore, Engländer, welcher sich in Begleitung des Herzogs von Hamilton zum Besuche in Berlin aufhielt, habe einmal einer Dame gesagt: Es ist schade, daß

der König keine Damen liebt. Darauf habe die Dame erwidert: „Seine Liebe können wir entbehren, aber es ist hart, daß er uns nicht leiden kann." Allein Paulig schließt daraus nicht, daß jene Beziehungen keine „Liebschaften" gewesen sein können.

Unter den Künstlerinnen, welche Friedrich mit seiner Neigung ausgezeichnet haben soll, fesselte ihn bekanntlich die italienische Tänzerin Barbarina. „Er hatte sie mit dem hohen Jahresgehalt von 7000 Thalern für die Oper engagiert; doch mußte sie sich verpflichten, in drei Jahren sich nicht zu verheiraten. Oft speiste er allein mit ihr, oder sah sie nach der Oper im Hause des Generals Rothenburg, welcher gleichfalls, sowie Algarotti und der Baron Chazôt zur Zahl ihrer Verehrer gehörte. Bei Hofmaskenbällen suchte er sie ungescheut in ihrem verschlossenen Kabinet auf. Oft schrieb er ihr zärtliche Briefe, in welchen er besonders ihre schönen Augen pries." Angenommen, daß diese Angaben verlässig sind, so spricht weder der Umstand, daß die Tänzerin hoch bezahlt wurde, noch der, daß sie sich 3 Jahre lang nicht verheiraten durfte, für eine Leidenschaft des Königs. Tänzerinnen taxieren sich um so höher, je unentbehrlicher sie sich dünken; und daß sie nicht verheiratet sein sollen, hängt mit gewissen Umständen zusammen, welche die bei einer Tänzerin durchaus nicht nebensächliche Körperbeschaffenheit betreffen. Wunder nehmen muß es dagegen, daß Friedrich mit der Geliebten in einem fremden Hause zusammengetroffen sei, und daß er — der König — sich mit andern Männern in den Besitz der Angebeteten geteilt habe. Nicht einmal der angebliche Besuch in dem „verschlossenen Kabinet" der Tänzerin spricht unwiderleglich für eine regelrechte Liebschaft. Denn Voltaire, der den König besser gekannt haben muß als dessen Biograph der Jetztzeit, erzählt in seinen Memoiren, daß er die venetianische Tänzerin in Berlin gesehen habe, als sie vor Friedrich II. auf dem Theater auftrat. Derselbe sei in die Italienerin „etwas" verliebt gewesen, „parcequ'elle avait les jambes d'un homme".

Man darf niemals vergessen, daß Friedrich II., wie in der Politik, so in manchen andern Dingen zum Bundesgenossen gern den Schein machte. Derselbe mag auch schon damals gute Dienste geleistet haben, als König Friedrich Wilhelm I. seinen Sohn an den Hof des galanten Kurfürsten August den Starken genommen hatte, um dort denselben an die Reize verführerischer Damen zu gewöhnen. Wer weiß, ob die Gräfin Odelska in Wirklichkeit den Eindruck auf den weiberscheuen Prinzen gemacht hat, dessen er sich in der Folge rühmte! Weñigstens spricht der Umstand, daß Friedrich in Sanssouci außer der Gattin seines Freundes d'Argens keiner Dame gestattete, im Schlosse zu wohnen, nicht dafür.

Gewiß und über jeden Zweifel erhaben ist, daß Friedrich II. dem gesellschaftlichen Verkehr mit Männern bei weitem den Vorzug vor dem mit Frauen gab. Allbekannt ist die philosophische Tafelrunde von Sanssouci, welche von Freigeistern wie d'Argent, La Mettrie und d'Alembert gebildet wurde, und über welche häufig Voltaire, wenn er bei Friedrich weilte, den Vorsitz führte. Aber auch einen Kreis von Lieblingen hatte der König in der Regel um sich. Er legte denselben besondere Namen bei, welche meist aus der klassischen Literatur entnommen und nur den Eingeweihten bekannt waren. So nannte er den jungen Grafen Kayserlingk seinen „Cäsarion“. Dieser Umstand, daß er nämlich der Freundschaft einen besonderen Cult erfand, ist schon bezeichnend genug für die erotische Richtung seines Herzens. Wir brauchen deshalb der Vermutung von Preuß (I, 255), daß Friedrich für die jüngsten Soldaten seiner Armee, für die Tambours, eine außerordentliche Inklination besessen habe, uns nicht anzuschließen. Bezeichnend auch ist, daß der König dem pfalzbayrischen Prinzen Friedrich Michael, der seinerzeit als österreichischer General zu seiner Niederlage bei Kollin beigetragen hatte, persönlich von Herzen zugethan war. Derselbe war aber auch, wie ein Mitlebender bezeugt „der schönste Mann seiner Zeit, vom vollkommensten Ebenmaß der Glieder.“

Es ist interessant zu vergleichen, wie Männer, die auf der Höhe der Gesellschaft stehen und vom Pfeil des Eros getroffen sind, ihrem Seelenzuge Ausdruck verleihen. Friedrichs ausgebildeter Geschmack liebte das ästhetisch Anmutende, das Harmonische im Gegenstand seiner Neigung; sein Zeitgenosse und Seelenverwandter, der ungebildete Christian VII. von Dänemark das Herbe, Rauhe, ja Rohe. Derselbe, welcher im Jahre 1766 als 17jähriger Jüngling den Thron Dänemarks bestiegen hatte und noch im selben Jahre mit der Schwester König Georgs III. von England vermählt worden war, vermied, gleich Friedrich II., alsbald den Verkehr mit seiner Frau und wandte das Interesse seines Herzens männlichen Lieblingen zu. Es waren dies, wie Holk, Brandt usw., Bediente am königlichen Hofe. Christian VII. hatte es gern, wenn diese sich mit ihm — herumbalgten, und wurde, wenn sie sich dessen weigerten, heftig erregt. Brandt wandte sich einmal in seiner Verlegenheit über einen solchen Verkehr mit seinem hohen Herrn und Gebieter an den Minister des königlichen Hauses, welcher ihm den Rat gab, dem König hierin einmal freiwillig zu Gefallen zu sein. Bald darauf drängte er ihn an die Wand und hielt ihn dort fest, bis der König um Gnade bat. Die Kämpfer schieden als gute Freunde. — Als Brandt diesen Auftritt dem Minister (Struensee) berichtete, sagte dieser: „Es ist gut. Sie werden nun Ruhe haben." In der That fand kein Ringen zwischen den beiden ungleichen Gegnern mehr statt. Der Diener aber wurde zum Großmeister des königlichen Garderobe ernannt und erhielt die Aufsicht über alle Schauspiele (!) und Vergnügungen des Hofes, desgleichen über die gesamte zur persönlichen Bedienung des Königs bestimmte Dienerschaft.

Es beantwortet sich von selbst, welchem von den beiden Königen der Vergleich zur Ehre gereicht. So starkmütig Friedrich der Große als Feldherr und Staatsmann war, so sanft war seine Gemütsart, wenn es sich um Herzensangelegenheiten handelte. Ja man darf sagen, nach dieser Seite hin

war etwas Weibliches im Helden von Hohenfriedberg und Torgau. Voltaire, der durch alle Wasser gewaschene Menschenbeobachter, schreibt deshalb in einem Brief (vom 17. November 1750) aus Potsdam: „Die Könige sind wie kokette Frauenzimmer; ihre Blicke erregen Eifersucht, und Friedrich II. ist eine ausgesprochen starke Kokette.“ Ja, in einem Briefe vom 20. März 1753 an Richelieu nennt er den König geradezu seine „Maitresse.“ Übrigens war Voltaire selbst in dem hier fraglichen Punkte nicht ganz unanfechtbar. [De Joux, in seinem 1894 erschienenen Buche „Die Enterbten des Liebesglückes“ oder „Das dritte Geschlecht“ nennt ihn den ersten authentischen Urning des 18. Jahrhunderts.] Allerdings bleibt De Joux, wie für Rousseau, den er ebenfalls zu den Urningen zählt, den Beweis hierfür schuldig, und die kecke Äußerung Voltaires über den König von Preußen, sowie dessen Vorgehen gegen einen literarischen Gegner, den er mit unerhörtem Sarkasmus des griechischen „Lasters“ beschuldigte und auf das rücksichtsloseste verfolgte, sprechen nicht dafür, daß der große Spötter ein Urning war. Allein bei Voltaire ist das Unglaublichste möglich; wir im 19. Jahrhundert halten vieles in seinem Leben für unbegreiflich, was doch erweisbare Thatsache ist. Auch ging ihm sein Verhalten gegen jenen literarischen Urning nicht so ganz ungestraft hin. Derselbe Gegner konnte ihm in einer Streitschrift ganz ähnliche Vorwürfe machen, wie er, der Gegner, sie an sich durch die böse Zunge Voltaires erfahren hatte. Mit welchem Rechte? — das zu entscheiden entzieht sich heutzutage allerdings der Möglichkeit.

Nicht unerwähnt darf hier bleiben, daß Voltaire an demselben Feinde, dem Exjesuiten des Fontaines, ein Werk des Edelsinns geübt hatte, das nur mit seinem spätern Einstehen für die Rehabilitation des unschuldig gerichteten Jean Calas von Toulouse verglichen werden kann. Es steht zudem mit einer urnischen Angelegenheit im Zusammenhang. Des Fontaines, damals allerdings mit Voltaire noch befreundet, war von seinen literarischen Gegnern vor Gericht einer urnischen

Handlung bezichtigt und deshalb in das Gefängnis Bicêtre gebracht worden. Nach der damaligen Rechtsgepflogenheit stand dem Beschuldigten nur der Scheiterhaufen in Aussicht. Die Familie des Fontaines' brach fast zusammen unter dem Gedanken an ein solches Schicksal und setzte alle Hebel in Bewegung, den Abbé von der fraglichen Schuld zu reinigen. Auch Voltaires Hilfe wurde in Anspruch genommen; da derselbe als junger Dichter damals gerade bei Hofe gut gelitten war, sollte er in Versailles seinen Einfluß versuchen. Er willfuhr, machte eine Eingabe, in welcher er für die „Unschuld" seines Freundes eintrat und erlangte wirklich die Freilassung des Gefangenen. — Diesen Dienst hätte ihm des Fontaines nie vergessen sollen, zumal er allem Anschein nach doch ein Urning war; allein als eifriger Kritiker verschonte er in seiner literarischen Zeitschrift auch Voltaire nicht, und dieser, empfindlich wie er war, rächte sich durch jenes sarkastische Pamphlet, in welchem er nun selbst die Beschuldigung gegen des Fontaines erhob, gegen welche er ihn 4 Jahre früher in Schutz genommen hatte.

Dieser Umstand scheint, wenn nicht eine bodenlose Verworfenheit bei Voltaire angenommen werden soll, ebenso gegen eine urnische Neigung in ihm zu sprechen, wie die Thatsache, daß er in seiner Vie privée den König Friedrich II. als „reif für Sodom und Gomorrha" erklärte.

Einige Jahre nahm er die Beleidigung allerdings zurück und erklärte sie für eine querelle d'amans (sic!). Auch ist Das, was sonst aus Voltaires Leben bekannt ist, so reich an galanten Abenteuern mit Damen und an Lüsternheiten gegenüber Dirnen und verworfenen Weibern, daß man über dessen normale Geschlechtsrichtung nicht leicht im unklaren sein kann. Noch als 60 Jähriger unterhielt er mit Damen aus der Umgegend von seinem Landgut Delices in der Schweiz aus Beziehungen, welche die Eifersucht seiner im Hause bei ihm wohnenden Nichte wachriefen. An eine andere in Paris lebende Nichte sandte er Briefe mit der Aufforderung, ihm recht viele

Nudidäten zu zeichnen, mit welchen er sein Greisenalter ergötzen könne, und Sorge zu tragen, daß nur die schönsten und unanständigsten für ihn copiert werden. (Brief vom Juni 1757). Daß die Nuditäten keine männlichen waren, ergibt sich aus dem Zusammenhang als selbstverständlich; an weiblichen aber sich zu ergötzen, ist die Gepflogenheit von Männerliebenden nicht.

Freilich ihn spricht der spöttische Vorwurf, den er seinem königlichen Freunde machte, nicht frei; in des Königs Angesicht wiederholte Voltaire denselben gewiß nicht. Allein, daß er den Spott überhaupt aussprach, fällt mitbezug auf den König schwer in die Wagschale. Finden wir doch viele Züge unmittelbar im Leben desselben, welche allerdings nebensächliche, aber regelmäßige Symptome des seelischen Aphroditismus sind, so die Vorliebe für Kunst. Die Musik übte Friedrich II. selbst durch das Flötenspiel aus, in welchem er es zu einem achtungswerten Grad der Fertigkeit brachte. Auch in der Dichtung versuchte er sich nicht ohne Glück, wenn er auch hierin unter dem Banne des Zeitgeschmackes stund. Für theatralische Aufführungen zeigte er, wenigstens zur Zeit des Rheinsberger Aufenthalts, ein thätiges Interesse; später zogen ihn von der Bühne aus die Oper und, wie wir gesehen haben, das Ballet an. Theater wurde übrigens vonseite der Hofgesellschaft auch nach den Rheinsberger Jahren, wenn auch nicht unter Beteiligung des Königs gespielt. — Dagegen bekundet der Bruder desselben, Prinz Heinrich, einen lebhaften Anteil an solchen Darstellungen. Auch hierüber berichtet Voltaire mit einem Anflug der ihm eigenen Eitelkeit in einem Briefe an Me Denis (vom 6. November 1750) aus Potsdam: „Man weiß also in Paris, daß wir in Potsdam den (von ihm verfaßten) „Tod Cäsars" gespielt haben, daß Prinz Heinrich ein guter Akteur und sehr liebenswürdig ist." — Der Prinz machte damit seiner Natur nur Ehre; denn die Kunst ist die tröstende Begleiterin und die gefeierte Genossin auf dem urnischen Lebenswege; Prinz Heinrich aber war nicht nur „ein Feind des Weines

sondern auch des Weibes," wie es schon zu seinen Lebzeiten hieß. Vielleicht auch war die kongeniale Natur der beiden Brüder Mitursache, daß sie sich so wenig anzogen und sich so häufig schlecht vertrugen.

Das Beispiel der Brüder lockte damals manchen gesellschaftlich hervorragenden Urning auf die Bildfläche. Wenigstens schrieb der Graf Christian von Stolberg i. J. 1776 l hierüber an Gerstenberg: „Die abscheulichsten und widerwärtigsten Laster erheben hier (in Berlin) ihr Haupt empor und [treiben] besonders ihr Wesen in den prinzlichen Häusern; von da breiten sie sich aus und vergiften das Volk, das den Damm der Religion längst durchbrochen hat." Übrigens nicht alle Urteile, die damals über anormale Geschlechtsempfindung laut wurden, äußern sich so streng moralisch und abfällig. Im Gegenteil erheben sich in deutschen Landen jetzt die ersten Stimmen, welche jene Anomalien vom humanitären Gesichtspunkte aus betrachten und insbesondere die homosexuellen Reate, gegenüber einer barbarischen Rechtsgepflogenheit, in Schutz zu nehmen suchen. Es gehörte noch zu den milderen Maßnahmen der Behörden gegen die Unglücklichen, wenn man sie nicht dem Scheiterhaufen übergab, sondern bloß öffentlich mit Ruten peitschte und dann aus der Gemeinde stieß. Nach dem Beispiele Beccarias, welcher in jener Zeit durch sein Buch Dei delitti e delle penne bahnbrechend für eine humanere Gesetzgebung wurde, äußerte sich ein preußischer Jurist, der Hofrat Hommel, daß man insbesondere die Männerliebe nicht vom Standpunkte der christlichen Moral, sondern von dem des natürlichen Rechtes aus in den Gerichtshöfen zu betrachten habe; dieselbe sei Sünde, aber kein Verbrechen, und die Bekämpfung der Sünde gehöre in das Gebiet der Religion.

Solche Äußerungen wären nicht möglich gewesen ohne das Regiment eines Fürsten, dessen Regierungshandlungen im letzten Grunde von der Vernunft geleitet waren. Der Philosoph auf dem Throne wandte auch, mit Unterstützung seines verdienten Kammergerichtspräsidenten Cocceji, der Rechts-

pflege sein besonderes Augenmerk zu und legte den Grund zu einer vernünftigen Entwicklung derselben. Wenn auch seine Maßnahmen nicht direkt das Wohl der Urninge betrafen, so wirkten sie doch mittelbar in unberechenbare Weite fort. Man begreift dieses Verdienst in seinem ganzen Umfange erst, wenn man die Mißstände kennt, welche der damaligen „Rechtspflege“ anhafteten. Ein Formelwesen war an die Stelle des längstentschwundenen Rechtsgrundes getreten. Die Folter war noch im Schwung, das Beweisverfahren ein höchst mangelhaftes. Die Urteilssprüche der Collegien wurden ohne Motivierung abgegeben; es fehlte zudem an der nötigen Gleichförmigkeit der Gesetze in den verschiedenen Ländern, ja sogar Provinzen. Der Instanzenweg war nicht geordnet, und, was noch verderblicher war, die Richterstellen waren verkäuflich — von der Parteilichkeit für die Besitzenden und Vornehmen ganz abgesehen. Mit der Beseitigung dieser Mißstände wurde in der Zeit, da Friedrich regierte, begonnen, und sein Beispiel regte auch andere Länder an; und nun in der Gegenwart hat man wenigstens über keinen ähnlichen Krebsschaden in der Justiz mehr zu klagen. Eine Menge wohlthätiger Institutionen auf diesem Gebiete ist seitdem zu verzeichnen, nicht nur solcher, welche dem Rechtsuchenden dienen, sondern auch von Wohlthaten, die dem Irrenden und Verfolgten zu gute kommen. Nur noch Ein Staatsbürger — und es ist kein Schuldiger — harrt noch auf die elementarste aller Rechtswohlthaten.

Die Gegenwart, welche sich so gerne rühmt, das Zeitalter der Wissenschaft und Humanität zu sein, verschließt — von der Jurisprudenz ganz abgesehen — diesen Staatsbürgern gegenüber beharrlich Auge, Ohr und Herz. Das Rätselhafte und Geheimnisvolle, an welchem gerade das Gebiet des Sexuallebens so reich ist, harrt noch immer der menschlichen Beachtung und der wissenschaftlichen Beleuchtung. Die Natur hat eben einseitig dafür gesorgt, daß in dem vitalsten aller Interessen das Bedürfnis nach Lösung einer Lebensfrage bei der weitaus bedeutenderen Majorität gar nicht zum B e w u ß t s e i n kommt.

Die Männerwelt wenigstens fühlt in dem Punkte der Geschlechtsinteressen durchaus keinen Mangel, da die moderne Welt für die Befriedigung sogar der extremsten Ansprüche mit einer Art Raffinement Vorsorge getroffen hat. Wäre dies aber nicht der Fall; müßte die Majorität um ihre sexuellen Rechte besorgt sein, so würde ein Kampf entbrennen, der die stabilsten Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft erschütterte und selbst die Thatsachen der Logik über den Haufen würfe. „Würde," sagt Leibnitz, „die Geometrie unsern Leidenschaften widersprechen, so fehlte es sicher nicht an Leuten, welche die Zuverlässigkeit ihrer Beweise zu bestreiten unternähmen." Aber für die Bedürfnisse einer Minorität hat die Natur nicht gesorgt und um das Schicksal der zwischen den beiden Geschlechtern stehenden Übergangsmenschen kümmert sich niemand. Mag der Homosexuale Gesundheit, Leben und Ehre einem terroristischen Wahne zum Opfer bringen; mag er irre werden wie an der vielgepriesenen Mission der Wissenschaft, so an der ganzen Menschheit, — da sehe er zu! Ihm geschieht Recht! — Während man also an dem schreienden Notstand, in welchem der Urning sich befindet, mit tauben Ohren vorübergeht, wendet man aufseite der Wissenschaft den gleichgiltigsten Dingen sein Augenmerk zu, zieht sie in das Bereich scharfsinniger Untersuchungen und verkündet die geringfügigen Resultate der Welt als eine That des triumphierenden Menschengeistes!

Aber die Gegenwart, das sei zum Überfluß gesagt, hat noch lange nicht das Tagewerk der Pflicht vollbracht, so daß sie sich wissenschaftlichen Lappalien und Spielereien gleichsam zur Erholung hingeben dürfte. Die größten Probleme des Seelenlebens wird erst die Zukunft zu lösen haben; eine der für das Wohl der Menschheit wichtigsten Fragen aber liegt auf dem Gebiete der Sexualität, und betrifft die conträre Geschlechtsempfindung. Diese Frage ist jetzt einmal in der Welt und sie hat als erste Forderung erhoben, daß sie wenigstens beachtet werde; freilich wird dieselbe nur von einer geringen Zahl Menschen gestellt, die eben der kleinen Minorität an-

gehören. Allein eine jede Wahrheit beginnt naturgemäß als die Ansicht einer Minorität, ja eines Einzelnen. Durch die ihr innewohnende Kraft wirkt sie im stillen fort, bis sie allmählig auch von der Majorität adoptiert wird. Dies gilt in erster Linie von dem Begriff „Sittlichkeit“. Dieser Begriff welcher zur Zeit noch als feststehend gilt, ist in den Augen einer und zwar durch hervorragende Nichturninge gebildeten Schule von Physiologen, Psychiatern und Rechtslehrern ein nicht absolut haltbarer. Das Sittlicheist nichts Feststehendes, sondern etwas in stetem Flusse befindliches, Wandelbares, von dem das πάντα ῥεῖ gilt wie von allen andern Kulturerscheinungen. „Das Sittliche“ — dies soll gleich hier, „dem Jahrhundert der Wissenschaft“ vorauseilend, gesagt sein — „ist (nach Rudolf von Jhering) nicht das Werk der Natur, welche den natürlichen Menschen in die Welt gesetzt hat, so daß der Mensch es bereits fertig mit zur Welt brächte, sondern das Werk der Geschichte, welche aus dem natürlichen den geschichtlichen, d. i. gesellschaftlichen oder sittlichen Menschen bildet; der Geschichte, welche die Natur ablöst, um ihr Werk ganz in ihrem Sinne fortzusetzen und den Gedanken der Selbsterhaltung auch inbezug auf die Gesellschaft zu verwirklichen“. Diese Gesellschaft hat in ihrem Bestreben der Selbsterhaltung den falschen Schluß gezogen, daß der conträr Empfindende die Population beeinträchtige; die Wissenschaft aber hat dargethan, daß derselbe die Population überhaupt in keiner Weise beeinflussen könne, da er, auch wenn er auf dem üblichen Sittlichkeitsstandpunkt steht, sich genau so passiv gegen die Population verhält wie außerhalb jenes Standpunktes. Ja, nachdem die Wissenschaft eingesehen hat, daß innerhalb wie außerhalb des menschlichen Sexuallebens bei weitem die größte Anzahl aller Befruchtungskeime das Ziel ihrer Naturtendenz nicht erreicht, so weiß sie, daß der Ausfall, welcher im allgemeinen durch die Urninge sich ergibt, ein so minimaler ist, daß er socialwissenschaftlich gar nicht in betracht kommen kann. Der Urning schädigt also die Gesellschaft in dem Bestreben

nach Selbsterhaltung durchaus nicht, und auch er — das ist in zweiter Linie eine Forderung der Minorität, die zum Siege kommen muß — gehört zur Gesellschaft, welche eben „die Sitte“ macht. Auch der Urning hat, wie ein Recht zum Dasein, so auf die Entfaltung seiner Fähigkeiten. Auch ihm sollen die moralischen Einrichtungen der Gesellschaft nützlich werden. „Sittlich ist was gesellschaftlich ist.“ Deshalb muß und wird der wandelbare Begriff Sittlichkeit zu gunsten des Urnings eine Modifikation erfahren müssen. Ihm, von dem die Gesellschaft die gleichen Pflichten wie von dem Normalgeschlechtlichen verlangt, ist sie auch die gleichen Rechte schuldig.

Bis solchen Anforderungen einer gesunden Moralphilosophie stattgegeben wird, mögen noch weite Bahnen in der Zukunft zurückzulegen sein. In der Gegenwart ist der Anfang zu der Bewegung gemacht worden, während die ersten Impulse schon lange vorher geschahen. Das war zur Zeit des Humanismus der Fall, als die Ideen des Altertums wieder erwachten. Die Geschichte des menschlichen Genius ist eine retardierende. Drei Jahrhunderte gingen über jene kurze Periode dahin, in welcher eine humane Auffassung von Sittlichkeit zu tage getreten war und ließen dieselbe wieder so viel wie in Vergessenheit geraten. Erst in dem Zeitalter, als Friedrich, „der Philosoph auf dem Throne“, regierte, bekam wieder eine freiere Anschauung in Sachen der Moral die Oberhand. Man mag über Friedrich II. als Staatsmann und Menschen denken, wie man will, Eines muß man anerkennen, daß er bei Betrachtung der Dinge die alten, ausgetretenen Geleise verließ und einer neuen Auffassung zur Existenz verhalf, einer Auffassung, welche Allen, seinen Gegnern wie seinen Verehrern, noch in der Gegenwart zu gute kommt. Inwieweit zu diesem Verdienst der Umstand beitrug, daß die Geschlechtspsyche Friedrichs des Großen eine außergewöhnliche war, bleibe dahingestellt. Jedenfalls aber war sie Eine der darauf hinwirkenden Ursachen.

Mit dem Erwachen neuer Ideen auf dem Gebiete der Rechts- und Moralphilosophie ging, unabhängig von diesen,

eine Läuterung des Geschmacks auf dem Gebiete der Kunst Hand in Hand. Zwar auch im Zeitalter Ludwigs XIV. feierte die Kunst glänzende Triumphe; allein diese betrafen bloß ihre äußere Stellung, ihre Beziehungen zum prunkvollen Hofe, in welchem sich ganz Frankreich sonnte und vor dem sich halb Europa beugte. Größere Künstler, namentlich Maler, hatte bereits die Periode Ludwigs XIII. hervorgebracht, so die drei Brüder Antoine, Louis und Matthieu Le Nain, welche in schlichter Weise Szenen aus dem Volks- und Landleben schilderten, oder Jacques Callot, welcher Kavaliere mit Damen, typische Figuren aus der italienischen Komödie, Zigeunerlager und Volksfeste schilderte und einen solchen Einfluß auf das Kunstleben hatte, daß sein Name schließlich gleichbedeutend mit einer ganzen poetischen Richtung wurde. Im Zeitalter Ludwigs XIV. ging dessen zeremonielle Steifheit auch auf die Kunst über; die Koketterie, welche die Männerwelt demütigte, feierte auch in der Malerei und Plastik ihre zweifelhaften Triumphe; daher der Mangel des Natürlichen, die gezwungene Grazie und die manirierte Gespreiztheit der Figuren. In der Architektur wurde der Barok- und Rokokostil Herr, in welchem die Renaissancemotive beibehalten, aber teils von spielenden Zieraten überwuchert, teils aus dem gesetzmäßigen Zusammenhange gerissen werden. Auch Friedrich II., dem überhaupt das französische Wesen bekanntlich zusagte, huldigte dieser Manier. Allein auf dem Gebiete der Plastik, in welchem die Alten unerreichte Meister sind, konnte ihm der französische Geschmack nicht genügen. Mit seinen klassischen Empfindungen flüchtete sich Friedrich in das Zeitalter der Antike. Von dieser war es insbesondere die griechische Kunst mit ihrer die männliche Schönheit feiernden Vorliebe, was ihn fesselte. Er unterhielt zu diesem Zwecke Beziehungen mit zahlreichen italienischen Künstlern, welche teils Käufe echter Skulpturwerke vermittelten, teils Nachbildungen von Meisterwerken schufen, so daß in seinem Genießen der Antike eine hervorragende Rolle zugedacht war.

Das Verdienst, eine allgemeine Läuterung des Kunst-

geschmacks herbeigeführt zu haben, gebührt wohl nicht dem Könige von Preußen, aber einem seiner Zeitgenossen und Unterthanen. Allerdings verließ derselbe, in die Mannesjahre eingetreten, seine Heimat und auch das weitere Vaterland, in welchem er für seine intimsten Regungen kein Verständnis fand. In Italien, wo nicht nur der Durst nach reinen Kunstgenüssen gestillt, sondern wo auch den Bedürfnissen eines urnisch empfindenden Herzens genügt werden konnte, da suchte und fand Johann Joachim Winckelmann sein Heil. Indem wir seiner Bedeutung für die Kunst und deren Weiterentwicklung gerecht zu werden versuchen, wollen wir in weiteren Umrissen sein Lebensbild zeichnen, das so recht geeignet ist, einen Einblick in das Gemüts- und Geistesleben eines edlen und gebildeten Urnings zu gewähren.

2. J. J. Winckelmann.

Die Kunst schien im 18. Jahrhundert in das Handwerk zurückzufallen, von dem sie ausgegangen war. Man verließ die Ideale, die noch im Cinquecento die Richtschnur für das künstlerische Schaffen gebildet hatten. Natur und einfache Schönheit genügten nicht mehr; die Überreizung, welche die Signatur des Hoflebens war, wurde auch die Signatur der Kunst, welche von den Höfen aus ihre fast ausschließliche Pflege fand. Der tyrannische Zeitgeschmack mit seiner galanten Unnatur und koketten 'Verschrobenheit drückt den Erzeugnissen der Kunst auf allen ihren Gebieten sein Gepräge auf. Da mußte in Geistern von Geschmack und Erfahrung sich das Bedürfnis nach einer gesunden Gegenwirkung geltend machen, und nur dadurch, daß man der Kunst die ewigen

Grundsätze der Schönheit, wie sie in der Antike zum Ausdruck gelangt waren, wieder einflößte, konnte man an eine Wiederbelebung denken. Durch die Literatur war der Boden vorbereitet, und Kunstrichter wie Gotthold Ephraim Lessing, waren es, die ihn bebauten. Man rief wie die Ideen des Altertums, so die einfach wahre Natur an, und dies erwies sich bald als der fruchtbare Ausgangspunkt für die anzustrebende Verjüngung der Kunst. Es begann eine glänzende Periode freier Kritik und der begeisterten Erhebung zu menschlich großen Gedanken.

Der erste und vornehmste Rufer im Streite war der mit hellenischem Geist erfüllte Urning J. J. Winckelmann. Geboren im Jahre 1717 zu Stendal in der Mark, als der Sohn eines armen Schuhmachers, studierte er seit 1738 in Halle Theologie, besonders aber alte Literatur und schöne Wissenschaften, welch letztere er in der Folge zu seinem Berufsstudium machte. Er wandte sich dem Lehrfache zu und wurde Konrektor an der Lateinschule in dem Städtchen Seehausen. Hier spielt sich, wenn nicht die erste, so eine der leidenschaftlichsten Liebesepisoden in Winckelmanns Leben ab. Über das Wesen seiner Gefühle war er nicht im unklaren. Er selbst erklärte, daß seine Freundschaft stets Liebe sei. „Freundschaft ohne Liebe ist bloß Bekanntschaft.“ Er wolle seine Freunde mit Leib und Geist, mit aller Freiheit und mit unbeschränkter Ergebenheit genießen. Seine Freundschaft sei nicht die, welche Christen üben sollen, sondern diejenige, welche allein in einigen Beispielen des Altertums bekannt sind; denn die Heiden beteten sie an, und die größten Thaten des Altertums sind durch dieselben vollbracht worden. — An einer andern Stelle gesteht Winckelmann, das Schicksal habe seine Seele in einen Zustand versetzt, der nicht ruhig ohne den Besitz eines unschätzbaren Freundes sei, und daß er sein Leben für nichts halte ohne einen Freund. Er wußte, sagt sein Biograph Justi, sich nicht bloß im Besitze von Kenntnissen, sondern auch von Schätzen des Herzens. Der Anblick eines schönen Freundes, irgend ein

Beweis wahrer Zuneigung war der Anlaß, diese stets zum Überströmen bereiten Schätze in Worten der höchsten Herzensliebe aufzuschließen.

Diese Fähigkeit bekundete bereits der junge Konrektor in Seehausen. Der Sohn des Oberamtmanns Lambrecht von Hadmersleben, den er schon als Hofmeister im väterlichen Hause unterrichtet hatte, war ihm als Schüler an die Lateinschule nach Seehausen gefolgt. Sie bewohnten mitsammen ein Zimmer, das zugleich Studier- und Schlafstube war. Die Zuneigung, welche Winckelmann zu dem Jünglinge faßte, war eine durchaus edle; sie genügte sich nur in dem Vorsatze, dem Freunde alles zu werden, was ein Mensch dem andern werden kann. Er wollte — ähnlich den altgriechischen Liebhabern — der Schöpfer von dessen geistigem und materiellem Leben sein. Er sinnt auf Möglichkeiten, sich eine Stellung in dessen Nähe zu verschaffen, ja, ihn mit sich nach Italien zu nehmen. Leider war das Verhältnis kein glückliches. Nicht etwa eine Abneigung gegen den leidenschaftlichen Lehrer scheint der Grund hiervon gewesen zu sein, sondern ein Mangel im Charakter des jungen Menschen selbst: Winckelmann überließ demselben Summen, die er sich unter Entsagungen erspart hatte, und die für seine Verhältnisse geradezu bedeutend waren, ohne sie zurückerhalten zu können. Diese Untreue verletzte seinen Zartsinn. „Das ist der Freund" ruft er in einem Brief an einen Vertrauten aus, „den ich mir geschaffen, erzogen, auf den ich die Kräfte meiner schönsten Jahre verwandt, dem ich Gesundheit, Leib und Leben verschwendet und den ich das hohe Glück der heroischen Freundschaft schmecken gelehrt." An den jungen Lambrecht selbst aber schreibt er: „Die Freundschaft ist es wert, daß man Alles um ihretwillen verläßt . . . Ich bin versichert, unsere Freundschaft würde bis an den Tod durch die schwersten Proben vollends bewährt werden . . . Sollte es Leben und Ehre gelten, mein Herz würde sie für Dein Heil aufopfern; der Himmel muß uns Gutes thun um unserer Redlichkeit willen." Ein Brief vom 16. Februar 1747,

welcher die Überschrift: Ad delicias suas trägt, enthält die Worte: „Sed haec, ocelle mi, per ocellos tuos venustulos precor, in sinu tuo occule.“

Das Zusammenleben in Seehausen währte wahrscheinlich bis zum Frühjahr 1746, in welchem Jahre Lambrecht den Lehrer verließ, um die Schule von Ilefeld zu besuchen. Aber es war nicht die einfache Trennung, welche Winckelmann betrübte. Lambrecht hatte sich von ihm innerlich abgewendet; in den Ferien des gleichen Jahres eilt der Verlassene nach dem Amthause in Hadmersleben, wo sich der Geliebte eingefunden hatte. Aber es wird noch schlimmer; der Liebende kommt nach Seehausen zurück als „Timon.“ Nun verschließt er sich in tiefer Melancholie in sich selbst und bricht allen persönlichen und brieflichen Verkehr auf Monate ab. Endlich, im November, schüttet er seinen Kummer in einem Briefe an den Vertrauten aus. Er sei von einem Menschen, der unendliche Verbindlichkeiten gegen ihn bezeigen müßte, mit Undank belohnt worden; und seitdem sei nichts als Gleichgiltigkeit und Mißtrauen gegen Alles außerhalb seiner vier Pfähle bei ihm geblieben. „Nun habe ich,“ fährt er fort, „Alles aufgegeben, Hoffnung, Ehre und Ruhe und Vergnügen. Ich bin wie Diogenes ohne Freunde und Gesellschaft, von aller Welt verlassen und wünschte nur, mein wertloses Leben zu endigen. Könnte das Schicksal mich nur in den Zustand der unempfindlichen Stoiker versetzen! Aber“ — setzt er hinzu — „verdammt sei solche Weichlichkeit!“ Nur in seinen Briefen an das undankbare Kind selbst, die zu senden er sich ebenfalls nicht auf die Dauer versagen konnte, war nichts von Vorwürfen zu merken, nur der zärtlichste Schmerz:

„Mein Geschick hat sich ganz gegen mich erklärt; es wird mich wegreißen oder mich doch mit einem furchtbaren Verzug martern. Ich werde Dich ohne Hoffnung lieben . . . . Mein Auge weint vor innerster Sehnsucht gegen Dich. Mein Geist weicht aus den Schranken, wenn ich an Dich denke. Nun erkenne ich die Macht der Liebe. Aber vielleicht kann niemand

einen Freund so herzlich lieben. Mein einziger Trost," so schließt er, „ist, daß sich etwas in mir finden muß, daß mich sofort mit Dir verbindet. Dieses muß das Einzige sein, was sich Großes bei mir findet."

Es waren die Klagen Corydons, die um den verschmähenden Alexis in den Wind gerufen wurden. Die Liebe blieb vonseite des Geliebten unerwidert und für den Liebenden ein Unglück. Oft glaubte Winckelmann in der Folge einen Ersatz für den verlorenen Freund gefunden zu haben. Aber keiner wurde als gleichwertig befunden, ja den undankbaren Gegenstand seiner „ersten und einzigen" Liebe wollte er stets wieder in Gnaden annehmen und ihm trotz allem, was vorgefallen, verzeihen, wenn „derselbe ihn nur eines Briefes wert hielte." Zeit seines vielbewegten Lebens konnte Winckelmann den Schmerz um den verlorenen Freund nicht verwinden. — Eine Freundschaft ohne Liebe, oder um mit ihm zu reden, eine Bekanntschaft, knüpfte sich indes gleichfalls in Seehausen an und verlief, eben aus diesem Grunde wohl, ohne den Schmerz der Enttäuschung und mit dem beglückenden Gefühl, das durch die Teilnahme eines wahren Freundes erweckt wird. Ein Auditeur eines preußischen Husarenregiments, aus Seehausen gebürtig, hatte den militärischen Dienst quittiert, sich wieder den Studien zugewendet und lebte nun in seiner Heimat. Hier lernte er den an der Lateinschule wirkenden Winckelmann kennen und befreundete sich mit ihm, den das gleiche Streben durchdrang. Es war dies Hieronymus Dietrich Berendis, damals ungefähr 25 Jahre alt. Die Freundschaft ward eine dauernde und nutzbringende für Beide. Als Winckelmann in der Folge das Wohlwollen und Vertrauen des Grafen Bünau in Dresden erworben hatte, empfahl er den Freund als Hofmeister für dessen Haus. Graf Bünau wurde später weimarischer Minister und ernannte als solcher Berendis zum Chatouillenverwalter der Herzogin-Mutter Amalie. Dieser selbst machte hier die Bekanntschaft Goethes und hinterließ demselben bei seinem Tode 1783 die Briefe Winckelmanns,

welche der Dichter herausgab. Für Winckelmann aber wurde Berendis seit dem Zusammenleben in Seehausen der an Freud und Leid, in der Nähe und in der Ferne, teilnehmende Vertraute.

Die schmerzliche Erinnerung an Lambrecht und die trostlose Einsamkeit einer Kleinstadt trug zu dem Entschlusse Winckelmanns bei, sowohl den Lehrerberuf als Seehausen zu verlassen. Der tiefere Grund aber lag in einer unwiderstehlichen Vorliebe für die Beschäftigung mit Kunst und deren Geschichte. Durch das Wohlwollen des kunstliebenden Grafen Bünau in die Lage versetzt, nach Dresden übersiedeln zu können, oblag er daselbst unter Lipperts und Hagedorns Leitung gründlichen Kunststudien. Beim Anblick der Kunstschätze, die in den Galerien Dresdens angesammelt waren und unter welchen sich nicht nur viele italienische Meister, sondern auch Originale und Abgüsse von „antiken“ Skulpturwerken befanden, entstund in ihm die Krankheit germanischer Künstlernaturen, die Sehnsucht nach Rom. Diese Sehnsucht stillen zu können, war es notwendig, sich um eine Stellung dortselbst zu bewerben; eine solche wurde ihm zwar schon in Dresden seitens des gräflichen Beichtvaters in Aussicht gestellt, jedoch war die Erreichung des Zieles für einen Protestanten nicht wahrscheinlich. Winckelmann trat deshalb noch in Deutschland zur katholischen Kirche über (1754), und im nächsten Jahre finden wir ihn bereits in Rom. Hier lebte er von seinen Ersparnissen und den kleinen Mitteln, die ihm von seinen Gönnern aus Dresden zuflossen. Je weniger er Gelegenheit suchte, den Genüssen des Lebens nachzujagen, desto mehr verlegte er sich auf die Freuden, welche seine Studien gewährten. Der Anblick der Kunstschätze Roms, wie sie reicher nirgends auf Erden sich darboten, berauschten seine schönheitsdürstende Seele. Es ist für den teilnehmenden Beobachter seines Lebensganges selbst eine Wonne zu sehen, wie reich sich der arme deutsche Gelehrte im anschauenden Genusse der idealen Schätze fühlte. Seine „Gedanken über die Nachahmung griechischer Kunstwerke“ erschienen um die gleiche Zeit im Druck. Auf die Dauer war

aber ein brodloses Sudium in Rom nicht möglich, und Winckelmann suchte, auf grund der Dresdener Empfehlungen, eine Stellung in einem der zahlreichen Kunstinstitute oder bei einem kunstliebenden Prälaten. Er kandidierte mehrere Jahre und stellte sich in den Vorzimmern bei hohen Kirchenfürsten, sowie — später zu einem andern Zwecke — bei Benedikt XIV. ein. Mit sichtlichem Behagen schildert er die Aufnahme, die er bei diesem ebenso gemütlichen wie gelehrten Oberhaupt der katholischen Kirche fand. Endlich — ein Jahr, nachdem er Neapel besucht und von den landschaftlichen Reizen der Umgebung und der Liebenswürdigkeit der dortigen Bevölkerung schöne Eindrücke mitgenommen hatte — im Jahre 1759, erhielt er eine Stelle, und zwar eine solche, wie er sie wünschenswerter sich gar nicht vorstellen konnte: Er wurde Bibliothekar bei dem Kardinal Albani, einem leutseligen, für die Kunst hochbegeisterten Grandseigneur. Derselbe räumte Winckelmann in seinem Palaste auf dem Quirinal eine Wohnung ein, von der aus man einen weiten Ausblick über die ewige Stadt genoß. Regelmäßig stellte sich Winckelmann morgens, eine Weile nach dem Frühstück, ans Fenster und dachte, während sich das großartige, malerische Bild auf seiner Netzhaut spiegelte, „über sein Glück nach.“ Dann ging es an die Arbeit, als deren Frucht im J. 1761 die „Anmerkungen über die Baukunst der Alten“ erschienen. Im J. 1763 veröffentlichte er ein Werk „Über die Empfindung des Schönen“. Um die gleiche Zeit wurde er durch die Verwendung seines hohen Gönners, des Kardinals, „Oberaufseher der Altertümer in und bei Rom“, wodurch sich seine Verhältnisse auch äußerlich besserten. Nachdem er die „Nachrichten über die neuesten Entdeckungen in Herkulanum“ geschrieben hatte, ließ er i. J. 1764 sein Hauptwerk, die „Geschichte der Kunst“ in die Welt gehen, ein Werk, das geradezu epochemachend und bahnbrechend wurde.

Nach und nach hatte Winckelmann auch einen Kreis von mehr oder minder würdigen „Freunden“ und „Bekannten“ um sich gesammelt. Eine besondere Rolle in demselben war dem

deutschen Maler Raphael Mengs zugeteilt, der neben seiner eigenen Künstlerthätigkeit als Eklektiker sich, gleich Winckelmann, mit Kunststudien befaßte, Handzeichnungen und Gypsabgüsse sammelte und Werke über Ästhetik verfaßte. Wie Winckelmann von Mengs, so wurde dieser von ihm angezogen. Die Freundschaft, welche indes nicht die der Liebe war, erhielt mit der Zeit einen ausgesprochen familiären Charakter, fast mehr, als es dem weiberscheuen Gelehrten lieb sein mochte. In einer uns Modernen unbegreiflichen Liberalität bot ihm nämlich Mengs, um ihn zur Frauenliebe zu „bekehren“, seine eigene Gattin an! Sie war eine geborene Römerin, ein Typus jener klassischen Schönheit, wie ihn Rom zu jederzeit hervorgebracht hat.

Das ist der Punkt, der uns Veranlassung gibt, des nähern auf die Geschlechtsnatur Winckelmanns einzugehen, ja er nötigt uns hiezu, da er eines jener wenigen Momente in seinem Leben bildet, die einen mit der Homosexualität weniger Vertrauten an ihm irre machen könnten. Winckelmann rühmt nämlich in mehreren Briefen an deutsche Freunde die Schönheit jener Frau und läßt ein Entzücken mit einfließen, welches wie Liebe aussieht. Allein es sollte eben nur so aussehen. Gerade derjenige Brief, in welchem diesem Entzücken mit der größen Ostentation Ausdruck gegeben ist, und der an den jungen von Stosch gerichtet war (in Justis Sammlung unter Nr. 305 aufgeführt), enthält zugleich den sprechendsten Gegenbeweis. Er zeigt, daß die wahrhaft elementare Gewalt in Winckelmanns Herzen eben die Freundesliebe war. Der Brief fließt über von den Liebesbeteuerungen für den schönen Jüngling. „Mein Geist,“ so heißt es z. B., „war ganz mit Ihrem Bilde beschäftigt, und ich wurde dermassen mit zärtlicher Liebe gegen Sie übergossen, daß ich — in einer Gesellschaft — zurücktreten mußte, um meinen Thränen freien Lauf zu lassen . . . Mein Geist blieb die ganze Nacht in Bewegung und ergoß sich, wo er in Wehmut Linderung findet. Ich stand auf von meinem Lager, ich warf mich wiederum nieder und ich schien

in Seligkeit zu schwimmen.“ Winckelmanns Liebe gehörte also damals immer noch einem Jüngling und nicht einer Frau. Auch mag ein rein ästhetisches Wohlgefallen, das Winckelmann an der ihm manches klassische Bildwerk des Altertums zurückrufenden schönen Römerin hatte, bei jener Wallung mitgewirkt haben. Übrigens blieb der für eine wirkliche Leidenschaft zu Mengs Gattin entscheidende Moment (die copula carnalis) trotz wiederholter Aufforderung des selbstlosen Freundes aus. Die einzige Äußerung Winckelmanns, die auf einen thatsächlichen Umgang mit Frauen hinweisen könnte, findet sich in einem Briefe aus einer spätern Zeit, vom 8. August 1767 an Paul Usteri. Allein, wenn diese Äußerung ernst zu nehmen ist, dann enthalten alle übrigen Kundgebungen, welche nicht nur eine Leidenschaft für junge Männer, sondern eine zweifellose Gleichgiltigkeit, ja sogar Abneigung gegen das weibliche Geschlecht an den tag legen, einen offenbaren Widerspruch. An einen Widerspruch aber dürfen wir bei Winckelmann überhaupt nicht glauben, am wenigsten brauchen wir einen solchen hier anzunehmen. Abgesehen von der Möglichkeit eines bloß guten Willens, der Winckelmann vorübergehend zu gunsten der allgemeinen Liebe beeinflußt haben mag, so ist es — wenn sie in den Augen ihrer Geliebten etwas gelten wollen — Übung aller Urninge, eine Leidenschaft für das Weib zu affektieren. Usteri, an den jener Brief gerichtet ist, zählte zu den von Winckelmann am zärtlichsten geliebten Jünglingen, und wird in der Regel von ihm „das Milchlamm“ genannt. Angenommen nun, Usteri habe, was sehr wahrscheinlich ist, gewisse Pikanterien aus dem Umgange mit Weibern gerne gehört, so konnte Winckelmann sich bei ihm nicht besser insinuieren, als durch einen Bericht, wie er in jenem Briefe enthalten ist. Es scheint also hier sich weniger um einen wirklichen Vorgang als um ein obscönes Wortspiel zu handeln, dessen Verständnis durch eine fingierte Thatsache dem Leser erleichtert, wie der Geschlechtscharakter des Briefschreibers in das Licht eines gewissen Heroismus gerückt wird.

Der Biograph Justi, welchem die Liebesrichtung des von ihm gefeierten Archäologen durchaus nicht sympathisch ist, sagt selbst (S. 337): Gewiß hatte jene Gleichgiltigkeit gegen die Weiber nicht bloß in seinem Lebensgang (wie er manchmal z. B. in einem Brief vom 18. Januar 1766 sich und andern glauben zu machen suchte) ihren Grund; sie hing zusammen mit einer entschiedenen ästhetischen wie sinnlichen Bevorzugung männlicher Schönheit vor der weiblichen. Seine Beschreibungen antiker Kunstwerke beziehen sich sämtlich auf männliche Gestalten. Nur männliche Schönheit vermag ihm den Enthusiasmus des Schönen einzuflößen.“ Und S. 286 bemerkt der Biograph: „Einem mindestens sehr persönlichen Geschmacke überläßt sich Winckelmann, wenn er von dem kolossalen Antinouskopfe zu Mandragone versichert, es sei dieses Werk nach dem Apollo und Laokoon das Schönste, was uns übrig sei; ... ja, man könne sagen, der Kopf sei eines der schönsten Dinge in der Welt..... Für Schilderung bedeutender Statuen schien später die Ader in ihm vertrocknet; nur der jüngst entdeckte schöne Panskopf hat noch einen schwachen Nachhall hervorgerufen. Diesen „Faun“ hatte Cavaceppi im Jahre 1763 entdeckt. Winckelmann fand ihn von so hoher himmlischer Schönheit, daß derselbe Alles übertrifft, was er gesehen habe und was sein kann. Beständig denke er an denselben und die Nacht träume er von ihm. Und so findet man ihn (Winckelmann) später als den glücklichen Besitzer. Der Pan sollte die Reise nach Berlin, die Winckelmann damals plante, mitmachen, war aber diesmal der Gefahr eines unfreundlichen Klimas entgangen.“ (Später wanderte er nach München.) „Es ist mein Ganymed,“ sagte der Enthusiast, „den ich ohne Ärgernis nel cospetto di tutti i santi küssen kann.“ Der Künstler habe sich über die gewöhnliche Faunsidee erhoben und das Bild einer hohen Schönheit gegeben, über welches sich eine unaussprechliche Süßigkeit ergieße, wie sich sonderlich in dem halbgeschlossenen Mund eine sanfte Entzückung zu äußern scheine. Man würde nimmermehr eine Faun in ihm erkennen, ohne die klei-

nen hervorkeimenden Hörner. — Wirklich hat dieser interessante Kopf einen eigentümlichen, von dem sinnlichen Lebensgefühl des berühmten Satyrs z. B. sehr verschiedenen Typus. In dem länglichen Oval, dem träumerischen Ausdruck, der seitlichen Neigung liegt ein Hauch sehnsuchtsvoller Melancholie, von Einsamkeit inmitten der Welt, in der er sich nicht heimisch zu fühlen scheint."

„Diese Gestalten", die von uns schon bei Erwähnung des Praxiteles, bei dessen Eros' und Hermes' geschildert wurden, „hatten für Manchen", fährt Justi weiter, „einen ganz eigenen Reiz, und Winckelmanns Einbildungskraft war gerade für diese Formen der griechischen Kunst besonders empfänglich, ob zum Vorteil seines Formurteils, ist die Frage. War es die Vereinigung der Reize beider Geschlechter, die den Systemgeist des Bekenners der Einheit von Schönheit und Ideal ansprach? War die ihm von Jugend auf schwärmerisch-sinnliche Freundschaft im Spiel? Man sagt, daß erotische Verehrer männlicher Schönheit von jenen zweideutigen Formen mehr als von rein jünglinghaften gereizt, ja zuweilen zur seltsamsten Schwärmerei begeistert werden. Für Winckelmann hatte die Verwandtschaft dieses Typus mit dem Eunuchenhaften nichts Abstoßendes. Dies war überdies der Geschmack des damaligen Welschlandes, wo die Eunuchen für Männer, Weiber und Pfaffen (sic!) Gegenstand einer widerlichen Schwärmerei waren". Der Enthusiasmus für Kastraten, welche als Sänger auftraten und in Rom auch die Damenrollen auf den Theatern spielten, ist bekannt. Auch Winckelmann fand, — wie nach Dem, was wir wissen, leicht glaublich wird, — Gefallen an solchen Sängern, z. B. an „dem schönen Venanzio", den er im Theater della Valle im Karneval 1764 sah. „Dieser Virtuosenkultus war nicht bloß Kultus der Stimme," fügt der Biograph bei; „es werden uns Boudoirs solcher Virtuosen, (in welchem selbst hohe Geistliche nicht fehlen), geschildert, die an die antiken Gemälde der Hermaphroditentoilette erinnern." Einen intimern Verkehr mit solchen Personen unterhielt auch unser deutscher Ge-

lehrte. „Heute", schreibt er an Berendis, „speist ein wunderbar schöner, junger Kastrate bei mir, welcher mit mir Deine Gesundheit trinken soll." (28. Sept. 1761.) — Man hat behauptet, Winckelmann habe an der griechischen, gewissen Städten und gewissen Ständen zugeschriebenen Sitte oder Unsitte teilgenommen. Die Offenherzigkeit, mit welcher er sich über derlei Dinge aussprach, berechtigen in der That zu solchen Vermutungen. Am 29. Jauuar 1758 schreibt er: „Ich habe Jemand gefunden, mit dem ich von Liebe rede, einen jungen, schönen, blonden Römer von 16 Jahren, einen halben Kopf größer als ich, aber ich kann ihn nur einmal in der Woche sprechen; den Sonntag Abend speist er bei mir. Er hat ein griechisches Profil." — „Im Jahre 1760 sucht Winckelmann seinen Perruquierjungen, „einen hübschen, sehr wohlgestalteten Menschen in eine gute Kammerdienerstelle zu bringen; denn „ich würde auf diese Weise denselben los und käme einen Schritt näher zur Weisheit, die ich als vierzigjähriger Mann muß anfangen zu suchen .... ich weiß für jetzt und zu meiner Ruhe keinen andern Weg." Drei Jahre später richtet er die Augen auf einen wohlgebildeten Jüngling, welchen er gedenkt zu sich zu nehmen und zu erziehen, um sich an demselben eine Gesellschaft zu bilden. Und im August 1766 will er in Castello „allein in einer schönen Gesellschaft eines Individui wohnen — weil ich von Schönheit schreiben will nach einer lebendigen Schönheit. Niemand kanzelt mich darüber ab, und Niemand frägt: Was macht Ihr? Sondern ich thue, was mir einfällt, und ich suche so viel wie möglich ist, meine verlorne Jugend zurückzurufen." Allenfallsigen Vorstellungen vonseite seiner Bekannten, daß er seine Neigung an Unwürdige verschwende, pflegte er mit dem Ausspruch des La Mothe le Vayer zu begegnen: „Die Liebe gleicht darin dem Epheu, daß es ihr einerlei sei, an welchen Gegenstand sie sich anklammert."

Doch man würde irren, wollte man glauben, daß Winckelmann in sinnlichen Freuden oder auch nur im gewöhnlichen Verkehr mit jungen Leuten aus niederm Stande ein volles

Genügen gefunden habe. Seine schöne Seele fand oder vielmehr suchte ihren Frieden nur in idealer Freundschaft und bei schönen Seelen. Freilich war körperliche Schönheit dabei unerläßliche Bedingung. „Winckelmann konnte sich, wie die Griechen, moralische und körperliche Schönheit nicht anders als verbunden denken. Er ahnt die Uebereinstimmung der Geister beim ersten Blick ins Antlitz, und er findet sich nicht getäuscht. Er schafft sich das Bild des Freundes, den er nie gesehen und „wird ein Schöpfer seiner Gestalt nach der Idee von Dem, was das Schönste ist, um seine Hände darnach auszustrecken."

Allerdings blieb das von der Idee geschaffene Bild meist ein Ideal, und die Sehnsucht wurde nicht gestillt: „Mein Gott, ich weiß," schreibt er (in Brief Nr. 24 bei Justi) an Berendis, „dergleichen Freundschaft, wie ich sie suche und kultiviere, ist ein Phönix, von welchem viele reden und keiner ihn gesehen." Dies erfuhr er insbesondere an einem jungen lievländischen Edelmann, der ihn im Sommer 1762 in Rom besuchte. Friedrich Reinhold von Berg schien ihm das verwirklichte Ideal zu sein. Kaum hatte ihn Winckelmann gesehen, so entstand eine Zuneigung, die so schwärmerisch, empfindlich und leidenschaftlich war wie Liebe. Sogleich schrieb er ihm: „Ein unbegreiflicher Zug zu Ihnen, den nicht Gestalt und Gewächs (ein der Zeit Winckelmanns angehöriger, von ihm oft gebrauchter Ausdruck) allein erweckt, ließ mich von dem ersten Augenblick an, da ich Sie sehe, eine Spur von derjenigen Harmonie fühlen, die über menschliche Begriffe geht und von der ewigen Verbindung der Dinge angestimmt wird . . . Die Übereinstimmung des Geistes meldete sich, da ich Sie zum erstenmale erblickte." In Fraskati schneidet der schwärmerische Verehrer den Namen des Geliebten in die Rinde eines prächtigen, dichtbelaubten Ahorns. Während des ganzen Aufenthaltes, den Reinhold von Berg in Rom nahm, widmete sich der Gelehrte demselben, um — gegen seine Gewohnheiten — ihm mit allen Merkwürdigkeiten der Stadt bekannt zu machen. Der Aufent-

halt währte übrigens nicht lange, und doch war der Abschied für Winckelmann „der schmerzlichste seines Lebens“. Ich war verliebt,“ gesteht er später selbst, und seiner Leidenschaft konnte auch in der Folge nur dadurch Linderung werden, daß er dem fernen Geliebten Briefe voll Überschwenglichkeit nachsandte. „Alle Namen, die ich Ihnen geben könnte, sind nicht süß genug und reichen nicht an meine Liebe, und Alles was ich Ihnen sagen könnte, ist viel zu schwach, mein Herz und meine Seele reden zu lassen. Vom Himmel kam die Freundschaft und nicht aus menschlichen Regungen. Was hätte ich nicht schreiben müssen, wenn unter Hunderten meiner Leser nur ein Einziger dieses Geheimnis begreifen könnte! Mein einziger Freund, ich liebe Sie mehr als alle Creatur, und keine Zeit, kein Zufall, kein Alter kann diese Liebe mindern; aber entfernt zu sein, ohne sich mit Briefen erreichen zu können, ist mir fast schmerzhafter als selbst der Abschied. Machen Sie mich bald mit einer Antwort beglückt. Eine jede Zeile von Ihrer Hand ist mir eine heilige Reliquie.“ Der Schmerz um den Geschiedenen legte sich lange nicht. Eine aufregende Orchestermusik, z. B. die Winckelmann anhörte, reichte hin, ihm den Freund so lebhaft vor die Augen zu zaubern, daß sein Auge sich mit Thränen füllte. Dies geschah einmal im Jahre 1765 in der Oper ‚Eumene‘ von Jomelli im Theater Tor Argentina zu Rom.

Der Biograph fügt hinzu: „Wie wenig Berg über den Troß der Touristen hervorragte und folglich, unter welch thörichter Berauschung jene Ausdrücke geschrieben waren, beweist Winckelmann selbst durch die dem Geliebten nachgeschickte Predigt: Sie eilten nach Monatsfrist aus Rom; . . . . ich hatte Ihnen einen ganzen Monat vom Morgen bis auf den Abend geben wollen; allein Rom gefiel nicht mehr, und alle Gedanken waren schon in Florenz. — Theuerster Freund! Die wahre Liebe zu Ihnen läßt mich dieses schreiben: denn ohne dieselbe könnte es mir gleichgiltig sein, wo und wie Sie Ihre Zeit am angenehmsten zu vertreiben meinen. Diese Bekümmernis

ist um so viel reiner, da ich nie das Glück haben werde, Sie wieder zu sehen. Es nützt zwar Ihnen nichts, wie bekümmert ich auch sein mag; aber unangenehm kann es Ihnen nicht sein, daß jemand, der viel denken kann, beständig an Sie wie ein Vater an seinen Sohn denkt.“ Als sich Berg 1767 verheiratet, ruft Winckelmann, — ähnlich Shakespeare gern in der Vorstellung weilend, daß sein Freund nun Vater von schönen Kindern werde — dem Geliebten in die Ferne zu: „Erwecken Sie Söhne und Enkel nach Ihrem so geliebten und mir ewig gegenwärtigen Bilde!“ [Man bemerkt, daß von „Töchtern“ die Rede nicht ist.] — Wohl keiner unter allen Pilgern Roms aber hat Winckelmann lebhafter beschäftigt, als der junge Hans Heinrich Füßli, geb. 1745, damals 17 Jahre alt. „Er scheint mir“, schreibt der Feinsinnige, „ein Bild der Tugend in Fleisch und Bein zu sein, und der erste Mensch aus der goldenen Zeit. Sein Vater muß ein sehr weiser Mann gewesen sein, weil er nichts an seiner Erziehung verdorben. Ich habe wie mit einem Kinde mit ihm gespielt, und mit keinem Fremden bin ich mehr, so zu sagen, handgemein geworden; denn ich nahm gleichsam Vaterstelle an ihm an.“ Er nannte Füßli, wie seinerzeit Paul Usteri, das „Milchlamm“; er bittet, ihn „geliebter Sohn“ anreden zu dürfen. Da er mit vorzüglicher Liebe an ihn schreiben will und muß, so finde er „kein Unterscheidungswort, welches mehr als jenes das zärtliche Herz ausdrückte, das für ihn wallt.“

Justi bemerkt hierzu: Wie ganz dieses mädchenhafte, weiche Wesen (Füßli) in Winckelmanns Sinn war, beweist der Umstand, daß derselbe schon nach einem Monat versichert ist, „es solle jenseits der Berge kein Mensch sein, welcher mit mehr Einfluß und Geschmack aus Italien gereist sei“, u. s. w. Er hat Füßli nach dessen Heimkehr manches zärtliche Schreiben nachgeschickt; aber auch dieser Freund reihte sich bald den „vergeßlichen Leuten an, die nicht antworten.“ — In der That aber hat der Freund das Andenken jener Tage dankbar bewahrt, und Matthison im „Abend am Zürchersee. An Füßli“ singt noch spät von den Edlen, die

„wie einst im Lenz
„Deiner Tage, die schöne
„Seele Winckelmanns Dich geliebt."

Hiemit könnte die Charakteristik eines Mannes, ebenso echter Urning als echter Künstler, abgeschlossen sein. Schon deshalb dürfte von der Schilderung seines Endes, das ein tragisches war, abgesehen werden. Allein wie es angezeigt war, bei der Betrachtung seines Lebens länger zu verweilen, so zwingt uns eine Notwendigkeit, ausführlicher über sein Ende zu berichten, obwohl dies in uns selbst die schmerzlichsten Empfindungen hervorruft.

Die Freunde in Deutschland hatten schon lange gewünscht, Winckelmann wieder einmal zu sehen, und bei ihm selbst war ein gleicher Wunsch entstanden. So entschloß er sich, gegen das Jahr 1767, eine Reise nach der Heimat zu unternehmen. Lange, wie in der Ahnung eines bösen Geschickes, zögerte er, den Entschluß auszuführen. Endlich schritt er zur That, und im Frühjahr 1768 trat er die Reise an. Allein auf deutscher Erde angekommen, gefiel es ihm dort um so weniger, je mehr die Reise vorwärts rückte. Es fehlten hier eben die Grundbedingungen seines Glückes: die Sehnsucht nach der zweiten Heimat, nach Italien erwachte, das Heimweh nach Rom. Da, wo die Donau sich von Norden abwendet, — in Regensburg — wandte sich auch Winckelmann ab und kehrte um. Die Rückreise nach Italien erfolgte der Donau entlang, über Wien, wo ihm eine hohe Ehre zu teil ward. Er wurde von der Kaiserin Maria Theresia huldreich empfangen und erhielt von ihr eine Anzahl seltener Goldmünzen, — welche aber sein Verhängnis werden sollten. Der Weg nach Italien führte ihn über Triest, und hier war es, wo ihn das Schicksal erwartete. Ahnungslos freute er sich, wieder des Südens Laute zu hören und leichtblütige Italiener um sich zu sehen; so machte er Bekanntschaft mit dem ersten Besten, der ihm halbwegs zusagte, mit einem — vazierenden Kellner, und ließ sich in einen vertraulichen Verkehr mit ihm ein. Justi erzählt: „Der glatte

Welsche erwies ihm allerlei Gefälligkeiten und that Gänge für ihn, nicht um Gotteswillen. Täglich — eine ganze Woche lang — gingen sie frühmorgens spazieren, dann ins Café, saßen zusammen bei Tafel, trafen sich zum zweitenmal im Café, machten ihre Abendpromenade, und jedesmal nahm Winckelmann sein Vesperbrot auf des Andern Zimmer."

„Man hat gefragt, wie es Winckelmann möglich gewesen, einem Menschen dieser Stufe nicht nach dem ersten Gespräch den Rücken zu kehren, einem Lump, der sich in der Untersuchung als eine ganz entnervte lascive Bedientenseele enthüllte. Allein italienische, besonders römische Geistliche, Prälaten, Principi, Cardinäle, ja selbst Päpste, bedürfen solcher Leute (Kammerdiener, Friseure, Köche), mit denen sie auf dem Fuße vollkommener Familiarität leben, die ihnen durch detaillierte Kenntnisse ihrer Bedürfnisse unentbehrlich werden." — Wir fügen dieser an sich wohlwollenden Erklärung bei, daß solche „Bedürfnisse" ziemlich weitgehend waren, und daß bei Winckelmann ein tieferer Grund zutraf.

Am 8. Juni, als man nach Venedig abreisen wollte, mußte die schlechte Absicht, die in Arcangeli — so hieß der Ruchlose — sich offenbar festgewurzelt hatte, ausgeführt werden. Er kam, Messer und Schlinge bei sich versteckt, auf Winckelmanns Zimmer und fragte denselben, ob er ihm die Goldmünzen, [von denen er in allerdings unverzeihlicher, wenn auch begreiflicherweise gesprochen hatte,] heute einmal an der Wirtstafel zeigen wolle. Winckelmann antwortete mit Nein; er wolle kein Aufsehen machen. — „Warum er denn nicht sagen wolle, wer er eigentlich sei?" —‚Ich will mich nicht zu erkennen geben.' — Mit diesen Worten setzte sich Winckelmann an den Tisch, Arcangeli den Rücken zukehrend. Dieser Tisch stand zwischen zwei Fenstern nach der Seeseite zu. Jetzt war der Augenblick gekommen. Der Mörder warf Winckelmann die Schlinge um den Hals und zog sie mit allen Kräften zusammen." . . . . .

Warum wir dieses gewaltsame Ende so ausführlich erzählt haben?

Weil sich dieses Verbrechen, begangen an einem Unglücklichen, Schuldlosen, seit Winckelmanns Tod unzähligemal wiederholt hat; weil die Art und Weise, wie der Thäter das Verbrechen einleitete, — die unberechtigte, freche Frage, „wer er denn eigentlich sei," — mit nicht nennenswerter Variation auch noch heute, ehe sie die Schlinge zuziehen, von den Chanteurs, wie ihr internationaler Name heißt, beliebt wird. Arcangeli büßte seine That auf dem Rade. Aber das größere Verbrechen ist noch nicht gesühnt. Es wiederholt sich morgen, da das Volk, welches den Urning als solchen vom Gesetze bestraft sieht, auch im Urning einen Verbrecher erblickt. Nach dem dunkeln Rechtsbegriff des Volkes wird ein Verbrechen durch das andere aufgehoben, und so ist ihm der Urning vogelfrei, auf dessen Geld, Ehre und Leben ein jeder Lump ein Recht hat.

Es genügt nicht, wenn man nach Justis von der besten Absicht geleiteten Überzeugung die Homosexualität auf eine sentimentale Überreizung zurückführt, der ein Mensch „verfallen" kann. „Solche Zustände," sagt er übrigens selbst, „gehören zu den psychologischen Problemen, die ihre Wurzeln tief in die Sinnlichkeit und ihre Capricen hinunterstrecken; unter gewissen Umständen können sie jedoch als eine Flamme dienen, die in der frostigen Temperatur des Lebens dem Herzen die ihm sonst fehlende Wärme zuführt. Wir wollen hier den dunkeln Wurzeln nicht nachgraben. . . . Es gibt Dinge, die aufs tiefste in Schicksale, Charakter und Denkweise der Menschen eingreifen und sich doch der geschichtlichen Ergründung entziehen. Sie aus Delikatesse übergehen, kann man nicht, weil ihre Wirkungen zu sehr in die lichten Regionen des geistigen und bewußten Lebens hinaufsteigen."

Wollte Gott, man würde, an maßgebendem Orte wenigstens, diese Meinung annehmen! Allein, davon ist man noch weit entfernt, obwohl die „geschichtliche Ergründung" des Homosexualität bereits erfolgt ist; es steht noch aus, daß Naturwissenschaft, Medizin und Rechtspflege das Ihrige thun, um einer

grausam verkannten Menschenklasse zu dem ihr vom Schöpfer verliehenen Rechte zu verhelfen. Dann auch wird Winckelmann zu seinem vollen Rechte gelangen, und dann erst wird das Verbrechen, das an ihm begangen wurde, gesühnt sein. Aus den elysäischen Gefilden wird sein Schatten wiederkehren und im Gold der Abendsonne freudig das Denkmal umschweben, das ihm ein kunstsinniger, den Eros nicht kennender deutscher König in dem Garten der Villa Albani zu Rom gesetzt hat, an einer Stelle also, mit der auch das Andenken Hadrians, des edlen kaiserlichen Urnings, aus dem Altertum verknüpft ist.

3. Das Revolutionsgewitter.

Das Königtum in Frankreich hatte für sich alle persönlichen und politischen Prärogative in anspruch genommen. Die Rechte der Unterthanen, wenn von solchen die Rede sein kann, waren ihm gleichgültig. Da der Staat nicht für das Volk, sondern das Volk für den König existierte, so hatte dieser leichte Mühe, die Möglichkeit der freien Willensentfaltung auf das geringste Maß einzuschränken. In dem Grade aber, als das Volk unter dem Drucke der Willkür seufzte, griff die begehrliche Hand eines Ludwig XV. auch in seinem Privatleben weit über die Grenzen des Erlaubten hinaus und er übersättigte sich am Genuß rohsinnlicher Freuden. Dabei fiel natürlich für diejenigen, welche von der Natur stiefmütterlich behandelt waren, durchaus nichts ab. Ja, während sich Ludwig XV. in dem berüchtigten Hirschpark bei Versailles erlustigte, duldeten die Urninge beständige Todesangst, und manche bluteten auf dem Schaffot oder bestiegen

den Scheiterhaufen. So wurde im Jahre 1754 auf dem Greveplatz im sinnenfrohen Paris ein armer Kapuziner, der seiner Natur nicht erfolgreich widerstehen konnte, dem Flammentode übergeben. Allerdings solche Maßnahmen waren es nicht, welche den Volksunwillen zum äußersten brachten und dem alten Regime ein Ende bereiteten. Der Sünden waren ohnehin genug, und selbst wenn dies nicht der Fall gewesen wäre: in dem Vorgehen gegen die Homosexualen erblickte das irregeleitete Volk kein Unrecht.

Gleichwohl erschienen während der Zeit der Gährung und des Umsturzes einige Lichtpunkte für die „Enterbten des Liebesglücks.“ Es wiederholten sich jetzt, da neue Ideen inbezug auf die Menschenrechte Eingang fanden, ähnliche Erscheinungen wie beim Auftreten des Humanismus. In einer Zeit wo die vulgäre Sinnlichkeit bis zur Zügellosigkeit ausartete und keine Verurteilung und Verfolgung gewärtigen durfte, wagten sich Urninge, welche mit besonderem Mut ausgestattet waren, auf die Bildfläche, und nicht nur in Paris, dem Herde der Revolution und dem Tummelplatz der Libertinage. Die Revolutions-Heere, welche nach allen Richtungen der Windrose auszogen, fragten in den fremden, zumal in den eroberten Ländern nichts nach den Gesetzen derselben und ließen ihren wilden Begierden unbehindert die Zügel schießen. Die Urninge in diesen Heeren blieben hinter den Normalen nicht zurück. Von den Truppen Custines z. B. wird erzählt, daß sie auf den öffentlichen Plätzen deutscher Städte ungescheut Päderastie trieben, eine Erscheinung, die aus ähnlichen Ursachen schon zur Zeit des 30jährigen Krieges zu tage getreten war. So verwerflich dieses Treiben uns erscheinen muß, so anerkennenswert ist der Mut, mit welchem edlere Urninge als jene, im Schoße der französischen Republick selbst, für ihre natürlichen Rechte eintraten. Nach der Promulgation der Menschenrechte wurde bei dem Nationalconvent ein mit zahlreichen Unterschriften bedecktes Memorandum eingereicht, das mit den Worten begann: „Noch Eine Anstrengung!“, und in welcher rückhaltlos die

Erlösung der Urningsnatur und die Anerkennung ihrer Menschenrechte gefordert wurde. Freilich gab man dieser — selbst den Libertinern zu kühn erscheinenden Forderung nicht statt; allein ganz ohne Erfolg sollte die Manifestation nicht bleiben. Bei der Abfassung des neuen Strafgesetzbuches, des Code Napoleon, fiel die Strafbestimmung gegen die Urninge weg. „Frankreich" sagt Krafft-Ebing in seiner unschätzbaren Denkschrift „Der Conträrsexuale vor dem Strafrichter", ist das erste Land, in welchem sich die Strafgesetzgebung ihrer wahren Mission bewußt wurde. Es ist das Land, welches sich auf das ihr gebührende Gebiet gegenüber den Unzuchtsdelikten zurückzog, bloß das Delikt d. h. die Verletzung der Rechte der Gesellschaft und des Einzelnen ins Auge faßte, es der Moral und Religion überlassend, das Laster zu bekämpfen. Die Motive der Unterdrückung des widernatürliche Unzucht behandelnden Paragraphen im Code penal sind nach Chauveau und Hélie (Theorie du Code penal VI, p. 110): „die Vermeidung der schmutzigen und skandaleusen Untersuchungen, welche so häufig das Familienleben durchwühlen und erst recht Ärgernis geben." Freilich besaß der Schöpfer dieses humanen Strafgesetzbuches eine bei Gesetzgebern nicht gerade gewöhnliche Einsicht in das Gefühlsleben des Conträrsexualen; Cambacérès selbst soll urnisch empfunden haben. Dieser Umstand ändert aber so wenig an dem Werte des wohlthätigen Gesetzes, als die Thatsache, daß es die Revolution war, welche den Anstoß hierzu gegeben. Radikale Reformen auf dem Gebiete der Sittlichkeit so gut wie auf dem der Politik werden selten durch streng moralische Werkzeuge durchgeführt. „Es sind hiezu Männer von frevelhaftem Unternehmungsgeist wie Danton oder wenigstens Leute von unbegrenzter Keckheit wie Basedow nötig", sagt Schlosser in seiner Weltgeschichte Bd. 14. S. 547.

Solch rückhaltlose Äußerungen der Menschennatur, wie sie in der Denkschrift an den Nationalkonvent laut wurde, insbesondere aber die Haltung der gesetzgebenden Organe, bewirkten, daß höhergestellte Urninge ihre Maske ablegten und

offen in die Geschichte eintraten. Unter den gekrönten Häuptern werden König Gustav III. von Schweden und der Kaiser Paul I. von Rußland als Urninge bezeichnet. Des Letztern bevorzugte Günstlinge waren Kutaissow und sein jugendlicher Neffe Prinz Eugen von Württemberg. Allerdings erfreuten sich die Fürsten nach wie vor der Revolution stets einer gewissen exceptionellen Stellung; allein jetzt traten auch die dii minorum gentium auf den Schauplatz der Welt — und sogar unter den Deutschen. Johannes von Müller, einer der bekanntesten Urninge, wäre ohne die befreienden Wirkungen des Revolutionsgewitters höchst wahrscheinlich in einem einsamen Thale der Schweiz verkümmert, oder er hätte den Weg Winckelmanns einschlagen müssen, der in Italien sein Heil suchte. So aber konnte er auf deutscher Erde weilen, die er liebte, und zu hohen Stellungen gelangen, nach welchen sein Ehrgeiz verlangte. Ja, er erwarb sich nicht nur die Gunst der Großen, sondern auch die Achtung der Edelsten in der Nation. Schiller hat ihm in seinem Tell ein Denkmal gestiftet, das erst mit Schillers eigenem Namen zerfallen wird.

Wie frei Goethe über die Freundschaftsliebe dachte, könnte aus den in seinen Werken enthaltenen Äußerungen über Winckelmann bekannt sein. Allein ein wohlwollendes Urteil über die Freundesliebe beachtet man selbst bei einem Goethe nicht, und jedenfalls wird es stets und überall gerne vergessen. Deshalb dürfen wir es uns nicht erlassen, wenigstens die bedeutsamsten Stellen hier einzufügen: „In der Verbindung menschlicher Wesen im Altertum“, sagt Goethe, „zeigt sich ein wesentlicher Unterschied alter und neuer Zeit. Das Verhältnis zu den Frauen, das bei uns so zart und geistig geworden, erhob sich kaum über die Grenzen gemeinsamen Bedürfnisses. Das Verhältnis der Eltern zu den Kindern scheint einigermaßen zarter gewesen zu sein. Statt aller Empfindungen aber galt ihnen die Freundschaft unter Personen männlichen Geschlechts (obgleich auch Chloris und Thyia noch im Hades als Freundinnen unzertrennlich sind). Die leidenschaftliche Er-

füllung liebevoller Pflichten, die Wonnen der Unzertrennlichkeit, die Hingebung Eines für den Andern, die notwendige Begleitung in den Tod setzen uns bei Verbindung zweier Jünglinge in Erstaunen, ja man fühlt sich beschämt, wenn uns Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen und Redner mit Fabeln, Ereignissen, Gefühlen, Gesinnungen solchen Inhalts und Gefühls überhäufen."

„Zu einer Freundschaft dieser Art fühlte Winckelmann sich geboren, derselben nicht allein für fähig, sondern auch im höchsten Grade bedürftig; er empfand sein eigenes Selbst nur unter der Form der Freundschaft; er erkannte sich nur unter dem Bilde des durch einen Dritten zu vollendenden Ganzen. Frühe schon legte er dieser Idee einen vielleicht unwürdigen Gegenstand unter; er widmete sich ihm, für ihn zu leben und zu leiden; für denselben findet er selbst in der Armut Mittel, reich zu sein, zu geben, aufzuopfern; ja er zweifelt nicht, sein Leben, sein Dasein zu verpfänden. Hier ist es, wo Winckelmann selbst mitten in Druck und Not sich groß, reich, freigebig und glücklich fühlt, weil er Dem etwas leisten kann, den er über Alles liebt, ja Dem er sogar als höchste Aufopferung — Undankbarkeit zu verzeihen hat."

Beredter und zugleich verständnisvoller kann über die Freundesliebe nicht gesprochen werden, als es hiemit einer der größten unter den Deutschen gethan. Er preist nicht nur ihre Schönheit, sondern er kennt auch ihr Angeborensein, ihre Unwiderstehlichkeit für den, der „ihrer fähig" ist, ja sogar die — erst durch die neuesten Forschungsergebnisse festgestellte — Thatsache des gegensätzlichen Ergänzungsbedürfnisses! Man wende ja nicht ein, Goethe habe in seinem Optimismus bloß die ideale Freundschaft, nicht die Urningsliebe im Auge gehabt. Goethe kannte Winckelmanns urnische Neigung vollständig. Er hatte die Briefe an Lambrecht, den Geliebten Winckelmanns, die er bekanntlich durch Berendis überkommen hatte, vor sich. In seinem Aufsatze über den großen Archäologen bemerkte er, nachdem er sich mit einer

wahren Begeisterung über den Briefwechsel ergangen und denselben ein köstliches Lebensbild genannt hatte, „daß dasselbe noch interessanter wäre, wenn die Briefe ganz und unverstümmelt gedruckt werden könnten.“ Die weggelassenen Stellen aber beziehen sich auf die der Menge doch nicht faßbaren urnischen Äußerungen. Wie Goethe über das Verhältnis römischer Großen, namentlich Geistlicher zu ihren Dienern dachte, ist ebenfalls bereits erwähnt worden. Dieses Verhältnisses wird von Goethe gedacht, eben mitbezug auf Winckelmann, der ihm also nicht als idealer Platoniker erschienen sein kann. Würde nur ein kleiner Teil der zu wissenschaftlicher Beobachtung der Menschennatur Berufenen sich einer solchen Objektivität und Leidenschaftslosigkeit befleißigen wie Goethe, so läge das Schicksal der Urninge nicht mehr im Argen; keinenfalls müßten manche der sog. Sachverständigen über das Wesen derselben erst belehrt werden, ehe sie überhaupt darüber sprechen können, oder, ohne daß sie nur Veraltetes oder Unzutreffendes w i e d e r h o l e n. Gewiß hat Goethe nicht urnisch empfunden, und jenes Urbild des Schenken, das ihm bei der Dichtung des westöstlichen Divan vorschwebte, hat bloß eine rein ästhetische Bedeutung. Allein, wie schon erwähnt, lag in Goethes Intuition etwas Übermenschliches und er vermochte sich so sehr in das Empfinden Anderer hineinzudenken, daß er auch davor nicht zurückbebte, sich auf den Standpunkt der Männerliebenden zu stellen und sich mit einem sympathischen Behagen darüber zu äußern. In seinem „Notizbuche von der schlesischen Reise i. J. 1790“, (herausgegeben von Friedrich Zarncke, Leipzig 1884) besingt er sogar dieselbe, und es ist in ihr ein Distichon enthalten, das die Literarhistoriker für nicht gut mitteilbar bezeichnen. Wie er noch im höchsten Alter über diesen Punkt urteilte, hat Burckhardt (in „Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Müller“, Stuttgart 1870, S. 138) gezeigt.

Auch H e r d e r suchte bei seiner milden Anschauung der Dinge etwas Menschliches über die Freundesliebe zu sagen,

hat sich aber in die Ursachen derselben nicht vertieft. „Nie hat ein Zweig schönere Früchte getragen," bemerkt er feinsinnig und liebevoll, „als der kleine Öl-, Epheu- und Fichtenzweig, der die griechischen Sieger kränzte. Er machte die Jünglinge schön, gesund, munter; den Gliedern gab er Gelenkigkeit, Ebenmaß und Wohlgestalt; in ihrer Seele fachte er die ersten Funken der Liebe an für den Ruhm, selbst für den Nachruhm und prägte ihnen die unzerstörbare Form ein, für ihre Stadt und für ihr Land öffentlich zu leben; was endlich das Schätzbarste ist, er gründete in ihrem Gemüte jenen Geschmack für Männerumgang und Männerfreundschaft, der die Griechen ausnehmend unterscheidet. Nicht war das Weib in Griechenland der ganze Kampfpreis des Lebens, auf den es ein Jüngling anlegte; die schönste Helena könnte immer doch nur einen Paris bilden, wenn ihr Genuß oder Besitz das Ziel der ganzen Mannestugend wäre. Das Geschlecht der Weiber, so schöne Muster jeder Tugend es auch in Griechenland hervorgebracht hat, blieb nur ein untergeordneter Zweck des männlichen Lebens; die Gedanken edler Jünglinge gingen auf etwas Höheres hinaus; das Band der Freundschaft, das sie unter sich oder mit erfahrenen Männern knüpften, zog sie in eine Schule, die ihnen eine Aspasia schwerlich gewähren konnte, daher in mehreren Staaten die männliche Liebe der Griechen, mit jener Nachweisung, jenem Unterrichte, jener Dauer und Aufopferung begleitet ist, deren Empfindungen und Folgen wir im Plato, beinahe wie in einem Roman aus einem fremden Planeten lesen.

Männliche Herzen banden sich an einander in Liebe und Freundschaft, oft bis auf den Tod; der Liebhaber verfolgte den Geliebten mit einer Art Eifersucht, die auch den kleinsten Fehler an ihm aufspähte, und der Geliebte scheute das Auge seines Liebhabers als eine läuternde Flamme der geheimsten Neigungen seiner Seele. Wie uns nun die Freundschaft der Jugend die süßeste, und keine Empfindung dauernder ist, als die Liebe derer, mit denen wir uns in den schönsten Jahren

unserer erwachenden Kräfte auf einer Laufbahn der Vollkommenheit üben: so war den Griechen diese Laufbahn in ihren Gymnasien, bei ihren Geschäften des Krieges und der Staatsverwaltung öffentlich bestimmt, und jene „heilige Schar“ der Liebenden davon die natürliche Folge. Ich bin weit entfernt, die Sittenverderbnis zu verhehlen, die aus dem Mißbrauche dieser Anstalten, insonderheit, wo sich unbekleidete Jünglinge übten, mit der Zeit erwuchsen; allein auch dieser Mißbrauch lag leider im Charakter der Nation, deren warme Einbildungskraft, deren fast wahnsinnige Liebe für alles Schöne, in welches sie den höchsten Genuß der Götter setzten, Unordnungen solcher Art unumgänglich machte. Im Geheimen geübt, würden diese nur desto verderblicher geworden sein, wie die Geschichte fast aller Völker des warmen Erdstrichs oder einer üppigen Kultur beweisen. Daher ward der Flamme, die sich im Innern nährte, durch öffentliche, rühmliche Zwecke und Anstalten freiere Luft verschafft; sie kam damit aber auch unter die einschränkende Aufsicht der Gesetze, die sie als eine wirkliche Triebfeder für den Staat brauchen.“ — Wir können es uns ersparen, die kleinen Irrtümer, welche dieser Betrachtung Herders mitunterlaufen, richtig zu stellen; sie werden weit durch die glänzende Rechtfertigung der Freundesliebe aufgewogen.

Während bei Goethe in seinen Jugendjahren — man müßte denn sein Wohlgefallen an den in dem Schweizer See badenden Brüder Stolberg dazu rechnen — absolut kein Hinweis auf Neigung zu Jünglingen zu entdecken ist, kann das Gleiche nicht von seinem ebenbürtigen Ruhmesgenossen Schiller gesagt werden. Schillers Jugendfreundschaften hatten etwas Feuriges an sich, wie später seine Liebschaften. Was er für seine Mitschüler auf der Karlsschule, z. B. für von Scharffenstein und von Hoven fühlte, trug ganz das Gepräge der leidenschaftlichen Liebe an sich. Die Gründe sind einleuchtend. Ein Herz wie Schillers konnte nicht ohne Liebe leben; es mußte ein Objekt haben, an dem sein Feuer emporlodern konnte und

wenn es auch das seiner nicht vollständig würdige war. Aus der Karlsschule getreten, verliebte er sich in das nächste beste weibliche Wesen, das ihm das Schicksal in die entsprechende Adhäsionsnähe brachte; die „göttliche Laura", die er glühend besang, war ein alterndes Mädchen, weder schön noch sonstwie hervorragend. In der Karlsschule, wo er gar keine Mädchen sah, war an deren Stelle der Jüngling, der Freund, getreten. (Vergl. Minor, Schillers Leben, Bd. 1, S. 54.) Als Schiller den Verlust des geliebtesten Freundes, den ihm der Tod entrissen, seiner Schwester Christophine in einem Briefe meldet, heißt es, nachdem er seinen Schmerz ausströmen ließ: „Du weißt nicht, wie sehr ich im Innern verödet und verstört bin. Auch sollst Du nie erfahren, was die Kräfte meines Geistes untergräbt." — Sollte man aus diesen Worten des heißblütigen Jünglings auf sinnliche Regungen schließen müssen? Jedenfalls würden seine Jugendfreundschaften, (von denen K. Fischer in „Schillers Jugendjahren", ausführlicher berichtet,) in den Augen unserer heutigen Sittenrichter, wenn sie dieselbe an einem gewöhnlichen Sterblichen beobachteten, die schärfste Beurteilung erfahren. Wo es sich um Freundschaftsliebe handelt, verlieren die größten Dichter und edelsten Denker ihre Autorität, wie ihre Kritiker die Objektivität. Schiller hat gewiß nicht urnisch gefühlt, und seine Liebe zum Weibe hatte in der Folge etwas von elementarer Leidenschaftlichkeit. Allein, wenn schon ein solcher Mensch den sinnlichen Einwirkungen der Jünglingsschönheit nicht widerstehen kann, wie will man es Dem verübeln, dem die Natur eine perverse Geschlechtsrichtung in das Herz gelegt hat?

Weit mehr noch als bei Schiller ist jene Widerstandslosigkeit bei dem großen Dichter Englands wahrzunehmen, der zur Zeit, als Schiller starb, eben in die Jünglingsjahre trat. Auch scheint in demselben die Fähigkeit, männliche Schönheit zu würdigen, lange noch fortgedauert zu haben, nachdem das Bedürfnis aufgehört hatte. „Meine Schülerfreundschaften sind immer wahre Leidenschaften gewesen," bekennt

Lord Byron in seinen ‚Schriftlichen Selbstgesprächen‘, „wie ich ja in allen Stücken leidenschaftlich bin.“ Keine dauerte übrigens so lange wie die zu Lord Clare, den er auf der Schule zu Harrow kennen gelernt hatte. „Nie habe ich den Namen Clare gehört,“ fährt er weiter, „ohne daß mein Herz stärker geschlagen hätte, und auch jetzt, indem ich dies schreibe, bin ich wieder der 15jährige Knabe von damals.“

Byron bewahrte einen Brief zum Andenken an seinen „damals und, wie ich hoffe, stets geliebten Freund“ Lord Clare durch sein ganzes Leben hin auf. Aus diesem Briefe, der typischen Probe einer leidenschaftlichen, von Eifersucht, Empfindsamkeit und Hilflosigkeit gequälten Jugendfreundschaft, geht hervor, daß Byron noch zärtlicher geliebt wurde, als er selbst liebte, und schon aus diesem Grunde soll der Brief hier eine Stelle finden:

„Harrow, den 28. Juli 1805.

An Lord Byron!

Da Du in letzter Zeit so unfreundlich gegen mich warst, daß Du mir, wo Du mich trafst, Spottnamen nachriefst, so bitte ich mir darüber eine Aufklärung aus, weil ich zu wissen wünsche, ob wir künftig noch so gute Freunde sein sollen, wie bisher. Ich muß gestehen, Du hast mich den letzten Monat fast ganz liegen lassen, wahrscheinlich Deinen neuen Auserwählten zu liebe. Aber bilde Dir nicht ein, daß ich Dir, wenn Du launisch bist, immer nachlaufen werde, um Deine Freundschaft wieder zu erlangen, wie ich wohl sehe, daß andere Jünglinge es machen. Denke auch nicht etwa, daß ich aus Interesse Dein Freund bin, weil Du älter und größer bist als ich. Nein, so steht das nicht zwischen uns. Ich war aber Dein Frennd, und bin es noch, wenn Du nicht fortfahren willst, mir Spottnamen nachzuwerfen, wo Du mich siehst. [Beachtenswert ist hier, wie Clare von Gekränktsein und Versöhnungsbedürfnis in Einem Atem spricht, ein Wahrzeichen echter Liebe.] Weshalb thust Du es also, wenn Du nicht willst, daß ich künftig nicht Dein Freund

sein soll? Du mußt doch merken, daß mir das unangenehm ist. Wenn Du auch nicht leidest, daß andere mich schlecht behandeln, was hilft mir das, wenn Du dies selbst thust? Das ist für mich noch schlimmer. Ich bin kein Heuchler, Byron, und will mich auch Dir zu Gefallen nicht schimpfen lassen. Willst Du mein Freund sein, so soll mich das freuen; wenn nicht, so kann ich mir auch nicht helfen. [Nach dieser kindlichen Unbeholfenheit des Liebenden fährt er stolz weiter:] Bin ich nicht Deinesgleichen? Was sollte ich also für ein Interesse haben, vor Dir zu kriechen? Kommen wir einst in der Welt zusammen, so kannst Du mir nicht helfen und ich Dir nicht. Darum bitte ich Dich inständig, wenn meine Freundschaft Dir etwas wert ist — und nach Deinem jetzigen Betragen kann ich das nicht glauben — so rufe mir keine Spottnamen mehr nach und schimpfe nicht auf mich. [Da Byrons Freundschaft mit Clare nach seinem eigenen Zeugnis die leidenschaftlichste war, die er kannte, so können diese Spottnamen nur als Bestätigung des Sprichwortes vom Necken und sich Lieben gelten.] Bis Du dies thust, steht es nicht in meiner Macht, Dein Freund zu sein. Es soll mich freuen, eine Antwort hierauf zu erhalten, sobald es Dir gelegen ist. Bis dahin bleibe ich Dein, ich kann nicht sagen, Dein Freund, Clare."

So empfindsam Clare war, so eifersüchtig konnte Byron sein, auch gegenüber andern Freunden. Es genügte, daß ein Knabe einmal einen Brief mit „lieber" Byron, statt mit „liebster" überschrieb, oder daß er bei der Abreise eines andern Schulkameraden sich sehr betrübt gezeigt hätte, so rief Dies heftige Klagen des anscheinend vernachlässigten oder hintangesetzten jungen Lord hervor. „Auf der Universität Cambridge," erzählt sein Biograph Eberty (I, 48), „verband er sich mit dem jungen Eddlestone auf so innige Weise, wie es kaum mit einem Mitschüler in Harrow der Fall gewesen. Ein Karneolherz, welches er von diesem zum Geschenk erhalten hatte, bewahrte er bis an den Tod als teures Angedenken." — Noch

in seinem „Ade“, dem Abschiedsgruß an das Leben, gedachte er eines Freundes, der aber nicht den Höhen der Gesellschaft angehört haben kann, mit den schwermütigen Worten:

— — Und Du mein Freund, der mich geliebt,
So treu, wie's nie das Wort,
Das arme, schwache, wiedergibt,
Dein denk ich fort und fort.
Den Du mit Thränen einst genetzt,
Am Busen funkelnd ruht er jetzt
Dein Edelstein,*) der Liebe Pfand.
Wir waren Eins — Rang und Geschick
Vergaß der teure Augenblick —
Was soll der eitle Tand?“

Jünglinge von niederm Stande zogen den Lord auch in seinen spätern Leben noch an. Im Jahre 1811 faßte er eine heftige Neigung zu einem jungen Menschen in Athen, namens Nicolo Giraud, dem Sohn einer armen Witwe. Eberty berichtet: „Wie ernst dieselbe war, ergibt sich daraus, daß Byron nach seiner Rückkehr in die Heimat alsbald letztwillig verordnete, es sollten nach seinem Tode von den Rochdal'schen Besitzungen gewisse Teile im Werte von 50000 Thalern ausgeschieden, und diese Summe dem jungen Giraud übergeben werden, sobald derselbe mündig geworden.“ Am merkwürdigsten aber ist die Manifestation der urnischen Neigung in Byrons „Don Leon.“ Das Buch ist zwar in seiner Authentizität angestritten worden, allein die auf die Natur jener Seelenregung bezügliche Stelle enthält eine so wichtige, für unsern Zweck allgemein bedeutsame Wahrheit, daß sie bekannt gegeben werden muß, auch wenn sie nicht von Byron stammen sollte: „War's ich,“ sagt der Dichter, „oder war's die Natur, die bewirkte, daß mich als Knaben eine starke, phantastische Neigung beherrschte, die meinen ganzen Widerstand herausforderte? Und auch jetzt noch, da die Zeit meine Haare gebleicht, bin ich in ihr voll Glück, obwohl die Schicklichkeit es verbietet. Liebe, ja Liebe

*) Wahrscheinlich eine Busennadel.

war es, die mein Auge entzückte, wenn ich den ländlichen Jungen sah. Von niedriger Abkunft war er, und ich von Adel. Und doch war dieser Jüngling mein Abgott. O wie gerne preßte ich seine Wangen an die meine! Wie innig umflossen meine Arme seine Lenden! Es war als ob er einen Liebestrank in meinen Adern gegossen hätte" ... „Mädchen, und nicht Jünglinge sind gewohnt, Sehnsucht zu erregen. Und doch sollte diese Sehnsucht verboten sein? O finsteres Mißgeschick! — Aber was veranlaßte die Natur, eine solche Schlinge zu legen? Warum läßt sie dieses süße Bild Tag und Nacht vor meinem Augen schweben? Weshalb sehne ich mich nach diesem teuren Bilde mit so glühender Leidenschaft? Warum unterwirft sich die Vernunft nicht dem Verlangen? Obwohl das Gesetz halt gebietet, dringt doch die Leidenschaft weiter. Aber die Natur gab uns Leidenschaften, die Gesetze der Mensch. Wo entspringen diese Leidenschaften, riesenmächtig und doch niemand verletzend? Warum sie unrecht nennen? Wie manche Helden, durch den Waffentod berühmt, fanden Trost in den Armen ihres Lieblings! Sag', warum, als der große Epaminondas fiel, Kephisodorus an seiner Seite begraben wurde? Oder warum hätte Plutarch diesen Helden mit Lobesworten seinen jungen Lesern vorgeführt? Und wir sollten gezwungen sein, diese Lehren zu tadeln oder den bittern Kelch der Enthaltsamkeit zu trinken?"

So ruft die Stimme der verzweifelnden Urningsseele, und ihrer Frage wird keine Antwort zu teil. Aber totgeschwiegen zu werden ist noch das mildeste Los, welches das Urningtum von der Welt erwarten darf. Auch Lord Byron erhielt keine Antwort auf diese Frage. Als er, begeistert für die alten Hellenen, und großer Opfer fähig für deren Nachkommen, die Sache Griechenlands zu der seinigen machte und bei Missolounghi den Heldentod starb, galt er als Verbannter. Den Ideen, die ihn bewegten, brachte sein Vaterland kein Verständnis entgegen, für seine Lebensführung hatte es nur gehässige Verachtung. Kein verpönter Name in der Geschichte

existiert, den ihm seine Landsleute nicht gegeben hätten und natürlich bedachten sie ihn auch mit solchen, die auf die Freundesliebe anspielten.

Er selbst äußert sich einmal gegen Kapitän Medwin: „Ich habe mir einmal aus den Journalen die Namen der Scheusale alter und neuer Zeit ausgezogen, mit denen man mich verglichen hat, und u. a. folgende gefunden: Nero, Apicius, Epikur, Caligula, Heliogabalus.“ Die letzteren Vergleichungen beziehen sich namentlich auf sein Verhältnis zu Shelley in Genf. Es ist aber (leider) falsch, von einer Freundschaftsliebe zwischen ihnen zu sprechen. Keinenfalls trifft dies auf Shelley zu, der für das zarte Geschlecht eine ganz ungewöhnliche Zuneigung besaß. Seine Frauen, er war dreimal verheiratet, standen immer erst an der Grenze des Mädchenalters, als er sich mit ihnen vermählte, und wurden stets auf eine mehr oder weniger gewagte Weise, z. B. durch Entführung, errungen. Shelley war den konservativen Engländern noch verhaßter als Byron, und die Zeugnisse derselben haben deshalb keinen unbedingten Wert. Übrigens hätten die prüden Sittenrichter Albions im eigenen Lande Umschau halten und ergibigen Stoff zum Tadel finden können. Nicht lange nach Byrons Tod mußte der Bischof von Clogher wegen urnischer Handlungen fliehen, und im nämlichen Jahre wurde eine ganze Gesellschaft, gebildet zu gleichem Zwecke d. h. zur Ausübung urnischer Liebe, gefänglich eingezogen. An ihrer Spitze stand das Mitglied einer sehr vornehmen Familie und Vizepräsident der Bibelgesellschaft des Kirchspiels St. George.

Daß Lord Byron eine ausgeprägte Urningsnatur war, soll auch von uns nicht behauptet werden. Er stund auf der geschlechtlichen Grenzscheide, neigte sich aber den Normalen zu, wiewohl seine Verheiratungen nicht gerade der stärkste Beweis hiefür sind. Die Ehen z. B. die mit Miß Millbank, mit der er eine Zeit lang auf einem Landgut bei Venedig lebte, waren kurz und unglücklich.

Von seiner Bedeutung als Dichter zu sprechen, halten

wir für überflüssig. Wir beschränken uns auf das Wort Goethes, der da sagt, „daß eine Persönlichkeit wie Byron weder vor ihm da war, noch wohl schwerlich wiederkommen werde.“

Bei seinem Tode hatte das Revolutionsgewitter ausgetobt. Über ganz Europa war es hingezogen und hatte eine reinigende und befreiende Aufgabe vollzogen. Was das Los des Urningtums betrifft, so war in die romanischen Länder ein wahnzerstörender Lichtstrahl gefallen, und auch unter die germanischen Völker zog, wenigstens was die Bestrafung anlangt, ein milderer Geist ein. Nur in England, wo eine unbestrittene Übertreibung des Frauenkultus herrscht, zugleich aber auch eine unbezähmbare Gewalt der Freundesliebe sich kundgibt, behauptet der alte Wahnwitz der Urningsverfolgung sein grausames Recht. Aber es werden nicht mehr so viele Jahre ins Land gehen, als seit der französischen Revolution Jahrzehnte verflossen sind, und auch im Vaterland des großen Briten wird die Sonne der Wahrheit zum Durchbruch kommen.

Dritter Teil.

Im Jahrhundert der Wissenschaft.

I. Abschnitt.

Nach dem Sturme.

1. Kapitel. Zweite Wiedergeburt.

Das objektiv begründete Zeitmaß aller geschichtlichen Ereignisse ist das Jahrhundert, lehrt Ottokar Lorenz, Professor der Geschichte in Jena, und fährt weiter: „Das Jahrhundert ist bloß chronologischer Ausdruck geistiger und materieller Zusammengehörigkeit dreier menschlichen Generationen. Für die lange Reihe geschichtlicher und der Forschung zu unterziehender Ereignisse wäre das Jahrhundert eine zu geringe Maßeinheit, drei Generationen überhaupt eine zu kurze Spanne. Als nächsthöhere Maßeinheit erscheint daher die Periode von 300 Jahren oder dreimal drei Generationen." Dieses Gesetz wurde mit seinem ersten Teile besonders beim Eintritt des 19. Jahrhunderts ersichtlich wirksam. Auf dem kulturgeschichtlichen wie auf dem politischen Gebiete vollziehen sich in Deutschland die durchgreifendsten Wandlungen. Freiheit des Gedankens und des Wortes, weitestgehende Befugnis zur Ausübung staatsbürgerlicher Rechte und unbehinderte Forschung in der Wissenschaft, besonders in der Theologie und Physiologie, treten allenthalben zu tage.

Mit jedem Schritt erobert sich der unermüdliche Menschengeist neuen Fruchtboden, und in dem Grade, als sich dieser

erweitert, mehrt sich — man weiß nicht, merkwürdiger- oder selbstverständlicherweise — die Zahl der Forscher. Geschah im Anfang die Exploration der Wissensgebiete von großen Gesichtspunkten aus, so wandte sich dieselbe, bald nachdem eine Arbeitsteilung möglich und in einem gewissen Sinne notwendig wurde, den Einzeldingen zu. Die Arbeitsteilung und Spezialforschung fiel allerdings nicht immer zum Vorteil der Wissenschaft aus. Man wurde häufig im Großen klein und im Kleinen groß. Resultate, die nur das Ueberraschende hatten, daß das Publikum nicht wußte, was es mit ihnen beginnen sollte, wurden mit lärmenden Trompetenstößen verkündet. Dabei ging man den Fragen, welche den vitalsten Interessen des Vernunftwesens Mensch betrafen, mit beharrlicher Konsequenz aus dem Wege. Ueber die Bedeutung des Lebens als solchen ist man, bis heute, nicht wesentlich über die Lehren Platos hinausgekommen, und auch diese wurden nur bis zu einer gewissen Grenze hin beachtet. Dies allein sollte schon die Notwendigkeit darthun, zu erwägen, ob es nicht besser wäre, weniger zu spekulieren und mehr den empirischen Thatsachen nachzugehen, die ein Licht über unser rätselvolles Dasein zu werfen geeignet sind. Jene Erscheinungen, welche unser Bewußtsein nur selten herauskehrt, müßten um so eher ausgenutzt werden, als die häufig und regelmäßig beobachteten den gewünschten Aufschluß nicht gewähren. Gerade die seltenen Erscheinungen aber werden, weil man fürchtet, mit ihrer Besprechung der herrschenden Meinung oder dem gewöhnlichen Geschmacke zu mißfallen, von der Forschung geradezu gemieden. Sogar die Naturwissenschaft, welche sich rühmt, daß sie alles, was des Seins würdig, auch des Wissens für würdig halte, läßt gewisse psychologische Erscheinungen absichtlich beiseite. „Dies ist ebenso logisch," sagt ein neuerer Naturphilosoph, „wie wenn die Mineralogie von den Vulkanen nichts wissen wollte, weil die Berge in der Regel ja nicht feuerspeiend sind, oder umgekehrt, wie wenn sich die Mineralogie auf die Kiesel beschränkte, weil dieselben häufiger auftreten als die Edelsteine."

Dieser Tadel trifft auf nichts mehr zu als auf das Verhalten der Wissenschaft gegenüber den sexuellen Anomalien im Menschen und von diesen wiederum denen der conträren Geschlechtsempfindung. Von ihr gilt ganz besonders, was Max Nordau in „Conventionelle Lügen“ von der Sittenlehre bezüglich des Geschlechtsaktes im allgemeinen sagt: „Die herrschende Geschlechtsmoral betrachtet ihn als ein abscheuliches Verbrechen; sie verhüllt vor derselben ihr Antlitz wie vor einem Greuel und umgibt alles, was mit demselben zusammenhängt oder nur daran erinnert, mit einem scheuen Schweigen.“ In dieser Richtung fußt das 19. Jahrhundert mit seiner ethischen und wissenschaftlichen Anschauung noch immer auf dem Standpunkte des übel berufenen Mittelalters. Obwohl die Erscheinung des Urningtums nicht gerade unregelmäßig und selten auftritt, — allerdings aber der herrschenden Meinung und dem gewöhnlichen Geschmacke widerspricht, — so kehrt sich die Wissenschaft von ihr, die für das Geschlechtsleben einer großen Anzahl von Vernunftwesen geradezu Lebensbedingung ist, ab und wendet sich lieber Forschungen zu über das Geschlechtsleben von — Lurchen und Süßwasserschnecken. Die modernste der Wissenschaften, die sich so viel auf ihre Siege über Bibel und Offenbarung zu gute thut und, nachdem sie Himmel und Erde durchforscht zu haben glaubt, von ihren hohen Aufgaben sich abwendet und bereits daran geht, Spezialstudien über die Gletscherflöhe anzustellen: die Naturwissenschaft steht in Sachen des Urningtums, wenn sie sich überhaupt um dasselbe kümmert, noch auf dem Standpunkte des Kaisers Justinian. Einem Problem, das nicht bloß theoretischen, sondern den aktuellsten Wert hat, und von dessen Lösung Ehre, Leben und Gesundheit vieler Tausende von Menschen abhängt, nachzugehen, dessen hat sie sich noch nicht ernstlich für bemüßigt gefunden. Kleptomanie, Pseudomanie, Pyromanie und andere wissenschaftlich fragwürdige, im Vergleich zu jenem Problem jedenfalls als Lappalien erscheinende Dinge sind schon oft Gegenstand ihrer Untersuchung geworden, vermutlich weil diese psychopathischen Er-

scheinungen regelmäßig in Verbindung mit dem ewig Weiblichen auftreten. Zwar wurde auch das weibliche Urningtum, wohl aus dem gleichen Grunde, zuweilen ihrer Beachtung gewürdigt und sogar als naturgemäß und unstrafbar befunden. Allein nicht die elementarste Folgerung hat man hieraus für die männlichen Seelenhermaphroditen gezogen. Nur diese — nein, vor diesen will die Wissenschaft bewahrt bleiben! Die männlichen Seelenhermaphroditen gehören ja nicht dem schönen Geschlecht an, sie sind Männer; Männer sind nicht interessant. Mögen diese Urninge — oder wie sie heißen — selbst zusehen, wie ihnen zu helfen ist! Mögen sie, mit dem Knebel im Munde, nach Recht schreien und die Sünden büßen, welche die Städte am toten Meere vor Jahrtausenden begangen haben. Bibel und Offenbarung mögen auf Trug und Wahn beruhen, wenn nur Eins aus ihnen wahr bleibt, nämlich, daß Sodom und Gomorrha durch Feuer vom Himmel wegen ihrer Liebe zu den Mensch gewordenen Engeln verzehrt wurden! Ist dies nämlich nicht wahr, so sind von Justinians Gesetzessammlung bis auf das neue deutsche Strafgesetzbuch alle Maßnahmen, die über die Urninge verhängt wurden, ungerecht, und ungerecht möchte man doch auch nicht einmal dem „Auswurf der Menschheit" gegenüber erscheinen. — Von einer derartigen „Wissenschaft" ist für das Urningtum nichts zu hoffen; und so scheint der erste Teil jenes geschichtsphilosophischen Gesetzes, wonach das Jahrhundert der chronologische Ausdruck geistiger und materieller Zusammengehörigkeit dreier Generationen ist, auf alle Gebiete, nur nicht auf das der brennendsten Fragen in der menschlichen Seelenkunde zuzutreffen. Es fällt dies um so mehr in die Wagschale, als auch beim Beginn der beiden vorausgehenden Jahrhunderte von einer Wendung so viel wie nichts zu verspüren war.

Allein, wenn man näher zusieht, so findet man, daß mit Anfang des 19. Jahrhunderts doch eine neue Epoche in der Geschichte des Urningtums eintritt, daß also die zweithöhere Maßeinheit, die Periode von 300 Jahren oder dreimal drei

Generationen ihre Geltung bekommt. Die Zeit, wo zum letztenmale ein Schritt vorwärts gemacht wurde, ist nämlich der Beginn des 16. Jahrhunderts, als die Herrschaft des Humanismus auf ihre Höhe gelangte. Der Endpunkt einer Periode von 300 Jahren, die darauf folgten, berührt also den Anfang unseres Jahrhunderts. Es obliegt uns nun, dem Gang der Ereignisse seit dieser Zeit und zwar zunächst mit Bezug auf Deutschland in seinen Spuren zu folgen. Das Zeitalter Friedrichs des Großen und noch mehr das der französischen Revolution wirkte mit seinen freiheitlichen Anschauungen noch nach. In einem großen Teile Deutschlands galt der Code Napoléon, welcher, bekanntlich von dem einsichtsvollen Cambacérès verfaßt, die Verfolgung der Urningsliebe ausschloß. In jenen Gebietsteilen und zu jener Zeit war also — im Gegensatz zur fin de siècle, wo alle Bande, die notwendigen wie überflüssigen, sich lockern, während der Urning in noch drückendere Fesseln geschlagen wird — das Los desselben ein erträgliches. In Süddeutschland merkte man wenig von einer Urningsverfolgung. Durch das Beispiel des Königs Friedrich I. von Württemberg mag man sich außerdem an die auffällige Erscheinung einigermaßen gewöhnt haben. Friedrichs Männerliebe war weithin bekannt; dafür sorgte schon das Schicksal seiner unglücklichen Gemahlin, die sich von ihm trennte und in ein russisches Kloster ging. Unter seinen Lieblingen wird häufig ein Stallknecht erwähnt, namens Dillen, an dem er ein solches Wohlgefallen fand, daß er ihn als Freiherrn von Dillenius in den Adelsstand erhob. Uebrigens war seine Liebe für junge Männer nicht immer von der ihr entsprechenden Rücksicht begleitet. Als er einst mit dem ihn besuchenden Kaiser Napoleon vor einem seiner Lust-Schlösser promenierte und ein Bursche vorüberging, dessen Wohlgestalt von Napoleon als für einen Soldaten ausnehmend geeignet bezeichnet wurde, schoß der König ihn mit eigener Hand nieder. Er wollte zwar damit dem verbündeten Imperator seine Unumschränktheit bekunden; in der That aber widersprach Das seinen

innersten Gefühlen. Was nützte es später, als er dafür von Dannecker den Eros, in einer Statue von Marmor bilden ließ?

Vielfach mögen die Gewaltthätigkeiten, die Friedrich I. verübte, übertrieben worden, und der Ruf seines Urningtums daran schuld gewesen sein. Jedenfalls ist das Bild seines Privatlebens stark verzerrt, wie man andererseits solche Regenten, welche dem zarten Geschlecht ergeben waren, unverdientermaßen im Lobe erhob. Das zeigt das Beispiel Alexanders I. von Rußland, eines Verwandten und Zeitgenossen des württembergischen Königs. Man hört immer nur von der sanften Gemütsart und den liebenswürdigen Eigenschaften, mit welchen derselbe ganz Europa bezauberte, berichten, so daß mit der Zeit ein Idealbild entstand, welches mit dem des wirklichen Zaren nicht mehr übereinstimmt. Gleichwohl ist sein maßloser Hang zu Ausschweifungen wie sein unbändiger Jähzorn historisch verbürgt. „An dem Maßstabe dessen, was zwischen den Jahren 1801—1820 von Alexander I. an Libertinage geleistet und dem General Solomka für unqualificierbare Zwecke an Geld gegeben wurde, nimmt sich alles, was für Liederlichkeit unter ähnlichen Verhältnissen geleistet wird, ziemlich kindlich aus.“ Ob man unter „Liederlichkeit“ nicht auch an urnische Neigungen gedacht hat? Wenigstens ist es Thatsache, daß der schöne Stiefsohn Napoleons, Eugen Beauharnais, als Liebling Alexanders I. galt. Die Sitten der Herrscher waren damals exempt, und erlaubt war, was gefiel. — Für die Höfe Europas galt überhaupt das Wort, daß man durch die Revolution nichts gelernt und nichts vergessen habe, und die vielgeprüften Völker schauten die Zustände mit der nachsichtigsten Resignation an. Erst die Nachwelt versah das Richteramt, bei dem man die galanten Abenteuer, dem schönen Geschlecht gegenüber, mit Nachsicht beurteilte, während den weniger zahlreichen urnischen Erscheinungen keinerlei Milderungsgründe zugebilligt wurden.

Wir finden zu jener Zeit in der Geschichte des Urningtums noch viel des Betrübenden, ja sogar des Schrecklichen. Das Schrecklichste aber geschah in der freien Schweiz

Im J. 1817 wurde hier ein feingebildeter, edler und den bessern Ständen angehöriger Urning unter außerordentlichen Umständen das Opfer des gehässigsten Wahnes. Johann, Franz, Nikolaus Desgouttes, Doktor der Rechte und Bürger der Stadt Bern, starb infolge seiner unseligen Urningsnatur den Tod des Verbrechers, hingerichtet durch das Rad zu Aarwangen im Kanton Bern. Doch können wir hinzufügen, daß aus dem mit seinem Blute begossenen Boden die ersten Keimblätter einer Verteidigung der unglücklichsten aller Erdenbürger sproßten. Heinrich Zschokke in Aarau fügte seinen Novellen eine solche hinzu, in welcher das Schicksal jenes Gerichteten durch eine frei erfundene Fabel dem Leser menschlich näher gerückt werden sollte. „Der Eros“ oder „Über die Liebe“ ist die im Stile des Decamarone gehaltene Novelle überschrieben; Holmar, der hervorragendste Erzähler in derselben führt alle die Gründe vor, welche für die Unverantwortlichkeit der Urningsneigung sprechen und schildert das aus den ungehörten Notschreien sich ergebende Elend eines Seelenhermaphroditen. „Was bei den Griechen“, sagt er, „in der frischen und freien Entfaltung ihrer Gesamtnatur Quell alles Großen und Herrlichen ward, von ihren Gesetzen geheiligt und geordnet wurde, das ist beim endlichen Abfall der Völker [also nicht des Urnings!] von der Natur in ihrer vorgeschrittenen Verbildung als ein unnatürliches Wesen geächtet. Schaudernd muß der Mann, der Jüngling, die Wirkung dieses Seelentriebes empfinden. So sehr ist seine Gedankenwelt durch den Wahn der Welt verschroben, daß er sich selbst für wahnsinnig und unnatürlich halten muß und wirklich dafür hält, wenn ihn eine unwillkürliche, unwiderstehliche Neigung für einen Mann ergreift. Er erkennt weder den Ursprung noch den Zweck dieser heiligen Neigung. Ohne sie verbrecherisch zu finden, nimmt er sie auf Treue und Glauben der Welt für verbrecherisch. Was Gebot der seelischen Natur ist, erfüllt ihn mit abergläubischem Entsetzen als Erscheinung einer ungeheuren, verruchten Unnatürlichkeit. Er

bekämpft den Trieb und erhöht eben durch den Kampf die erste, ruhige Neigung zur — allzerbrechenden Leidenschaft. Der wilde Widerspruch seines innern Wesens zerstört sein Inneres. Er verabscheut sich und die Natur und verabscheut darum die Welt, mit deren Leben er in unaussöhnbarem Zerwürfnisse lebt."

Und inbezug auf das urnische Elend heißt es weiter: „Wie soll nun dieses erstickte, entwürdigte, gelähmte, irregeführte Gemüt die Pflichten der bürgerlichen Welt freudig erfüllen? Zerbrochen fühlt ein solcher Mensch in sich die Triebfeder aller Wirksamkeit; woher Kraft nehmen? Nur jene Leidenschaft verschlingt sein ganzes Wesen, reißt ihn — ich möchte sagen — von ihm selbst los, in den Abgrund nieder; nur die Eine Leidenschaft, aus der Wunde seiner verletzten Natur hervorbrennend, verzehrt ihn, macht ihn empfindungslos gegen die Reize des Ruhms, des Geldes, des Herrschens, der Weiberliebe — gegen Alles, was Andere zerstreuen kann. Woran soll er nun sein wertloses Dasein knüpfen, um demselben noch eine Art Wert zu geben?" — Solchen ernsten, von der Kraft der Wahrheit getragenen Worten, welche die Natürlichkeit, Würdigkeit und Bedürftigkeit, alle Licht- und Schattenseiten des Urningtums so meisterhaft kennzeichnen, würden wir nichts hinzuzufügen haben, wenn Zschokke es bei dem Eindrucke belassen hätte, den sie bei jedem Leser hervorrufen müssen. Aber diese Ideen, welche er seinem Holmar in den Mund legt, werden von ihm am Schlusse des Gespräches selbst wieder in Zweifel gezogen. Es ist, als ob er sich vor dem tyrannischen Wahn der Welt gefürchtet und geglaubt hätte, demselben eine Concession machen zu müssen. Allerdings kann sich Zschokke hiezu doch nicht entschließen, und er läßt die Frage am Schlusse der Novelle wenigstens offen, indem er Holmar zu seinem Gegner sagen läßt: „— nun ja, als redlicher Freund des Wahren räume ich ein, es sei der Irrtum auf meiner Seite ebenso möglich, als er es auf der Deinigen ist; allein ich fordere Bedenkzeit. Die Natur hat in ihrem Buche viele dunkle Stellen; kein Wunder, daß die Ausleger von einander abweichen."

Aber noch eine andere Manifestation zur Ehrenrettung der Unglücklichen hat jene blutige Verurteilung in der Schweiz hervorgerufen. Es ist dies ein Buch, welches ein unerschrockener Schweizer Bürger, Heinrich Hössli, zu Glarus i. J. 1836 erscheinen ließ. Es ist überschrieben: „Die Unzuverlässigkeit der äußern Kennzeichen im Geschlechtsleben des Leibes und der Seele“ oder „Forschungen über platonische Liebe, ihre Würdigung und Entwürdigung für Sitten-, Natur- und Völkerkunde.“ Wie man sieht, befindet sich der Verfasser mit seiner Beurteilung der Sache auf der richtigen Spur. Er ist der erste Nichturning, der die Perversität des Geschlechtstriebes erkennt und öffentlich ausspricht. Auf der richtigen Fährte hatte er die Wahrheit gefunden und vermochte nicht mehr zu schweigen, als er das grauenvolle an Desgouttes sich vollziehende Verhängnis schaute. „An der Geliebten heiligen Gräbern, an den Schwellen der Verwesung, aus den Schauern der Unsterblichkeit“ ruft er in der Vorrede des ‚Dem Schutzgeist des menschlichen Geschlechts‘ gewidmeten Werkes emphatisch aus, „erhob ich fragend meine Hände hinauf vom Elend zum verklärten Meer der zahl- und namenlosen Welten. Im Geiste an Desgouttes' Opferbank und Schmachgerüst hast Du mit Deinen Strahlen und Deiner Allmacht mich vollends ergriffen und sprachst: Dein Schweigen oder Reden entscheidet nun Dein eigenes Menschenthum und muß Dich selbst, strafend oder segnend, aus diesem Leben geleiten. Schreib, Mensch, oder sei gerichtet, und ewig in Dir selbst verworfen! Da, Geist Gottes, ward durch Dich dies Buch — und darum weihet es dankbar hier wieder meine volle Seele, und darum ist es wieder Dein! — Wahrheit, schwer erkämpfte, theuer erkaufte Wahrheit, im Glauben vor Deinen Thron gelegt, ist Dir das höchste Opfer und Gebet!“ — Nachdem es für Hössli fest stund, daß die Kennzeichen der Geschlechter unzuverlässig sind, war es ihm klar, daß ein nur scheinbar äußerlicher Mann, der eine weibliche Geschlechtspsyche hat, nicht widernatürlich handelt, wenn er sich zu einem Mann hingezogen fühlt und ihn liebt. Die

16*

gegenteilige, von der Menge festgehaltene Ansicht ist ihm demnach nichts als ein Irrtum, vergleichbar dem Ketzer- und Hexenwahn. „Das dritte mörderische Wahnwort herrscht noch fort (nachdem Ketzer- und Hexenwahn als ebenso grundloser wie grausamer Irrtum dargethan ist), wie einst die beiden anderen herrschten. Ja, nur ein Wort; aber es entscheidet über den sittlichen Tod und über das körperliche Leben, ein Wort, an dessen wissenschaftliche Prüfung sich noch nicht ein Gelehrter gewagt hat, weil er dessen Gewalt fürchtete. Plato hat zwar die Liebe des Eros gelehrt; aber seine Ausleger haben sie mißkannt oder mißdeutet. Nun aber soll sich's zeigen, was an dem Wort „Widernatürlichkeit“ ist und nicht ist. Es muß gezeigt werden, was an ihm Wahn, was Wirklichkeit ist; was wir von ihm wissen und nicht wissen. Wir brauchen auch da reine Begriffe, eine ganze Wahrheit; denn die Halbwahrheiten sind zugleich auch Halb-L ü g e n.“

Das von einem Autodidakten geschriebene Buch ist, wie man sieht, nicht frei von einer überladenen Diktion; auch ist in demselben häufig Unwesentliches mit Wichtigem und Bedeutendem vermengt, wie das Ganze am Mangel einer übersichtlichen Gliederung leidet. Dies mag, neben dem Vorurteil und der gegenüber dem Wesen des Inhalts herrschenden Gleichgültigkeit der Menge, Mitursache gewesen sein, daß das Buch bei seinem Erscheinen nur wenig beachtet und bald darauf vergessen wurde. Gleichwohl hätte es wegen des Fleißes, mit welchem — bei der Spärlichkeit des dem Verfasser zugänglichen und damals überhaupt vorhandenen Materials — so viel des Hochbedeutsamen zusammengetragen wurde, ferner wegen des Reichtums an tiefen, nicht selten auch glücklich und sogar geschickt wiedergegebenen Gedanken, endlich wegen seiner wahrhaft edlen Tendenz, seiner unerschrockenen Begeisterung für das Menschenwohl ein besseres Schicksal verdient. Aber die Zunftgelehrten verhielten sich vollständig kühl zu demselben und gingen ihre alten ausgetretenen Geleise weiter. Das Wort eines Laien wurde nicht gehört; und doch hatte Goethe gesagt: „Es wäre

das erstemal nicht, daß ein Laie eine ganze Gilde zu schanden macht, aber auch nicht das erstemal, daß die Gilde des Laien gute Aperçus und Vorschläge unterdrückte." Namentlich wollte der Altmeister dies strenge Urteil auf eine gewisse Coterie, die in der Naturwissenschaft das große Wort führt, angewendet wissen: „Da ich über die Naturwissenschaft," sagt er a. a. O., „wie sie sich von Tag zu Tag vorwärts bewegt, immer mehr vertraut werde, so drängt sich mir gar manche Betrachtung auf: Ueber die Vor- und Rückschritte, die zu gleicher Zeit geschehen. Eines nur sei hier ausgesprochen: Daß wir sogar anerkannte Irrtümer aus der Wissenschaft nicht los werden. Die Ursache hiervon ist ein offenes Geheimniß." Ein solch anerkannter Irrtum ist nun auch der, daß die Grenzscheide zwischen Psychischem und Nichtpsychischem in allen Fällen messerscharf festgestellt werden könne, daß z. B. die äußern Kennzeichen des Geschlechts sich genau mit dem psychischen Geschlechte zu decken haben, und genau da, wo ein körperlich männliches Geschlecht sich zeigt, auch eine psychisch männliche Sexualität vorhanden sein müsse. Wir andrerseits wissen bestimmt, daß auf den Grenzgebieten zwischen den einzelnen Klassen die Naturthatsachen verschwimmen, wie schon die alten Naturphilosophen erkannten. Wir wissen ferner, daß die Natur ihre spezifischen Differenzen im allgemeinen so leise und unvermerkt anzusetzen pflegt, daß es eben schwer ist, die Grenze zu ziehen. Diese Übergänge läßt die Wissenschaft nun überall gelten, nur auf Einem Gebiete nicht, und zwar auf dem wichtigsten: auf dem der menschlichen Geschlechtsliebe. Dieser hartnäckigen Ignorierung gegenüber leidet allerdings niemand außer dem Urning. Allen andern ist für ihre geschlechtlichen Bedürfnisse nicht nur keine wesentliche Schranke gezogen, sondern das ganze öffentliche Leben ist so eingerichtet, daß seine Erscheinungen auf die Befriedigung dieses Bedürfnisses mehr oder weniger hinarbeiten. Ja, es ist soweit gekommen, daß fast Alles sittlich ist, was im Sinne der großen Mehrzahl „natürlich" erscheint, und daß man daher unter dem Begriffe

Unsittlichkeit beileibe nichts anderes zu verstehen hat als die Geschlechtsliebe des Urnings.

Wie schwer, ja wie unmöglich es ist, trotz der besten Charaktereigenschaften sich als Urning vor Verleumdung und Verfolgung zu sichern, lehrt das Beispiel Johannes von Müllers, dem wir nun ein besonderes Augenmerk zuwenden wollen. Zunächst zwar Historiker, ist er noch etwas mehr; er läßt bei seiner Geschichtsschreibung der Phantasie so viel Spielraum, daß sie, ohne seine Objektivität zu beeinträchtigen, unwillkürlich zur Mitarbeiterin wird. Ziehen wir noch seine begeisterte Hingabe an alles Schöne in der Schöpfung und in der aus Menschenhand stammenden Kunst in Erwägung, so sehen wir, ähnlich wie im Ästhetiker Winckelmann, eine ganze Künstlernatur vor uns. Mit vollem Recht können wir daher auch dem Geschichtsschreiber eine nähere Betrachtung widmen.

Johannes von Müller ist eine Erscheinung unverfälschten Urningtums und als solche jedem Literaturfreunde bekannt. Seitdem Wolfgang Menzel in seiner „Geschichte der Deutschen" (Bd. IV. S. 269) denselben offen „des Lasters der Griechen" beschuldigte, war es nicht schwer, in dessen ganzem Lebensgange urnische Züge zu entdecken. Aber auch ohne jene von der Lieblosigkeit diktierte Denunziation zu kennen, findet man Momente, in welchen sofort die Eigenart seiner Geschlechtsnatur ersichtlich ist. Die Offenheit, welche seinem Wesen, die Ausführlichkeit, welche seinen Aufzeichnungen eigentümlich war, trägt hiezu nicht wenig bei, und insbesondere ist es sein Briefwechsel mit den Freunden, welcher eine reiche Fülle von Anhaltspunkten für seine Urningsnatur bietet. Überall findet man hier eine mit Enthusiasmus gepaarte Verehrung des männlichen Geschlechts. Schon da, wo Liebe nicht im Spiele sein konnte, wie in den Beziehungen zu Gönnern werden die Schilderungen von den betreffenden Personen mit einer auffallenden Zärtlichkeit gegeben; über den hessischen General von Schlieffen z. B., der ihm in seinem spätern Leben Gastfreundschaft gewährte, berichtet Johannes von Müller wie von

Jemand, dem die intimsten Gefühle des Herzens geweiht sind. Wie vielmehr ist dies da der Fall, wo der seiner Individualität eigene nisus formosus sich Geltung verschaffte, d. h. bei Erwähnung schöner junger Leute, wie des hübschen Bolognesen, der sich zu jener Zeit in Kassel aufhielt, und mit dem er nächtliche Spaziergänge unternahm! — In seinen Jünglingsjahren war Johannes v. Müller ganz von der Freundesliebe beherrscht. Er lebte eine Zeitlang (nach 1774) mit einem talentvollen jungen Amerikaner, Franzis Kinloch, auf dem Landhaus Chambisi am Genfersee zusammen. Nachdem dieser in seine südamerikanische Heimat zurückgekehrt war, zog Müller in das gastliche Haus seines geliebtesten Freundes von Bonstetten, mit dem ihn übrigens auch gleiche Neigung zu historischen Studien verband. Gleichzeitig versammelte er in Genf einen literarischen Zirkel um sich, in welchem geschichtliche und philosophische Probleme erörtert wurden, und der vielfach von jungen Männern besucht ward. Damals geschah es, daß Johannes von Müller wegen seiner in den Augen des Unverstandes sträflichen Neigung Unannehmlichkeiten mit den Schweizer Behörden bekam, denen er sich durch die Flucht entzog. Er ging nach Berlin, in die Residenz Friedrichs II., wo damals, wie wir wissen, freiere Anschauungen über diese psychologische Frage herrschten. Eine Stellung am Hofe des Königs zu finden, gelang ihm zwar nicht, er erhielt aber eine Professur in Kassel. Nach 5jährigem Aufenthalt daselbst begann für ihn eine ruhelose Wanderung, zugleich aber eine mehrfache Erhöhung seines beruflichen Standes, die durch die stets sich ändernden Zeitumstände ermöglicht war und seinem stark entwickelten Ehrgeiz sehr gelegen kam. Im Jahre 1786 Hofrat in Mainz, 1786 geheimer Legations- dann Staatsrat, wurde er im Jahre 1791 in den Adelsstand erhoben. Mit dem Anfange des Jahrhunderts sehen wir ihn als ersten Custos der kaiserlichen Bibliothek im fernen Wien, im Jahre 1804 aber in preußischen und 1807 gar in westphälischen Diensten. Dieser beständige Wechsel, der nicht ganz ohne Schädigung der politischen Über-

zeugung geschehen konnte, ist später mit Recht getadelt worden. Allein die maßlosen, von der Leidenschaft eingeflößten Beschuldigungen Wolfgang Menzels, daß Müllers Begeisterung für die alte Schweizerfreiheit u. s. w. erheuchelt, und sein Lob edler Gesinnung und That in der Geschichte der Menschheit leere Phrase gewesen sei, ist nicht erwiesen und wohl nicht erweisbar. Freilich, dem schmähsüchtigen Ankläger genügt, daß Johannes von Müller dem Laster der Griechen „gehuldigt" habe, um denselben als einen Ausbund von Niederträchtigkeit bezeichnen zu dürfen. Edelsinn ist nach Menzels Anschauung ein Privilegium der Heterosexualen. Aber auch diese sind nicht sicher, wenigstens was ihre geistigen Schöpfungen anlangt, mit schimpflichem Tadel von ihm angegriffen zu werden, wie das den Dichter Goethe betreffende Urteil darthut. Verzeihlich noch erscheint indessen Menzels Vorgehen gegenüber dem Buche von J. v. Müllers Biographen Woltmann (Berlin 1810). Dieses ist, wie ein unpartheiischer Gelehrter unserer Tage (Prof. Wegele in Würzburg) sagt, „noch charakterischer für seinen Verfasser als für den Gegenstand. Es hält sich nicht frei von Zweideutigkeiten gegen den Toten, um dessen Gunst im Leben er (Woltmann) sich eifrig beworben hatte." Übrigens hat, was die literarische Bedeutung Johannes von Müllers anlangt, ein Literaturkenner, dessen Geschmack und Urteil weit über dem Wolfgang Menzels steht, von demselben bezeugt, daß „er das erste sympathisch ausgefüllte Bild mittelalterlicher Zustände entwarf, indem er, vaterländischer Begeisterung voll, die Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft bis in das 15. Jahrhundert verfolgte und auch in seinen 24 Büchern allgemeiner Geschichte den Ruhm der Objektivität behauptete." So Wilhelm Scherer. Was nun weiter den vielgetadelten Wechsel des Unterthanenverhältnisses betrifft, so war es in einer Zeit, wo sich Alles im Flusse befand, und kein Staatsgebilde dauernde Existenz hatte, auch einem größern Staatsmann als J. von Müller nicht möglich, stets seinen Prinzipien treu zu bleiben. Hat doch

selbst der Olympier in Weimar dem korsischen Imperator geschmeichelt, und der prinzipienstarke Kaiser Franz I., der Napoleon haßte, denselben sogar zum Schwiegersohne genommen! Johannes von Müller wurde zu seiner Zeit nicht nur nicht mißachtet, sondern mit Bewunderung verehrt; kein Geringerer als der edle Friedrich von Schiller hat ihm in seinem „Tell“ ein Denkmal dauernder als Erz gesetzt, das ihn noch feiern wird lange, nachdem seine Verleumder vergessen sind.

Ein Mann, den schon die Erinnerung an die historische Vergangenheit bei Erwähnung von Großthaten hoch begeistern kann, mußte da, wo die elementaren Regungen im eigenen Herzen sich fühlbar machen, in das höchste Entzücken versetzt werden. Und in der That vernehmen wir in den Stellen, wo seine Liebe spricht, Herzenstöne, wie sie der echten Leidenschaft eigen sind, und wie sie nur in den Gefühlsausbrüchen Winckelmanns ein Seitenstück finden. So schließt Johannes von Müller keinen Brief an Bonstetten, ohne die Versicherungen leidenschaftlicher Zuneigung, z. B.: „Empfange, mein trauter Herzensbruder, den Kuß der allerzärtlichsten Liebe.“ Freilich war Bonstetten zu sehr den Frauen ergeben, als daß solche Zärtlichkeiten den erwünschten Widerhall gefunden hätten.

Johannes von Müller kannte vollkommen das Tragische des urnischen Loses, welches eine heftige Zuneigung um so aussichtsloser erscheinen läßt, je mehr sie durch die Schönheit des Objektes berechtigt ist und je feuriger sie für dasselbe erglühen muß. Kein Mittel läßt der Liebende unversucht, um das Herz des Freundes zu gewinnen. Vielleicht deshalb berichtet Johannes von Müller einmal an Bonstetten, „daß ihn der kleine Gott, welcher in den schönen Augen, auf den rosenfarbenen Wangen der Pr(inzessin) G—n wohnt, verwundet, und um desto unwiderstehlicher zu sein, ihr die Gestalt der Pallas Minerva gegeben habe.“ Johannes von Müller, der es hier nicht unterlassen kann, dem Gegenstand seiner Affektion ein griechisches Götterbild zu substituieren, und den gewiß „rosenfarbene“, in uns unwillkürlich die Idee des Geschminktseins

erweckende Wangen nicht verwundeten, hat mit einem solchen Bericht unsers Erachtens sich in den Augen des Weiber liebenden Freundes bloß gleichwertig machen wollen, — wenn nicht etwa die „Pr(inzessin)“, als solche, seine Eitelkeit vom Standpunkt des Ehrgeizes bestochen hat. Keinenfalls feite ihn der Anblick der hohen Dame gegen die Wunden, welche die Pfeile des Eros in seinem Herzen gegenüber dem starken Geschlechte verursachten. „Es vergeht kein Tag in meinem Leben,“ schreibt er an denselben Bonstetten im Wonnemonate des Jahres 1779, „da ich eines Freundes nicht bedürfte, keine kleine Handlung, noch Freude, noch Traurigkeit, deren ich ihn nicht gern teilhaftig machte und die ich nicht gern von ihm wissen und mit ihm teilen wollte .... Mein Lieber, die Natur ist in vollem Leben, und warum lebe ich allein nur halb?“ (sic!) In dieser Frage ist nicht nur ein Geständnis, sondern ein unbeabsichtigtes Zeugnis für die — auch von Goethe erkannte — Ergänzungsbedürftigkeit des Urnings gegeben.

Zahlreich sind selbstverständlich in seinen Schriften die Hinweise auf die Griechen, zahlreich insbesondere diejenigen auf ihre klassische Freundschaft. Elegisch stimmen die Klagen, daß nun diese schöne Menschenblüte erstickt und erstorben sei. Frei und offen durfte sich der Wahrheitsliebende nicht bekennen, von freier Wahl der Freunde war keine Rede. Sein Diener wurde sein Freund; die Zärtlichkeit, die des Gebildetsten würdig gewesen, ward auf einen schlichten Naturmenschen übertragen. Allerdings bewahrte ihm dieser eine Treue bis über den Tod hinaus, und die Thränen, die er an des edlen Mannes Grab vergoß, waren aufrichtig geweint, während die Welt dem Geschichtschreiber ihre Teilnahme bis heute versagt. „Es erfüllt den Eingeweihten mit großer Verwunderung“ sagt Wegele in seiner „Geschichte der Historiographie, „daß Müller noch keinen Biographen gefunden hat, der auf grund des reichen Materials, das zum größten Teil bereit liegt, eine erschöpfende Schilderung seines Lebens und Wirkens entwürfe und so einen Beitrag zur literarischen und politischen Geschichte seiner

Zeit und Zeitgenossen lieferte, mit welchem sich wenig Andere messen können."

Wir unsrerseits wundern uns darüber nicht: Es fehlt nicht nur an einem Verfasser, der nicht zurückschrecken würde, wenn er dem urnischen Empfinden Johannes von Müllers begegnete, sondern auch an einem Publikum, dem er, ohne die eigene Ehre und die conventionellen Anschauungen zu verletzen, seine biographischen Ergebnisse vorlegen dürfte.

2. Abseits der Heerstraße.

Ein mit Gaben des Geistes und Gemütes ausgestatteter Urning fühlte sich auch in jener Zeit, die den Revolutionsstürmen folgte, in deutschen Landen nicht behaglich. Der Dunstkreis, unter welchem sich das Philistertum über die Maßen wohl fühlte, widerstrebte jedem geistigen Hochfluge. Deshalb wandte einer der edelsten und gebildetsten Urninge Deutschlands seinem Vaterlande den Rücken und ging, dem Beispiel Winckelmanns folgend, dahin, wo sich noch Spuren des altklassischen Geistes fanden. Über sein Liebesleben aber sollte die Heimat nicht im unklaren bleiben. Nicht leicht können wir über die Herzensvorgänge eines Urnings so viel Authentisches beibringen als über die des Grafen August von Platen-Hallermünde. Seine edle Veranlagung erlaubte ihm nicht, den Heuchler zu spielen: sein Wahrheitsdrang setzte sich über die Vorurteile der Zeit, — die freilich nicht so mächtig waren, wie die am Ende des 19. Jahrhunderts — mit einer Kühnheit und Offenheit hinweg, die jedem Urning eine ehrfurchtsvolle Bewunderung einflößt. Nicht nur seine Briefe

und Tagebuchaufzeichnungen gewähren einen unbehinderten Einblick in sein Seelenleben, auch die für die Öffentlichkeit bestimmten Gedichte sprechen rückhaltlos aus, was in seinem Innern vorgeht. Alle seine Liebesgedichte sind an junge Männer gerichtet, und es ist nie unterlassen, dies auf das unzweideutigste zu bekunden. Die Frauen apostrophiert er 1819 in einem Ghasel folgendermaßen:

„Einem jungen Manne gönnt ihr
Allzuviel, ihr guten Frauen.
Könnt ihr diesem Lächeln, könnt ihr
Diesem ruhigen Auge trauen?

Glaubt ihr etwa, daß kein Bild mir
Kein geliebtes, allzuteures
Je begegnet, um als Schild mir
Nun zu dienen gegen eures?“

Bei dieser Offenheit war es nur eine notwendige Folge, daß auch die Zeitgenossen den Grafen Platen schärfer ins Auge faßten, und so besitzen wir eine Summe von Urteilen und Beobachtungen Anderer, welche ein vollständiges Charakterbild des urnischen Dichters ermöglichen. Von einem Mitlebenden wird über sein Äußeres berichtet: „Platens Erscheinung war eigentümlich, von bleicher Gesichtsfarbe, feinen blonden Haaren, lichtblauen Augen, schwächlicher Gestalt — in Tracht und Sitte absonderlich.“ (Pl. Stumpf, denkwürdige Bayern.) Über diese seine Eigenart, die schon frühe bemerkbar wurde, gesteht Platen selbst (Tagebuch S. 216): „In dieser Zeit des Knabenalters (als er in der k. Pagerie zu München lebte) traten die Sonderlichkeiten meines Wesens in den sonderbarsten Phantastereien hervor, so daß ich ohne Umschweife „der Narr“ hieß.“ Platens späterer Biograph, Karl Elze, ergänzt dieses Geständnis durch die Bemerkung: .... „ihm fehlte alle Leichtigkeit und Fröhlichkeit der Jugend ... Platen war stets und mit allem unzufrieden.“ Zeitweise bemächtigte sich seiner, [wie sein Freund Graf Friedrich Fugger schreibt,] ein krankhaftes Mißbehagen, wobei ihm gar nichts genügte, und er nie froh

ward, als wenn er geradezu abstoßen konnte. Die Keime dieser Eigenschaften waren seinem geistigen Wesen gewiß angeboren." Seine Lieblingslektüre war schon im Jünglingsalter Johannes von Müller, insbesondere die Freundschaftsbriefe dieses Urnings. Er las gerne dessen Briefe an Bonstetten, aus denen „ein großer Geist und ein großes Herz sprechen, obgleich sie noch jugendlich sind, und mit dem 21. Jahre beginnen." „Freundschaft und Studium," setzt er bei, „waren Müllers Lebensprinzipe, so wie sie auch die meinigen sind." Mit allen vornehmen Urningsnaturen teilte er das Unbehagen, welches an den Verkehr in gesellschaftlichen Kreisen verknüpft ist und welches darin seine natürliche Ursache hat, daß hier der sonst latente Widerspruch der Perversität bekämpft werden muß und deshalb auf das schmerzlichste empfunden wird. „Das gesellschaftliche Leben," sagt ahnungslos der junge Platen (Tagebuch S. 137) „in den Kreisen, denen ich angehöre, ist mir drückend und unerträglich. Ich fühle wohl, daß ein großer Teil [nicht in den Fadisen der Gesellschaft, sondern] an mir selbst liegt. Ich weiß mich gar nicht in gewöhnlichen Gesprächen zu unterhalten, was doch sehr nöthig ist für jeden Mann (sic) und besonders für den jungen Menschen meines Standes als Adeliger und Offizier. Nur meinen Freunden und genaueren Bekannten kann ich etwas sein .... Ein solcher Mensch taugt nicht in Gesellschaft." Dagegen fühlte auch er, wie sein großer britischer Genosse, sich im Umgang mit Leuten geringen Standes glücklich — vorausgesetzt, daß sie männlichen Geschlechtes sowie hübsch und jung waren. Wir können uns nicht versagen, die bekannte Ode IV wegen ihrer unvergleichlichen Schönheit und ihres bezeichnenden Inhalts an dieser Stelle zu wiederholen:

Warm und hell dämmert in Rom die Winternacht:
Knabe, komm! Wandle mit mir, und Arm in Arm
Schmiege die bräunliche Wang' an deines
Busenfreundes blondes Haupt!

Zwar du bist dürftigen Stands; doch dein Gespräch,
O wie sehr zieh' ich es vor dem Stutzervolk!
Weiche, melodische Zauberformeln
Lispelt dein Römermund.

Keinen Dank flüstere mir, o keinen Dank!
Konnt' ich sehn, ohne Gefühl, an deines Augs
Wimper die schmerzende Thräne hangen?
Ach, und welch Auge dieß!

Hätt' es je Bacchus erblickt, an Ampelos
Stelle dich hätt' er gewählt, an dich allein
Seines ambrosischen Leibes verlornes
Gleichgewicht sanft gelehnt!

Heilig sei stets mir der Ort, wo dich zuerst,
Freund, ich fand, heilig der Berg Janiculus,
Heilig das friedliche, schöne Kloster,
Und der stets grüne Platz!

Ja, von dort nanntest du mir die Stadt,
Wiesest mir Kirch' und Palast, die Trümmer Sankt
Pauls, die besegelte, leichte Barke,
Die der Strom trieb hinab.

Die erste Wirkung, welche die in den Gedichten bekundete Offenheit beim Publikum hervorrief, war Erstaunen, die nächste Mißbehagen und Haß. Gleichwohl fanden sich Gemüter, in welchen die gegenteiligen Regungen laut wurden. Mancher Urning in deutschen Landen, der in seiner Vereinsamung irre an sich selbst und den Menschen geworden, sah nun, daß auch Andere fühlten wie er, und daß ein geistvoller und edler Mensch wie Platen keinen Anstand nahm, dieses Gefühl vor der Welt zu äußern. In dieser beglückenden Entdeckung folgte mancher dem Drange des Herzens und schüttete seine Empfindungen in einem Briefe an den urnischen Dichter aus. So erhielt Platen im J. 1823 ein Schreiben von einem jungen Manne aus Kassel, von welchem das Tagebuch S. 240 berichtet: „Der dunkle Zusammenhang der Wesen, den man Sympathie nenne, sei ihm, dem Briefschreiber, etwas Unerklärbares, dem er nicht länger nachgrübeln wolle. Er selbst habe, von dem Augenblicke an, da er meine lyrischen Blätter kennen gelernt, etwas für

mich empfunden, was nur wenige für wenige fühlten. Schon lange, ehe ich es ahnen konnte, sei er meinem vergeistigten Selbst verbunden gewesen und scheue sich nicht, dieser Stimme Worte zu geben. Vielleicht werde künftig ein persönliches Zusammentreffen mich überzeugen, daß sein Geist und sein Leben dem meinigen verwandt seien. Er bittet mich, ihn mit einem Blatte zu beglücken, das nichts enthalte, als die Genehmigung seiner Gefühle." — Auch von einem jungen Gymnasiasten in Halle, namens Friedrich von Schack, liefen (anonyme) Briefe ein, die aus ähnlichem Drange hervorgegangen sein mögen. Freilich waren die Wirkungen des Mißbehagens und der Abneigung beim Publikum zahlreicher als die der Sympathie, und derartige Kundgebungen, wie sie sowohl in vertraulichen Briefen als indiskreten Äußerungen der Presse laut wurden, hatten für den Dichter jedenfalls etwas Verdrießliches. Bekannt sind die Schmähungen Heinrich Heines in seinen „Bädern von Lucca." Der geistreiche Pamphletist bewies indes nur, daß er sich in Sachen der Psychologie keineswegs vom Pöbelhaufen unterschied und daß er eine literarische Fehde mit Waffen ausfocht, die weder logisch noch sachlich am Platze waren. Übrigens schien auch Heine nach der einen oder andern Seite hin in der spätern Zeit eine belehrende Erfahrung gemacht zu haben; denn er äußerte einmal: „Ich habe dem armen Platen unrecht gethan."

Man begreift, daß der feinfühlige Graf, der seine Wahrheitsliebe und Gesinnungstreue mit Schmach belohnt sah, — ganz abgesehen davon, daß sein Herz unbefriedigt blieb, — sich tief unglücklich fühlen mußte. Ergreifender hat er dieses Gefühl nirgend ausgesprochen als in den Worten, mit denen er ein Exemplar seiner an einen Freund zu sendenden Gedichte begleitete:

„Mit dem Blatt, das meine Hand beschrieben,
Nimm die Sehnsucht und den Drang zu lieben,
Nimm die Thräne, die mein Aug' vergoß.
Schmerzlich hat sich mein Geschick entschieden,
Gib mir nichts sonst, gib mir nur den Frieden,
Dessen Tempel mir die Liebe schloß."

Wohl im Namen aller seiner Leidensgenossen, sowohl derer, die gelebt hatten, als der Mitlebenden hat sein beredter Mund gesprochen in dem Sonett:

„Wenn Leben Leiden ist und Leiden Leben,
Der mag nach mir, was ich empfand, empfinden;
Wer augenblicks sah jedes Glück verschwinden,
Sobald er nur begonnen, darnach zu streben;

Wer je sich in ein Labyrinth begeben,
Aus dem der Ausgang nimmermehr zu finden,
Wem Liebe darum nur gesucht zu binden,
Um der Verzweiflung dann ihm hinzugeben;

Wer jeden Blitz beschwor, ihn zu zerstören,
Und jeden Stern, daß er hinweg ihn spüle
Mit allen Qualen, die sein Herz empören,

Und wer den Toten ihre harten Pfühle
Mißgönnt, wo Liebe nicht mehr kann bethören:
Der kennt mich ganz und fühlet, was ich fühle.

Kein Wunder, daß der Dichter stets darauf sann, dem Labyrinth seines namenlosen Schmerzes zu entfliehen. Nicht immer die passendsten Mittel unterzog er seiner Erwägung; einmal wollte er — wie es von Lenau wirklich geschah — nach Amerika auswandern und sich, fern den lieblosen Menschen, in den Wildnissen des Ohio und Red River ansiedeln; ein andermal ging er mit dem Gedanken um, Katholik zu werden und in einem schöngelegenen Kloster Süditaliens den Frieden zu finden, den er in der Welt vergeblich suchte. Das Leben aber stellte wieder seine praktischen Anforderungen, und so gedachte er, sich der diplomatischen Laufbahn zuzuwenden; allein der Idealist und Dichter überwog stets in ihm, und ernstliche Schritte wurden nie versucht. Elze sagt mit einem humoristischen Seitenblicke: „Als der einzige Anfang, welcher ihn möglicherweise zu einer diplomatischen Stellung hätte führen können, läßt sich ein Wunsch ansehen, in das Gefolge der Prinzessin von Wales aufgenommen zu werden, welche im Begriffe stand, eine Reise nach Persien zu unternehmen. . . Übrigens mögen ihn auch hiebei sicherlich mehr Hafisische als diplomatische

Neigungen getrieben haben.“ In der That stund er von diesem Plane ab und suchte vorerst in Italien sein Heil. Ob er gefunden, was sein Herz begehrte, wer kann es sagen? — Jedenfalls spricht der Umstand, daß der Dichter den verlockendsten Anerbietungen in Deutschland widerstand und in Italien bis an sein Ende verblieb, dafür, daß ihm die Fremde freundlicher begegnete als die Heimat.

Wie Platen selbst der Typus eines edlen Urnings, so ist unter seinen Liebesverhältnissen das zu dem jungen Hannoveraner von Bülow der Typus seines erotischen Fühlens. Wir haben in dem Briefwechsel mit seinem intimsten Vertrauten, dem Grafen Friedrich Fugger, den er von der Pagerie her kannte, hiefür eine unmittelbare Quelle. Platen hatte Bülow auf der Universität Erlangen, wo er, nachdem der Militärdienst quittiert war, den Studien oblag, als Commilitonen kennen und lieben gelernt. „Eine solche Leichtigkeit des Naturells,“ berichtet er an jenen Vertrauten, (Brief vom 13. Sept. 1821) „mit so viel Ernst der Gesinnung, ein so treuer und teilnehmender Charakter bei so viel Liebenswürdigkeit findet sich selten vereinigt.“ Den mächtigsten Magnet der Anziehung berührt Platen hier nur andeutungsweise; Fugger aber kannte denselben von grund aus; denn er nennt Bülow in der Antwort an Platen (vom 24. Sept.) dessen „schönen“ Freund. Die Schönheit muß übrigens auch die sonstigen Eigenschaften Bülows in den Augen des Liebenden verklärt haben. Keinenfalls war dessen „Teilnahme“ so groß, wie sie Platen in jenem Briefe rühmt. Als Bülow die Universität verließ, um in seine hannoversche Heimat zurückzukehren, ließ er in dem Freund eine solch unbefriedigte Sehnsucht zurück, das derselbe daran fast verblutete. Der Arme sinnt beständig auf Mittel, diesen Drang zu stillen, er teilt sich den Vertrauten mit und spricht begeistert von einer Freundschaft, „die sie nur halb verstehen.“ Endlich entschließt er sich, den Geliebten in der Ferne aufzusuchen. Mit einer geringen Summe Geldes macht er sich nach Norddeutschland auf den Weg, welchen er teilweise zu Fuß zurücklegt. Er

trifft den Freund in Göttingen; aber dieser trennt sich bald wieder von ihm, weil „wahrscheinlich der König von England bald nach Hannover kommen werde.“ Gewiß mehr ein Vorwand, um wegbleiben zu können, als ein Beweis von Teilnahme! Der Stachel der Leidenschaft senkt sich jetzt nur noch tiefer in Platens Herz. Noch nicht einmal nach Erlangen zurückgekehrt, lebt er nur durch die Hoffnung, den Freund noch einmal zu sehen.

„Wo find' ich Dich, mein redlicher Genosse?
Wo wandelst Du? Wo schreitest Du zu Rosse?
Ich möcht' als Vogel fliegend Dich ereilen,
Und mit Dir flattern hunderttausend Meilen;
Ich möchte folgend Deines Rosses Hufen
Nach jeder Himmelsgegend „Bülow“ rufen!

Aber wenn er ihn im Geiste rief, verhallte die Stimme unerwidert im Nichts. Ein lähmender Schmerz bemächtigte sich des Liebenden: „Ich mache keine Verse mehr, bis ich den Freund einst wiedersehe; dieß ist das feste Gelübde, das ich gethan habe. Auch trinke ich keinen Wein mehr und“ — sehr bezeichnend für das psychische Geschlecht des Dichters — „lege alle hellen Farben ab. Durch Trauer wird die Trauer zum Genuß.“ (Brief aus Erlangen vom 27. Oktober 1891 an Friedrich von Fugger.) Dieser, der verständnisvollste unter den Vertrauten, wußte, daß hier kein Trost half. „Schmerzlich hat mich Dein Brief ergriffen,“ antwortet er, „und noch mehr betrübt es, daß ich in Deinem Leide keinen Trost weiß. Darum auch kein eitles Wort verloren, das mich nur auf Gemeinplätze führen müßte; denn ich kenne Dich so, daß ich überzeugt bin, jeder Rat und (jede) Ermahnung träfe Dein Gemüt empfindlicher als die Erinnerung an Deinen entfernten Freund. Tief rührte mich Deine Trauer, die sogar aus dem Innern hervordringt und selbst die kalten gleichgültigen Augen des Menschen nicht scheut, sich äußerlich zu zeigen. Bülow selbst mag Dich trösten, seine Briefe und seine Liebe. Denn er muß ja wissen, was er Dir war und Dein Angedenken unauslöschlich in der

Seele tragen. Kann denn Raum und Zeit ein so inniges Verhältnis zerstören, ja nur vermindern?"

Raum und Zeit zerstört ein solches „Verhältnis" freilich nicht, denn es war niemals gewesen. Platen hatte sich so gut wie Fugger getäuscht, und sollte es bald einsehen. Dem unwiderstehlichen Drange folgend, machte er sich nochmals auf den weiten Weg, kam aber bloß bis Köln, um unverrichteter Dinge — umzukehren. Was ihn bewog, hat er dem Vertrauten nur mündlich gestanden. Wir aber wissen, daß hier die Natur allein ihm Schranken zog. Bülow war aus eben diesen Ursachen, die Platen anzogen, nicht der Mann, der ihm Das sein konnte, was er ihm sein sollte. Dieses Mißverständnis ist das wahrhaft tragische Geschick der Urninge. Darauf beziehen sich die halb rätselhaften, für den Verständnisvollen aber nur allzu klaren Worte, die der Herausgeber des Platenschen literarischen Nachlasses, seinem Buche vorausschickt: „Die Nation weiß nichts oder so wenig wie nichts von seiner äußern Lebenslage. Sie hat keine Kenntnis von der finstern Gewitterwolke, die ihn bis an die letzten Stadien seines irdischen Laufes umzingelte, und durch die er sich mit Heldenmut, besonders binnen der ersten Jahre seines Aufenthalts im sonnigen Hesperien hindurcharbeiten mußte. (Dies letztere bezieht sich allerdings bloß auf seine äußere Lage.) Mit Heldenmut, sagen wir; denn es war in der That eine Riesenaufgabe, die der arme Jüngling zu bewältigen hatte, ehe er das Ziel erreichte, dessen Erreichung wir ihm nicht mehr absprechen: als einer der Sterne erster Größe am deutschen Dichterhimmel zu glänzen. Er kämpft einen so schwierigen Kampf, wie ihn wenige Schriftsteller unserer und anderer Nationen gekämpft haben, die dem ihm liebgewordenen Ideale nicht entsagen möchten; wir dürfen sogar nicht verhehlen, daß er den Nachwirkungen des feindlichen Dämon, der sich so lange Jahre hindurch an seine Ferse heftete, auch frühzeitig erlegen ist."

Und ein solcher Mensch, in dessen Charakterbild das schärfste Auge kaum einen Makel entdeckt, erscheint vor einem

Strafgesetz, das heute noch seine Geltung hat, als Verbrecher!

Platen erfreut sich als Dichter nur einer kleinen Gemeinde. Dem Urning ist es gewiß, daß die Gloriole seines Ruhmes auf dem deutschen Parnaß heller strahlen würde, wäre Platen nicht seinesgleichen. Bewußt oder unbewußt aber folgen ihm thatsächlich alle neueren deutschen Dichter, die etwas bedeuten wollen, in dem Grundsatz, den er zuerst aufgestellt und durch die That gezeigt hat: Die Plastik des Gedankens in der Vollendung der Form. Mit Recht konnte sein verständnisvoller Biograph Johannes Minckwitz von ihm sagen: Platen war schon mit dem höchsten Glanze des Lorbeers geschmückt, als er in Syrakus jugendlich zusammenbrach. Er prangt als der den Schlußstein liefernde, vollendetste Lyriker der ersten hundertjährigen Epoche, welche mit seinem Tode für die neuhochdeutsche Literatur abgelaufen ist.

An eine andere, wenn auch nicht ausübende Künstlernatur aus dem germanischen Norden wird man bei Erwähnung Platens erinnert, an Wilh. Aug. Kestner, der gleich diesem Dichter einen großen Teil seines Lebens in Italien und zwar in Rom zubrachte, so daß man ihn gemeiniglich den „römischen Kestner“ nennt. Er war der Sohn der aus Werthers Leiden bekannten Lotte (von Buff,) der Jugendfreundin Goethes, die sich an den hannoverschen Rat Kestner verheiratet hatte. Geboren in Hannover, zieht es ihn schon als jungen Mann nach dem Süden Europas, wo er einen lebhaften Umgang mit Künstlern — unter diesen Thorwaldsen — unterhält, und sich vielfach mit Kunststudien und ästhetischen Untersuchungen beschäftigt. Er verfaßt ein Trauerspiel „Sulla“ und schreibt im Anschluß an die Studien seines congenialen Freundes, des esthländischen Freiherrn von Stackelberg, die dieser dem „Apollo“ zueignete, die „römischen Hyperboräer.“ Die Gründung des „archäologischen Instituts“ in Rom ist nicht nur der Idee nach sein Werk. Seine Interessen waren stets ideal, seine Hingabe an die Freunde, die von gleichem Streben beseelt waren, eine

opferwillige und durch die That bewährte. Hiemit ist eine Seite in seinem Wesen berührt, welche ihn besonders uns anziehend macht. Von Gemüt war er ungewöhnlich weich. Sein Biograph (in ‚Nord und Süd', Dezemberheft 1882) bemerkt mit einem gewissen Nachdruck, indem er ihn mit dem energischen Bunsen vergleicht, Kestner sei „eine mehr weibliche Natur gewesen, was einen Tadel enthalten soll und auch noch nach einer andern Seite hin von ihm gesagt werden könnte." In der gleichen Biographie geschieht in anzüglicher Weise auch des Freiherrn von Stackelberg Erwähnung.

Nicht in Rom, aber in der klassischen Welt Alt-Weimars, lebte mehrere Dezennien vorher ein Mann, dessen Charakterbild vielfache Berührungspunkte mit diesem Dichter aufweist. Johann Diederich Gries, geboren in Hamburg, widmete sich bloß der Freundschaft und ästhetischen Studien. Er macht sich mit den größten Celebritäten seiner Zeit, z. B. mit Herder, Schiller und Goethe, bekannt, leistet ihnen Dienste durch Besprechung ihrer Werke, durch Übersetzung von Autoren, die ihnen nutzbringend waren, z. B. Tassos, sowie er sich in der literarischen Arena auch mit eigenen Werken zeigt, und zwar solchen, die sich durch Formenschönheit auszeichnen. Außerordentlich empfänglich für das Lob konnte er ebenso empfindsam gegen Tadel sein. Verheiratet war er nie; Frauen spielen keine Rolle in seinem Leben. Die Freundschaft galt ihm Alles. Fromann sagt von Gries: „Er war überhaupt eine weibliche Natur." Diese wie eine unbeabsichtigte Bestätigung der Urningstheorie erscheinende Bemerkung, ganz unabhängig von einer gleichen auf eine ähnliche Erscheinung gemacht ist höchst lehrreich. [Gries] — „Im Übrigen," fährt Fromann weiter, indem er die Weiblichkeit motiviert, „war Gries mehr zum Empfangen und Aufnehmen als zum Schaffen geartet, empfänglich für alles Gute und Schöne, was Natur, Dichtkunst und Musik bieten. Der Freundschaft widmete er eine Art Kultus und hing mit seltener Treue an seinen Freunden."

Vielleicht war es deshalb ebenfalls „jener dunkle Zu-

sammenhang der Wesen, den man Sympathie nennt," und der einst einen jungen Menschen zu Platen führte, was nun diesen selbst veranlaßte, den stillen Mann zu sehen, welcher, wie er, nur der Kunst und Freundschaft lebte. Auf seiner Reise zu seinem geliebten Bülow nach dem deutschen Norden machte Platen dem gefühlsverwandten Diederich Gries in Jena einen Besuch.

Solche „Stillen im Lande" sind im Leben der Kunst und Literatur ein Faktor, der nicht unterschätzt werden darf. Ihr Wirken ist nur Wenigen bekannt; die Eingeweihten aber wissen, was die Träger des Genies ihnen zu danken haben. Ob sie alle Urninge sind und waren, wer kann es bejahen wer verneinen? Jedenfalls hat sich ihr Gefühlsleben durchaus anders bekundet als das der gewöhnlich im Leben uns begegnenden Menschen.

Einem wahren Problem aber sehen wir uns zur Zeit, von der wir handeln, in einem Dichter gegenüber, der zwar, gleich Diederich Gries, auch eine beschauliche Natur war, der aber durch seine Werke unmittelbar auf das deutsche Volk einwirkte und dessen Name von dem höchsten Glanze des Ruhmes noch heute umflossen ist. Ehe wir uns aber mit demselben des nähern befassen und den Schleier des Geheimnisses, welcher seine Person umgibt, zu lüften versuchen, wollen wir unser Augenmerk den seit der Sturmesperiode der Revolution wesentlich veränderten Zeitverhältnissen zuwenden, in deren Licht uns dessen Charakterbild erst verständlich wird.

3. Kapitel. Theater und Dichtung.

Eine lange Friedenszeit folgte auf die Kriege, welche nach dem Umsturz des französischen Staatswesens ganz Europa erschüttert hatten. Es war die Ruhe nach dem Gewitter, die Alle aufatmen machte, welchen auferlegt gewesen, die Sturmeszeit durchleben zu müssen. Kein Wunder, wenn man sich von folgewichtigen Unternehmungen jetzt zurückzog und sich nur Geschäften und Thätigkeiten widmete, mit denen man eine gemütliche Beschaulichkeit verknüpfen konnte. Die „gute alte Zeit", wie man sie später hieß, ist freilich heute mit dem Rosenschimmer einer willkürlichen Verklärung umgeben; allein ganz ohne Reiz der Poesie war sie, besonders im Vergleiche mit der Gegenwart, nicht. Nur damals, als man mit der Postkutsche fuhr, konnte ein Lenau die Stimmung zu seinem den „Postillon" verewigenden Lied finden:

„Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölkchen flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen."

Indem man dieses Gedicht liest, vermag man sich so recht in die Romantik jener Tage zu versetzen. Und will man die Illusion möglichst erhöhen, so ist es zweckförderlich, der Fahrt Lenaus in der Postkutsche eine Reise im Eisenbahncoupée der Gegenwert gegenüberzustellen. Keine Fabrikschlöte rauchten damals in den Silberglanz der Mondnacht, kein Pfiff der Lokomotive störte den Träumer, der, an den Ruinen der Bergschlösser vorüberfahrend, dieselben mit Burgfräulein und Edelknaben bevölkerte. Was noch mehr ist, keine Zudringlichkeit des Wettbewerbes, kein politisches Parteigezänke brachte in

die reine Seelenharmonie des Beschauers einen ständigen Mißton. Unser Volkstum war noch unverfälscht, Gemütlichkeit noch kein veralteter Begriff und galt auch außerhalb des deutschen Südens, dessen Bewohner damals das Entzücken nordischer Reisenden waren. Es gab noch Charaktere, durch keine Politik verdorben, und es gab auch noch Individualitäten. Damals gingen Karl von Holteis „Vagabunden“ ins Land, saßen die drei Zecher „im Schank zur goldnen Traube“ am Gelände des Rheins, und in der Kunst überwucherte nicht der Hautgout der Häßlichkeit die Weihe des ewig Schönen. Man freute sich noch am Ideal, wie es der Brauch gewesen war, so lange man von einer Kunst wußte. Die Klassiker wurden nach ihrer Blüte von den Romantikern abgelöst, in der Malerei wie in der Poesie, ohne daß man der erstern ganz vergessen hätte.

Diese Zeit des Friedens hatte allerdings etwas von der Ruhe „der Maiennacht“; allein sie war für die Urninge immerhin eine Zeit der Ruhe. Man hörte nichts oder wenig von Verfolgung der Übergangsmenschen. Die Urninge lebten nicht eingezogener als jetzt; allein die Furie des Hasses wandelte noch nicht so breitspurig auf den Straßen der Öffentlichkeit wie in der Gegenwart. Der skandalsüchtige Teil der Presse nahm noch nicht Veranlassung, bei jedem ruchbar gewordenen Falle die alten Mißverständnisse zu wiederholen, neue hinzuzufügen und auf Kosten der armen Urninge die eigenen Blößen mit dem Tugendmantel der Zucht und frommen Sitte zu umhüllen. Ruhe war es, die den unverstandenen Urning, auch wenn er den breiteren Schichten des Volkes angehörte, auf seinem Lebensweg umgab; die Urninge der obern Zehntausend wurden ohnehin nicht behelligt. Der hohe Adel und Offiziersstand, geistliche und weltliche Würdenträger lieferten unausgesetzt ein Kontingent zu den Söhnen des Eros. Sie alle entzogen sich in mehr als dieser Beziehung der Kritik; in einer Sache aber, von „der man nicht einmal reden konnte,“ erfreuten sie sich dieses Vorteils doppelt. Unruhige Geister, aufgeklärte Köpfe aus dem Mittelstand, denen derselbe nicht

einmal einfach zu teil ward, entzogen sich, wie Karl Postel, der spätere Sealsfield, dem Drucke durch freiwillige — oder unfreiwillige Flucht nach der neuen Welt.

Eine Stätte gab es, die für künstlerisch veranlagte Erossöhne gleichsam neutraler Boden im Daseinskampfe war. Hier hörte man zuweilen sich von „sonderbaren Schwärmern“ mit klassischen Neigungen zuflüstern; aber sie blieben, insbesondere wenn sie den Nimbus des Ruhmes mit ihrem Namen verbanden, vor lauten und folgenschweren Anschuldigungen gesichert. Diese Stätte war das Theater. Das Theater hat, so lange man von einem solchen sprechen kann, eine Freistätte gebildet, auf welcher Urninge ihr Künstlertum bethätigen konnten und vor dem Scheitern in einem andern, ihnen nicht zusagenden Beruf bewahrt wurden. Das bereits erwähnte Buch „Die Enterbten des Liebesglücks“ oder „Das dritte Geschlecht“ gewährt einen tiefen Einblick in das Seelenleben Derjenigen, welche unter dem Drucke der Seelenhermaphrodisie leiden. In diesem Buche ruft De Joux, der Verfasser, aus: „Wohl dem Urning, wenn er ein Künstler ist! Zum Künstlertum drängt und treibt ihn der gährende, aufstachelnde Hader in seinem Innern. Die Doppelseele geht oft mit einem recht künstlerischen Naturell Hand in Hand. Die Eitelkeit wird zum Ehrgeiz und langt nach dem Lorbeer. Eine ganz merkwürdige Begabung zum Schauspieler kann man dem Urning nicht absprechen.“ Und nicht ohne Bitterkeit fügt der Verfasser bei: „Ein Talent zur Verstellung scheint ihm wie — den Frauen zur Waffe von der Natur verliehen zu sein.“

Einer der hervorragendsten Urninge unter den Schauspielern, dessen Blüte freilich schon in frühere Zeit zurückreicht, der aber bis in die Mitte des Jahrhunderts hinein unter seinen Nachfolgern Schule gemacht, war August Wilhelm Iffland. Goethe wie Schiller sind einig im Lobe seines dramatischen Könnens als Dichter wie als ausübender Künstler. Mag man heute über das Altfränkische seiner Stücke lächeln, zu seiner Zeit entsprachen sie einem Bedürfnisse.

Ifflands Stücke beherrschten die Bühnen ganz Deutschlands, und kaum machte das Stück eines Klassikers — selbst die Wallensteintrilogie nicht — bei der Aufführung ein so volles Haus wie Ifflands „Jäger“ und „Hagestolze“. „Man kann lange warten,“ äußerte Goethe zu Eckermann, „bis ein paar so populäre Talente wie Iffland [und Kotzebue] wieder kommen.“ Über seine Darstellungskunst spricht sich ein Zeitgenosse, der als Dramaturg und Dichter [eines „Faust“] bekannte August Klingemann in einem Brief vom 6. September 1806 u. A. folgendermaßen aus: „Wir haben hier (in Braunschweig) eine recht interessante Messe gehabt: Iffland: Das ist genug. Er hat uns herzerhebende Augenblicke verschafft, besonders als Komiker ist er unerreichbar. Sein Bittermann (in „Menschenhaß und Reue“) ist so schalkhaft, und dann wieder so wahr — und dann wieder so kunstgerecht, daß ich aufrichtig gestehe: Die Kritik scheitert daran.“ Eine Hauptrolle, die Iffland gleichsam kreierte, war Schillers Wallenstein, die er bei der ersten Aufführung 1798 in Weimar spielte. Nicht minder hochachtbar denn als Künstler war Iffland nach der rein menschlichen Seite betrachtet. Direktor des Nationaltheaters in Berlin geworden regte er als Erster die Gründung einer Pensionsanstalt für berufsunfähig gewordene Schauspieler an. Ein Hauptcharakterzug an ihm war die — fast allen Urningen eigene — Versöhnlichkeit. Diese bekundete er seinem großen Rivalen Schröder in Hamburg sowie seinem älteren Bruder gegenüber, der ihn in der Jugend hart behandelt hatte. Bei einem Familienfeste desselben trat er, der berühmt Gewordene, nach jahrelanger Trennung plötzlich und unerwartet in den Kreis und erhöhte den Jubel des Festes. Den Freunden war er treu ergeben; in den Tagen der Not konnte man auf ihn rechnen.

Sein Eintritt in die Ehe könnte an seiner Sonderart als Urning zweifeln machen; aber er geschah gleichsam wider willen und war auch nichts weiter als die Folge seiner ihm zur Natur gewordenen Opferbereitschaft. Friedrich Ludwig Schmidt

erzählt in seinen „Denkwürdigkeiten“: „Iffland beobachtet an Höfen, [in die er eingeladen war], gern die vielerlei Gestalten unter der Dienerschaft, woher sich denn so manche treffende Figur in seinen Spielen schreibt. So knüpfte er in Mannheim unter andern Hofbekanntschaften auch diejenige einer Demoiselle Greum, Kammerfräulein der Kurfürstin, späteren Königin von Bayern, an. Die Kurfürstin, eifersüchtig auf ihren Gemahl, der kleine Abenteuer liebte mit Schauspielerinnen, benutzte Ifflands öftere Anwesenheit in der Antichambre, um nähere Erkundigungen über den Kurfürsten einzuziehen. Diesem blieb das nicht verborgen. Einst überraschte er Iffland bei seiner Gemahlin und dem Kammerfräulein. „Was machen Sie hier?“ fragte er. Iffland, um sich herauszuhelfen, stottert die listige Antwort, er liebe das Kammerfräulein und habe die Kurfürstin um ihre gnädige Einwilligung gebeten. „Die sei Ihnen gewährt!“ antwortete der Kurfürst, und auf der Stelle ward Ifflands Verlobung öffentlich bekannt gemacht.“ — Wie eine solche Ehe sich gestaltet, kann man sich mühelos denken; doch war sie, nach außen hin, keineswegs unglücklich zu nennen. In die Verfassung seines Gemütslebens gestattet im übrigen ein Brief, den er an den nämlichen Ludwig Schmidt, damals Schauspieler in Magdeburg, aus Berlin gerichtet hat, einen Einblick. Insbesondere überrascht uns in demselben eine Neigung zur Melancholie, die ja häufig ein Erbteil der Erossöhne ist, die aber bei einem der komischen Kraft so fähigen Menschen wie Iffland doch Wunder nehmen muß. „Ich danke Ihnen,“ schreibt er u. a., „herzlich für Alles, was Sie mir gewesen sind und was in Ihrem Innern mir bleibt. Mühsam war mein Dortsein (in Magdeburg, wo er gastiert hatte) aber doch hat das Ganze einen sehr angenehmen Eindruck in mir zurückgelassen. Die Höflichkeit der Gesellschaft, die Ruhe und Unterscheidung im Publikum, der richtige Ton der Darstellungen, der Friede in meiner Wohnung, einige Spaziergänge und Fahrten, wo stilles Leben uns umgab, einige ganz einsame Spaziergänge um den Dom herum — besonders ein

Memento mori, wo ich nachmittags allein in den Kreuzgängen war und, zwar das letzte Ende des Menschenuhrwerks oder, wo seine Räder wieder eingreifen werden, nicht erfuhr noch ahnen konnte, aber wo es mir unter den Ausruhenden doch gar nicht unheimlich war, dann das Gewühl beim Tagesverkehr in den engen Gassen, wo man wie eine Maske im bunten Contretanz des Lebens umhergetrieben wird, wo ich zuerst den Gedanken aufgriff, das ganze Leben wie einen Ball zu nehmen, wo man dann sich recht wohlgefällt, wenn man ohne Falsch das Seine thut, daß Andere sich wohlgefallen — Alles das hat mir in der Stille sehr wohl gethan." — Bei dieser Neigung zur Weichheit that er trotzdem als Patriot seine Pflicht. Hatte er doch noch ein Jahr vor seinem im Jahre 1814 erfolgten Tode, als 54jähriger Mann und trotzdem er schon sehr leidend war, im Vereine mit Fichte und Schleiermacher im Tiergarten exerciert, daß ihm der Schweiß von der Stirne lief! Beim Landsturm, wo Alles aufstand, was gesund war, wollte er nicht zurückbleiben. Brechenden Auges sah er sein Vaterland befreit; ihn befreite der Tod von dem Drucke, der auf jedem Erosjünger lastet. Der Ruf aber, ein solcher gewesen zu sein, ist unsterblich mit seinem Andenken verknüpft, wie es sich insbesondere im Bühnenvolke erhält und fortdauert — bis heute.

Nicht mit dem Glanze des Ruhmes, weder absichtlich noch unfreiwillig, suchte seine Urningsnatur ein anderer großer Schauspieler zu decken, der auch sonst wenig mit Iffland gemeinsam hat. Es ist dies der im J. 1798 zu Hamburg geborne Wilhelm Kunst. Er war mehr ein Übermann als ein Unmann und unterschied sich hiedurch wesentlich und vorteilhaft von der Mehrzahl der Urninge. Eine athletische Gestalt, ein ausdrucksvoller Kopf und ein Organ wie Glockenton waren die Requisiten, welche ihn zu einem Heldenliebhaber wie geschaffen machten. Sein mimisches Talent wird mit einem Edelstein verglichen, dem nur der Schliff fehlte. In wunderlichem Gegensatz zu seinen Namen, sagt Friedrich Lud-

wig Schmidt, lag ihm nichts ferner als die Kunst; nur die Natur in ihrer Kraft und Fülle war seine Sache. Sein an sich schon abenteuerliches Leben, das ihn von Bühne zu Bühne in Deutschland führte, brachte ihn durch die Zügellosigkeit, mit welcher er seiner Urningsneigung folgte, auch bei solchen Menschen, die keine Sittenrichter waren, in schlimmen Ruf. In seiner Blütezeit, wenn er reichlich Geld verdiente, streute er dasselbe nach Art des Genies, mit vollen Händen aus. In den Tagen der Not hatte er dann so wenig, daß er, um z. B. den Fuhrlohn einer Droschke nach dem Theater zu bezahlen, dem Kutscher sein seidenes Halstuch bot! Auf kurze Zeit hielt ihn Sophie Schröder, die große Tragödin, welche sich in den schönen Mann verliebt und denselben zu sich genommen hatte, in Schranken. Einen Glanzpunkt in seinem Leben bietet denn auch das Gastspiel des Paares, das es im J. 1826 in Hamburg gab. Man erinnerte sich noch der kaum erst verflossenen Tage, wo Kunst auf einem Winkeltheater in der Vorstadt St. Georg seine ersten Versuche gemacht, und freute sich, den Landsmann auf der größten Bühne der Stadt nun als gereifteren Künstler zu sehen. Seine Hauptrollen waren „Otto von Wittelsbach“ in dem gleichnamigen, damals mit viel Erfolg aufgeführten Schauspiels von Babo und der „Faust“ in dem bereits erwähnten Stücke von Klingemann. Nicht lange währte übrigens das Zusammensein mit Sophie Schröder; ihr selbst geschah wohl nur ein Gefallen, als Kunst, der sie und sich selbst getäuscht hatte, plötzlich auf und davon ging. Es begann wieder ein Abenteuerleben der bedenklichsten Art. Als die Schönheit seiner Erscheinung nicht mehr vorhielt und er lediglich durch die elementare Kraft der Natur wirken wollte, unterlag er der Gefahr, ein Coulissenreißer zu werden. Es ging im nächsten Jahrzehnte zusehends abwärts mit seinen Leistungen, natürlich auch mit seinem Ruhme und mit seinem Gelde. Während sich Iffland stets auch auf die ökonomische Seite des Lebens verstanden hatte und über ein namhaftes Vermögen verfügte, mußte Wilhelm Kunst gegen das Ende

seines Lebens am Hungertuche nagen und starb im Elend (zu Wien 1859).

Ein Seitenstück zu dieser Laufbahn, aber ein Seitenstück, das an erfreulichen Episoden ungleich reicher als dieselbe ist, bildet das Leben des Schauspielers und Dichters Emil Mario Vacano. Es ist ein überaus eigenartiges Erdenwallen, das diesem Menschen — nicht ganz gegen seinen Willen — beschieden war. „Selten hat ein Erdensohn so viele Huldigungen, so viel Gunst, aber auch so viel Haß von den Menschen und vom Schicksal erfahren, selten einer so viel prickelnden Champagner und so viel gallenbittern Essig verschluckt wie Vacano," sagt einer seiner Vertrauten. „Erst Freiwilliger beim Militär, dann Laienbruder in einem katholischen Kloster; dann wieder Mitglied einer Cirkustruppe, aber nicht als Mann, sondern als Manege-Reiterin!" — Diese so auffällig erscheinende Thatsache steht durchaus nicht vereinzelt da. In manchem Ballet tanzen, so lange es die Jahre erlauben, Wesen mit, die scheinbar Mädchen sind, und äußerlich doch dem männlichen Geschlechte angehören. Wenn eine gewisse Reife eintritt, müssen sie freilich die Arena, wo sie manchen „Anbeter" getäuscht haben mögen, verlassen und sich einem Fache zuwenden, wo sie, bei gleicher Außenerscheinung, eine mildere Kritik erfahren: dem Fache der sog. Damenimitatoren. — Übrigens sind, was den Zirkus anlangt, unter den männlichen Koryphäen auch solche gefunden worden, welche sowohl in ihren Kunstleistungen als in ihrer Außenerscheinung sich als Männer gaben und gleichwohl seelische Hermaphroditen waren.

Nach äußerst stürmischen Wanderjahren siegte der Ernst in Vacanos Wesen, und das Talent zur Schriftstellerei brachte ihm manche hübsche Summe ein, die er aber, gleich Wilhelm Kunst, ebenso schnell wieder zerrinnen ließ, als sie gewonnen war. Sein Lebensabend verlief gleichfalls getrübt. Eine tiefe Melancholie bemächtigte sich des sonst so frohsinnigen Mannes, und arm, bloß der Hilfe eines thatkräftigen Freundes gewiß, der ihm Gastfreundschaft bot, verließ er die Schaubühne der Welt, auf welcher er so vielgestaltige Rollen gespielt hatte.

Streiflichter auf urnische Erscheinungen in der Artistenwelt läßt auch der ebenso als Schauspieler wie als Dichter wirkende gemütvolle Karl von Holtei fallen in seinem Romane „Die Vagabunden." Einen reinen Urningsroman gab er in seiner düstern Erzählung „Schwarzbachwaldau." Deshalb wird er von den Urningen, nicht mit Unrecht, zu den Ihrigen gezählt. Auch das Leben Carl von Holteis selbst, wie es seine näheren Freunde kannten, gibt hiefür manchen Anhaltspunkt. Ebenso erinnert der talentvolle Schauspieler Hermann Hendrichs — wenn man von einem abenteuerlichen Leben absieht, vielfach an Wilhelm Kunst, — und nicht nur inbezug auf seine Lieblingsrollen, seine Darstellungsmittel und seine Wanderlust. Während seiner Gastspielreisen errang auch er ungewöhnliche Erfolge, besonders — für Urninge allerdings nichts Merkwürdiges — bei der Frauenwelt. Hendrichs war Meister in Rollen, wo er gleich Wilhelm Kunst seine elementare Kraft einsetzen konnte, wie im ‚Tell' oder als „Graf von Strahl." In der Tradition der Bühnenangehörigen bildet er auch inbezug auf die Geschlechtspsyche ein Seitenstück zu Wilhelm Kunst, der nicht minder die Frauen berückt hatte.

So könnten aus der Welt der Bretter noch hundert Namen angeführt werden. Aber wie die Nachwelt dem Mimen als solchem keine Kränze flicht, so verhallt mit dem Klange seines Ruhmes bald auch der Ruf seines außergewöhnlichen Geschlechts.

Anders bei dem urnischen Dichter, dessen durch die Schrift festgehaltenes Wort eine längere Dauer verbürgt. Mit diesem erhält sich der Ruf von seiner Geschlechtsnatur. Ein Theaterdichter war es denn auch, dessen Andenken mit dem zweifelhaften Ruhme dieses Lorbeers bekränzt ist, — außerhalb der Theaterwelt wie auf den Brettern — und an dem sich diese Thatsache mit treuer Beharrlichkeit erprobt. „In dem Verfasser der ‚Deborah' vereinigte sich," wie De Joux sagt, „mit der dichterischen Anlage ein tiefes sinniges Gemüt, ein weichgeprägter Charakter. Salomon Mosenthal war der richtige Problemsmensch, ein Poet, der zwar nicht

wie Kleist und Lenau eine stumme Tragödie mit sich herumtrug, der sich mit diesen an Gehalt und Tiefe auch nicht messen durfte, aber immerhin ein Dichter mit stets vibrierender Seele, die freilich kraft ihrer Urningsnatur meist nur empfindsame Seelen fesselt. Mosenthal war glücklich; denn er liebte mit der Vollkraft seiner Frauenseele einen bedeutend jüngern Mann, den Bruder eines hervorragenden Sängers, in dessen Armen er seinen letzten Seufzer aushauchte."

Zwar kein Bühnenschriftsteller, aber eine Zeitlang selbst Schauspieler, war Mosenthals österreichischer Landsmann, der Freiherr A. von Klesheim, dessen hermaphroditische Anlage zu dichterischen Ergüssen drängte. Er beschränkte sich auf das lyrische Fach und zwar auf das noch engere Gebiet der Dialektdichtung, welche besonders geeignet ist, den frischen Ton des Volkes zu treffen, das Klesheim ja über alles liebte. Mit seinen „Schwarzblattln aus dem Wiener Wald" reiste er als wandernder Rhapsode durch einen großen Teil Deutschlands und der österreichischen Monarchie, sich mit bescheidenem Erfolge begnügend.

Einer Dichtererscheinung ebenfalls aus Oesterreich müssen wir hier erwähnen, die zwar in entfernterer Beziehung zu den Genannten steht, aber in einer Erzählung, „Die Liebe des Plato", das Gebiet unserer Betrachtungen kräftig streift. Sacher-Masoch will in derselben die unselige Macht der Liebe darstellen, und nebenbei den hermaphroditischen Zug in seinem Helden beleuchten. Es handelt sich zunächst um ein Weib, das um jeden Preis sinnlich berauschen will, und dem der geistige Zauber nicht genügt. Der „junge Plato," der Held des Romans, sieht in dem Weibe etwas Feindseliges; es steht in seinem sinnlichen Wesen ihm fremdartig gegenüber, wie die unbeseelte Natur. Beide sind ihm gleich anziehend und beide gleich unheimlich. Dagegen hält er mit dem alten Philosophen die an der Seele haftende Schönheit für kostbarer als die leibliche. Das Weib, eine junge Gräfin, sucht ihn nun — in männlicher Verkleidung zu gewinnen; der Held schwärmt in

der That für die Freundschaft zu „seinem Anatole," bis dieser die Maske abwirft, worauf der junge Plato das Weib von sich stoßt. (Rud. Gottschall.)

Der Verfasser von „Das dritte Geschlecht" rechnet auch, wie bereits angedeutet, die Dichter Heinrich von Kleist und Nikolaus Lenau zu den Urningen. Uns erscheint die Neigung zu Melancholie und der Ausdruck des Unbefriedigtseins, die an beiden Künstlern wahrgenommen werden, und die für de Joux' Behauptung die Grundlage bilden, nicht für hinreichend zu einer solchen Aufstellung. Der häßliche Brief Kleists an Iffland: „Ich höre, daß mein Käthchen von Heilbronn Ihnen nicht gefällt. Wenn es ein Junge wäre, würde es Ihnen wohl besser gefallen." — spricht direkt gegen Kleists Verständnis für Urningtum. Allerdings ist so viel wie erwiesen, daß nicht die Liebe zu der Dame, mit welcher der Erstere in den Tod ging, die Ursache des Selbstmordes war. Der Graf Friedrich von Schack z. B., — welcher übrigens Kleist bedeutsamerweise mehrmals als mit Platen kongenial bezeichnet, — läßt als Ursache nur den Verdruß über die Teilnahmlosigkeit des Publikums gelten. — Überzeugender behauptet de Joux von einem andern Selbstmord, mit dem sich die Literaturgeschichte befaßt, daß eine gewisse Geschlechtsanomalie in derselben hereingespielt habe. Während erzählt zu werden pflegt, daß Charlotte Stieglitz, die sich im Jahre 1834 erdolchte, aus Liebe zu ihrem Manne Selbstmord verübte, läßt de Joux wahrscheinlich sein, daß dies eher aus einem gegenteiligen Grunde geschehen sei. Ein Brief Wundts vom Jahre 1835 besage nämlich, daß die That weniger wegen der geistigen als der physischen Energielosigkeit des Heinrich Stieglitz erfolgte. In der That erschien auch nach dem Selbstmorde der Gattin kein großes Geisteswerk des Gatten mehr.

Was nun Lenau betrifft, so ist unsers Erachtens nicht einmal das Motiv der Unzufriedenheit über die Teilnahmlosigkeit des Publikums wahrzunehmen. Lenau hatte sich hierüber nicht zu beklagen. Auch von einer ausgesprochenen Gleich-

giltigkeit gegen das Weib können wir in seinem Lebensbilde nichts wahrnehmen, dagegen atmen die Briefe an seine Braut Sophie Löwenthal die Glut der Liebe, wie wir sie an Normalen gewöhnt sind. Daß er kurz vor seiner Vermählung vom Wahnsinn befallen wurde, ist eine Thatsache, die häufig auch bei Nichturningen beobachtet wird und sich hinlänglich aus der schon Jahre lang vorher bestehenden nervosen Überreizung erklären läßt.

In der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung," Nr. 207 vom 9. September 1895 entwirft Dr. J. Sadger ein pathologisches Lebensbild von Lenau, in welchem er ihn als Hereditarier hinstellt. Der Verfasser übergeht keinen Umstand, der einen wesentlichen Zug in dem Bilde bedeutet, und scheut sich nicht, die diskretesten Punkte im Leben des Dichters zu berühren.

Allein von einer mannmännlichen Liebesneigung weiß auch er nichts zu berichten, vielmehr ist das von ihm gezeichnete Lebensbild geeignet, den Beweis von einer starken Leidenschaft für das Weib zu liefern. So erfahren wir, daß Lenau lange vor seiner Braut eine Unwürdige, allerdings ohne es zu ahnen, geliebt hatte und den Trennungsschmerz kaum verwinden konnte. Wir erfahren, daß eine weitere Verbindung, mit dem sog. Schilflottchen, ihm nicht mindere Liebesschmerzen bereitete. „Mein liebes Lottchen," ruft er aus, „o, daß ich ihr nicht entsagen müßte! So gibt es kein Mädchen mehr! Sie ist anbetungswürdig! Genug, ich werde sie ewig lieben, wenn anders ich ewig lebe." Seine Liebe zu der geistreichen Sophie Löwenthal ist ohnehin bekannt, und es soll hier nur das derselben gemachte Geständnis des Dichters wiederholt werden. „Kein Mensch versteht mich so wie Sie. Sie waren mir immer das nächste Herz auf Erden, Sie kennen meine tiefsten Geschicke. Sie sind mein Stern, zu dem ich in jedem Sturme aufblicke." Solche Geständnisse macht kein Urning einem Weibe.

Gleichwohl entbehrt das Lebensbild nicht weniger Momente, die uns ziemlich bedeutsam erscheinen. Nach Berichten seines Schwagers, Anton Schurz, der ihn geradezu feiert, gelang es

Lenau „spielend, nicht bloß bei Frauen glühende Liebe zu wecken, sondern auch bei kühlen, scharf und kritisch urteilenden Männern.“ Man braucht da bloß an die Neigung zu denken, die Uhland, Körner, Schwab und Pfizer ihm entgegenbrachten. Der Dichter Karl Mayer hatte nach Lenaus eigenem Zeugnis eine wahrhaft leidenschaftliche Liebe zu ihm gefaßt, und vom Grafen Auersberg berichtet Schurz: „Er ist ordentlich verliebt in Niembsch. Dieser dürfte ein Mädchen sein, so könnte es nicht ärger zugehen.“ Auch Emma Niendorf erzählt uns: „Es war stets Lenaus Loos, Eifersucht unter seinen Freunden zu entzünden.“ Aber er selbst auch konnte eifersüchtig sein auf seine Freunde. Als Pfizer einst Grüße von Uhland an Schwab, aber nicht an ihn brachte, schrieb er tief verletzt an Karl Mayer: „Das fiel mir auf, ich gestehe dir, sehr empfindlich. Ich liebe Uhland, wie es der Herrliche verdient, doch — nichts mehr.“ Freilich ist hier an keinerlei sinnliche Liebe zu denken; allein die Eifersucht ist immerhin eine mehr weibliche als männliche Eigenschaft, und das starke Freundschaftsbedürfnis, welches nicht zu bestreiten ist, keine ständige Begleiterscheinung der Mannespsyche. — Dr. Sadger erwähnt auch eines Umstandes, der auf Monosexualität, ähnlich wie bei dem unglücklichen Hölderlin, schließen läßt. In das Bereich der erblichen Belastung spielt das Symptom hinein, daß bei Lenau viel zu früh der Geschlechtstrieb erwachte, und der natürlich bei so jungen Menschen immer auf das Gebiet des nervenschwächenden Lasters führt.“ — Vielleicht hat der letztere Umstand dazu beigetragen, in de Joux die Idee von dem Urningtum Lenaus zu erwecken, zugleich eine Ansicht über die Entstehung der Urningsliebe, die wir nie und nimmer teilen könnten; das gemeine Laster ist eher eine Wirkung als eine Ursache des Urningtums.

Mit weit mehr Recht als bei Lenau hätte de Joux bei einem andern Dichter Schwabens, mit welchem Lande Lenaus dichterische Thätigkeit aufs engste verknüpft ist, eine Vermutung inbezug auf hermaphroditisches Empfinden aussprechen können. Dieser andere Dichter ist nicht nur ein Zeitgenosse Lenaus,

sondern gehört auch dessen engerem Freundeskreise an. Wir aber wollen hierüber nicht einmal eine Vermutung aussprechen. Wir beschränken uns darauf, bei dieser Gelegenheit an einem weitern Dichter des genannten Landes zu zeigen, wie die Freundschaft zu einem Manne einem feurigen edlen Jünglingsherzen ähnlich dem Friedrich Schillers zum Bedürfnis werden kann, und weisen deshalb auf Eduard Mörike hin, der als Jüngling einen außerordentlichen Freundschaftskultus trieb. Es will dies nicht wenig sagen, wenn man die Beziehungen kennt, wie sie bei einem Teil der „Stiftler“ herkömmlich sind. Geradezu leidenschaftlich erscheint die Neigung Mörikes zu seinem Freunde Hermann Hardegg in den Briefen, die er aus Tübingen im Jahre 1828 an seine Freunde Kauffmann und Mährlen schrieb. Gleichwohl sind wir weit entfernt, ihn im Sinne von de Joux aufzufassen, ja nicht einmal ihn neben Kleist und Lenau zu stellen. Mit mehr Recht könnten wir den Namen eines der vorzüglichsten Romanciers, der gerade in der Zeichnung von Mädchencharakteren Außerordentliches bot, an dieser Stelle erwähnen. Auch fiel uns häufig ein jüngst gestorbener Epiker auf, der gleich im Anfang seiner Novellen einen etwa 19jährigen, mit allen Gaben des Geistes und Körpers ausgestatteten Jüngling in gesetzmäßiger Gewohnheit auftreten läßt. Während bei letzterem *dieser* Umstand die Bedeutung eines Symptoms hat, ist es bei ersterem ein gegenteiliges Moment. Man kann sich bei demselben nicht denken, daß ein wahrer Mann so viel Intuition bezüglich der Frauenseele besitzen soll, wie sie zu der so vollendeten Wiedergabe der weiblichen Natur in den Kunstwerken des Dichters erforderlich ist.

Eine prüfende Revue anderer noch unter den Lebenden weilenden Dichter Deutschlands, *die nicht ohne Ausbeute wäre*, müssen wir aus naheliegenden Gründen unterlassen. —

Die angelsächsische Rasse Englands in ihrer Gesundheit und Frische hat stets die Mannesschönheit gewürdigt, wenn sie auch nicht immer die Männerliebe mit der ihr gebührenden Rücksichtnahme behandelt hat. In ihrer Literatur ist es daher

nichts Seltenes, wenn an Stelle des Weibes, das im öffentlichen Leben Englands eine außerordentliche Begünstigung erfährt, dem Manne oder vielmehr dem Jünglinge Verehrung gezollt wird. Dies ist namentlich der Fall bei dem Dichter Swinburne, dessen wir schon eingangs dieses Buches, zwar nicht wegen seiner Dichtungen, aber wegen seiner persönlichen Schönheit erwähnten. In seinen Dichtungen feiert er einen rätselhaften Zug des Menschenherzens im Stile jener geschlechtlosen Liebesklagen eines Kallimachus und Meleager, deren man so viele in der griechischen Mythologie findet. „Der geliebte Gegenstand“ ist in seinem ‚Erotion‘ z. B. „zu neuen Eroberungen und Aufregungen hinweggeeilt, und der Liebende kann dem Entfliehenden nur nachrufen:

„Verlaß mich nicht, doch wenn du willst, sei frei!
Lieb mich nicht mehr, doch sieh mich dir getreu!
Lieb, wo du willst, dein Glück dir zu erwerben,
Doch ich kann Ein's, was Liebe nicht kann, sterben!“

Eine andere Gruppe von Swinburnes „Gedichten und Balladen“ läßt sich als Monodramen aus der spätern Zeit des römischen Reichs bezeichnen. Unter diesen finden wir einen „Hermaphroditos“ geradezu; das sind vier Sonette von ausgesuchter Feinheit und Anmut, eine träumerische Grübelei, die schwermütig frägt, welcher der Götter, müde der Menschengeschlechter, dies mackellose Zwitterwesen als eine bloße Trophäe unfruchtbarer Schönheit erschaffen habe. Es wird keine Antwort darauf erteilt, und die Liebe selbst, welche blind ist, wisse nichts davon.

Man behauptet, daß den plastischen Kunstwerken der Hellenen in ihren männlichen Antlitzen eine gewisse Trauer und Wehmut innewohne. Ebenso kann man sagen, daß demjenigen, der die Schönheit dieser Kunstwerke zu würdigen versteht, eine gewisse Tragik der Empfindung anhafte. Das haben nicht nur Dichter, sondern auch Maler, nichturnische wie andere, erfahren. Deshalb sagt Anselm Feuerbach, gewiß nicht zu den letztern zählend, in seiner Selbstbiographie: „Meine Geburt

war ein Unglück, weil meines Vaters Geist und Sinne damals (als er mir das Leben gab), ein klassisches Kunstwerk erfüllte, über welches er seinerseits ein klassisches Buch schrieb; ich meine den ‚Vatikanischen Apollo'. So wurde mir recht eigentlich die Klassizität mit der Muttermilch eingetränkt, eine Klassizität — so deutet Feuerbach sie um — auf menschlich Wahres und Großes gerichtet, die nun auch nicht verfehlte, mein Leben zu einem hoffnungslosen Kampfe gegen meine Zeit zu gestalten."

Mehr als Feuerbach, dessen Klassizität dem Weibe galt, geben die Maler Leopold Robert und Ernst Meissonier in ihren Werken der Mannesschönheit Ausdruck, so jener in den weltbekannten „Römischen Schnittern," mit bezug auf welche Fr. Vischer sagen konnte: „Aus jedem römischen Bauernburschen kann ein Cincinnatus werden." Wundert man sich angesichts eines solchen Lobes, daß ein Fürst Italiens, der König Ferdinand IV. von Neapel, auf dem vertrautesten Fuße mit den Söhnen seines Volkes stand, und daß der gelehrte Cardinal Maurus Capellari seinen Barbierjungen, nachdem er als Gregor XVI. Papst geworden, zu seinem ersten Kammerdiener ernannte und zu sich nahm?

Der gute Geschmack hat die Mannesschönheit nie verachtet; der Feinsinn gab ihr stets den Vorzug, selbst da, wo man durchaus normal fühlte und dem weiblichen Geschlechte ergeben war. Maler und Schriftsteller von Bedeutung haben die Männer stets mit anderen Augen angesehen als es in der Werktäglichkeit der großen Welt geschieht. Wo aber ist Geschmack und Feinsinn erforderlicher als in der Kunst der Menschendarsteller? Wie jene Eigenschaften zu dieser Kunst befähigten, so befähigt das Urningtum zu Geschmack und Feinsinn. Deshalb also finden sich so viele Urninge unter den Menschendarstellern, und de Joux hat Recht, wenn er dieselben die geborenen Schauspieler nennt.

In nicht geringerm Grade kommt die Seelenhermaphrodisie demjenigen Künstler, dessen Interpret eben der Schauspieler ist, dem dramatischen Dichter zu statten. Die Zeit, von der

wir im Vorstehenden gehandelt haben, brachte manchen solchen hervor, keinen größern als jenen, dessen Urningtum der nämliche Autor in seinem mehrfach erwähnten Buche „Die Enterbten des Liebesglückes“ (Leipzig bei Max Spohr) mit größter Wahrscheinlichkeit nachgewiesen hat. Und damit kommen wir auf jenen Mann zu sprechen, den wir im Anschluß an Diederich Gries eine „beschauliche Natur“ nannten, der aber durch seine Schöpfungen nicht nur auf seine Zeit, sondern bis auf die Gegenwart unmittelbar eingewirkt hat. Es ist ein Dichter, in welchem die Richtungen der Romantik und des Klassizismus zusammentrafen, und in welchem der veredeltste Geschmack mit der strengsten Achtung vor den Gesetzen der Kunst vereinigt waren; es ist der Dichter, welcher sich mit berechtigtem Stolze selbst neben die Größten seiner Nation stellen durfte: Franz Grillparzer. Erst in jüngster Zeit hat man, ähnlich einem Denkmal aus vergangenen Tagen, das aus dem Schutte gegraben wird, in ihm das Bild eines großen Menschen ans Tageslicht gezogen, eines Menschen, der durchs Leben ging in seiner Denk- und Gefühlsweise völlig unerkannt, wie in seiner Bedeutung als Dichter nicht genugsam gewürdigt.

4. Kapitel. Franz Grillparzer.

Nach einer Vergleichung edler Dichter und Urninge mit einem chemischen Vorgange, wonach aus schwarzem Steinkohlentheer die glänzendsten Farben, die feinsten Wohlgerüche erzeugt werden, heißt es in dem Werke von de Joux: „Wie furchtbar schwer beispielsweise der berühmte österreichische Dichter Franz Grillparzer, ungeachtet seiner Größe, mit dem Urningtume rang, wie sehr ihm dasselbe das ganze Dasein vergiftete, wurde erst in jüngster Zeit offenbar,

als dessen Selbstbekenntnisse teilweise zur Veröffentlichung gelangten. (Jahrbücher der Grillparzer-Gesellschaft, redigiert von Dr. Glossy, Wien). Diese Tagebuchblätter eines großen Seelenandrogynen sind, wie alle Aufzeichnungen unglücklicher Urninge, ebenso interessant als unerfreulich; denn aus jeder Zeile spricht ein unglückseliges, von unheilbarem Seelenzwiste bedrücktes Menschenkind, dem kein wolkenloser Tag lächelt. Mitleid ist das erste und letzte Gefühl, welches diese Blätter wecken. ‚Ich lese Rousseaus Confessions', sagt Grillparzer, ‚und erschrecke, darin mich selbst zu finden.' Seit Rousseau haben auch wirklich nur wenige große Urninggeister gelebt, die so selbstquälerisch in sich hineingehorcht, so grausam ihre Seele durchwühlt hätten wie der Dichter des goldenen Vließes, der noch dazu in der Hauptstadt frohesten Lebensgenusses geboren war. Wie der große Franzose, schreibt auch der Sänger der Sappho eigentliche Selbstbekenntnisse; die er unter Schmerzen und Not sich selbst abfoltert. Für ihn gibt es nur Ein sehenswertes Schauspiel, nur Ein Ding, das seinen Scharfblick reizt, seine Beobachtung herausfordert, und das ist er selbst. Sein Ich stellt er über Alles, was da lebt und webt, nicht etwa, um darin sich zu sonnen, um es wie ein Altarbild zu bewundern und anzubeten, sondern um es zu befehden, zu verfolgen, um es halb zu tode zu martern, ganz wie der unglückliche Bayernkönig Ludwig II., welcher so lange am Urningtume litt, bis ihn die Nacht des Wahnsinns umfing."

Also de Joux. Wir unsrerseits vermögen, wenigstens so weit wir dieselben kennen, in dessen Selbstbekenntnissen keinen zwingenden Hinweis auf Urningsnatur zu erblicken. Allerdings erscheint dem Dichter in seinen Aufzeichnungen das Äußere des starken Geschlechtes nicht gleichgiltig, und gerne merkt er von einem jungen Manne, der ihm im Leben begegnete, an, wenn derselbe von hübscher Erscheinung war. Allein nirgends ist von einer wirklichen Liebe die Rede, und wo Grillparzer von Schönheit spricht, bezieht sich dies fast immer auf das Weib. Er läßt z. B. in seiner Beschreibung

einer Reise nach Italien keine Gelegenheit vorübergehen, um desbezügliche Bemerkungen zu machen. Von Perugia aus berichtet er z. B.: „die Weiber sind hier sehr hübsch, gut gebaut und haben vorzüglich schöne und volle Brüste." Und noch auf der gleichen Seite heißt es: „Was sind die Mädchen hier herum hübsch!" — So spricht kein Urning. Und man kann nicht sagen, daß ihn etwa der klassische Typus der italienischen Frauen als solcher angezogen habe; in gleiches Entzücken gerät er auch, wenn er von — Leipzig spricht. „Leipzig hat einen offenbaren Vorzug vor Dresden, nämlich die wunderbare Anzahl hübscher Mädchen, die hier auf den Straßen herumlaufen." Oder wenn er von Prag sagt: In der Judenstadt sah ich drei der schönsten Mädchen, die ich je gesehen, und alle drei offenbar Jüdinnen. Die Eine beinahe griechisch und ideal, die Andern menschlich, leiblich, fleischlich, was man will; aber äußerst hübsch."

Daß Grillparzer mit seinem Entzücken bloß der allgemeinen Übung, an die man sich so leicht gewöhnt, folgen oder mit Schilderung von Frauenschönheit nur der öffentlichen Meinung gerecht werden wollte, kann und soll nicht behauptet werden. Es frägt sich nur, ob die Schilderungen für die Öffentlichkeit bestimmt waren oder nicht. Waren sie es nicht, so sind sie ein Beweis gegen jedes urnische Fühlen; denn von einer rein ästhetischen Betrachtung kann bei solchen Ausdrücken nicht die Rede sein. Waren sie aber für die Öffentlichkeit bestimmt, so beweisen sie nichts für ein normales Empfinden und neben ihnen kann recht wohl urnisches Fühlen möglich sein. Was nun das „Tagebuch" anlangt, so hat dasselbe keinen zweifellos privaten Charakter. Es sollte die Grundlage für eine Publikation im eminenten Sinne des Wortes bilden: „Die Akademie", schreibt der Dichter in der Einleitung, „fordert mich (nunmehr zum drittenmale) auf, ihr meine Lebensumstände zum Behufe ihres Almanachs mitzuteilen. Ich will es versuchen; nur fürchte ich, wenn sich das Interesse daran einstellen sollte, zu weitläufig zu werden. Man kann ja später abkürzen." Das

Interesse muß sich in der That eingestellt haben; auch die intimsten, überhaupt in kein Almanach passenden Umstände werden erzählt, und selbst angenommen, daß der Autobiograph stets an die Öffentlichkeit dachte, so fällt dem tiefer schauenden Kennerauge doch manches (in den Bekenntnissen) auf. Der Dichter berichtet z. B. aus seiner Jugend, daß er in eine Theatersängerin verliebt gewesen sei; unsers Erachtens verringert sich der Triumph, den die „weibliche Schönheit“ über ihn feiert, sobald man liest, daß Grillparzer sie nur auf der Bühne gesehen, ferner daß zu dem Triumph die „Verklärung durch die herrliche Musik“ beigetragen habe, und endlich, daß die Sängerin in der Hosenrolle des Cherubin in Mozarts Figaro aufgetreten sei. Ähnliches finden wir bei dem bereits erwähnten Berichte von jenen schönen Mädchen aus der Nähe von Perugia. Nachdem Grillparzer ausgerufen: Was sind die Mädchen hier herum hübsch! heißt es sofort: „Hier fangen sie auch schon an, nach Art der Florentinnerinnen schwarze runde Männerhüte zu tragen, aber noch lange nicht so elegant, ohne Band und Federstrauß.“ Auch kommt die männliche Schönheit selbst zuweilen zu Ehren. Als der Dichter in Rom im Studio Thorwaldsens verweilt, den er weit über den das Weib verherrlichenden Canova stellt, da vergißt er sich fast bei Schilderung des „Ganymed“ und des „Hirtenknaben“. Von jenem, dem Ganymed, heißt es: „Die Formen (sind) schmächtig, jugendlich, beinahe dünn und doch wie reizend, gerade durch die keusche Behandlung reizend! Welche himmlische Unschuld in dem ganzen Knaben, der auf nichts anderes denkt als sein Geschäft und in genügsamer Geduld wartet, bis das gierige Thier genug getrunken hat. Und dagegen der Adler mit seinem gierigen Auge, als ob er Trank, Schale und Knaben mit Einem Zuge verschlingen wollte, in herrlichem Kontrast mit dem sanften Kinde.“ — Und vom Hirtenknaben wird gesagt: „Derselbe, wahrscheinlich auch ein Ganymed, mit der Rechten seinen Fuß nachlässig umfassend, die Linke hinter sich aufgestemmt und unschuldig, halb gedankenlos

vor sich in die Welt blickend, weicht dem andern kaum an Schönheit. Ich habe durchaus in meinem Leben nichts gesehen, was in dieser Gattung jenen beiden Statuen die Wage halten könnte.“ Über die Briseis und eine Venus im Studio geht er dagegen kurz hinweg. Andrerseits fesselt ihn wieder ein Herkules und Achilles, „der blühende Bettgenosse“ der Briseis. Von dem Triumphzug des Alexander berichtet das Tagebuch: „Diese Krieger, immer verschieden und nur an Schönheit sich gleich, diese Pferde, diese Kinder voll unschuldiger Bewußtlosigkeit, diese Viktoria, diese Griechen, diese Perser, — was helfen da Worte, wo man kaum dem Sehen traut!“

Aber kaum hat man einen solchen Ausruf in Grillparzers Bekenntnissen und sonstigen Aufzeichnungen vernommen und sich in der Vermutung des Urningtums bestärkt, als man sofort wieder auf eine Stelle gerät, welche laut gegen eine solche Annahme protestiert. Nach dieser Seite hin erscheint uns am meisten charakteristisch die Art, wie Grillparzer über Shakespeares Sonette urteilt. Shakespeares Sonette sind dem Urning das heiligste literarische Unterpfand für die Berechtigung seiner Gefühle. Wer sich gegen diese Sonette ausspricht, kann kein Freund dieser Gefühle, und noch weniger ein Naturgenosse sein, er müßte denn absichtlich gelogen haben. Und da liest man nun in Grillparzers „Studien zur englischen Literatur“: Man sollte überhaupt diese Sonette auf sich beruhen lassen. Sie können Shakespeares Ruhm nichts beifügen und, aufs beste gedeutet, nur Bedauern erwecken. Vor allem soll man sie nicht übersetzen. Man überlasse sie den Literatoren, deren Straußenmagen Alles verdaut.“ — Auch von Platen war Grillparzer kein Freund, obwohl sich die Äußerung seiner Abneigung bloß auf dessen Geistesprodukte als solche erstreckt. — Von Grillparzers Tagebüchern kann man indes weder sagen, daß sie offen, noch daß sie unaufrichtig sind. Bei seinem Wahrheitsdrang, der mit dem Drang der Mitteilung über sein Gemütsleben gepaart war und sich begnügte, auf dem Papier zum Ausdrucke zu kommen, verschmähte er allerdings den Trug;

aber bei der nicht nur in erotischen, sondern auch in poetischen Dingen gegen sich selbst geübten Diskretion und mehr noch bei der nur allzu begreiflichen Scheu vor den Menschen verhüllt er die Wahrheit gerne in den Schleier des Geheimnisvollen und Rätselhaften. Charakteristisch erscheint uns in dieser Hinsicht ein Gedicht, das einzige, das in sein „Tagebuch auf der Reise nach Frankreich und England 1836“ eingetragen ist.

„Einst ist, was altersgraue Zeiten lehren,
Und lehrt der Morgen, der erst heut getagt:
Des Menschen ew'ges Schicksal heißt entbehren,
Und kein Besitz, — als den du dir versagt.

Der laute Tag, verlebt in froher Stunde —
Beim heitern Fest genippter Götterwein —
Des Theuren Kuß auf deinem heißen Munde —
Dein wär's? — Sieh zu! ob du vielmehr nicht sein.

Nur, was du abweist, kann dir wiederkehren,
Nur, was du denkst, ist dein; drum du bist's, es ist du;
D'rum laß gefaßt ein Aeußres uns entbehren:
In Selbstbewahrung liegt zuletzt die Ruh.“

Läßt schon die in dem Gedichte ausgesprochene Resignation, sowie die Exemplifikation durch „des Theuren Kuß“ keinen Schluß auf die gewöhnliche Liebe zu, so steigert sich noch die Bedeutung dieses Umstandes, wenn man die Worte des Dichters liest, mit denen er das Gedicht einführt: „Ich weiß nicht, warum ich mir einbilde, Eine Person müsse sich eben jetzt in Paris (wo er damals weilte) finden. Ich sehe mich auf allen Straßen um und erschrecke manchmal. Und doch ist es ein Unsinn — Herzlosigkeit und ein Raum von 300 Meilen liegt dazwischen.“

Warum das doppelsinnige Femininum eine „Person“ und nicht gleich eine „Dame?“ —

Was soll man aber erst zu des Dichters Haltung gegenüber Marie Piquot sagen, einem nach seinem eigenen Urteil „höchst geistreichen, gebildeten, guten Mädchen, das, wenn auch nicht gerade schön, doch durch ihren über allen Ausdruck schönen

Wuchs auch äußerlich Vorzüge genug besaß?“ Sie war in ihn derart verliebt, daß sie, als sie keine Gegenliebe erfuhr, erkrankte und an gebrochenem Herzen starb. Und Grillparzer hatte von ihrer Liebe gar keine Ahnung! Ja, als ihm die Mutter Mariens gramgebeugt die Todesnachricht mitteilte, blieb er vollkommen kalt. „Ich habe“, sagt er selbst, „diese Verstocktheit oft mit innerlichem Grauen an mir bemerkt.“ An einer andern Stelle bekennt er mit mehr als staunenswerter Offenheit: „Ich habe auf diese Art bei Weibern schon oft die Rolle des Betrügers gespielt, das Unglück von drei Frauenzimmern von starkem Charakter gemacht.“

Wenn wir nun von den Privataufzeichnungen unseres Dichters absehen und uns seinen eigentlichen Werken zuwenden, so finden wir zunächst nichts, was auf eine besondere Geschlechtsveranlagung folgern ließe. Namentlich unterscheiden sich seine dramatischen Charaktere durchaus nicht von denjenigen anderer Dichter gleichen Ranges. Seine Frauen und Männer sind lebenswahre Figuren, und sicherlich mit so fester Hand, gezeichnet, als ob sie von den Titanen auf dem deutschen Parnaß herrührten. Goethe hat es verstanden, Frauencharaktere auf die Bühne zu bringen, welche das Entzücken eines jeden Menschenkenners sind. Seine Klärchen und Gretchen haben in der ganzen Literatur ihresgleichen nicht, und in seinen Männern pulsiert warmes Lebensblut. Schiller, dessen dramatische Kraft im allgemeinen die Goethes noch überragte, muß allerdings in der Zeichnung von Frauencharakteren demselben weichen, aber sein Tell und Wallenstein werden wiederum von Goethe nicht übertroffen. Gleichwohl reichen sowohl an Schillers wie an Goethes Gestalten die dramatischen Charaktere Grillparzers nahe heran.

Genauer zugesehen, fällt uns allerdings manches in ihnen auf. Wir vermissen in der Liebe der Männer diejenige Glut, welche sonst gegenüber dem Weibe wahrgenommen wird. Das Weib bei Grillparzer wird gefeiert, aber im Sinne der Alten ähnlich wie es die griechischen Tragiker gethan. Medea, Kreusa und Sappho sind dem germanischen Gefühle fremd; nicht minder

gilt dies von südländisch gefärbten Frauentypen, z. B. der Jüdin von Toledo. Moderne Frauen hat Grillparzer unsers Wissens überhaupt nicht geschildert; für Galanterien, wie sie die Gegenwart auch von Charakteren auf der Bühne fordert, schien er weder Neigung noch Verständnis zu haben. Deshalb eben wurde ihm auch lange kein gebührendes Verständnis entgegengebracht, und er konnte von sich sagen:

„Und wie sie über mich streiten,
Sie werden mich nicht verstehn':
Ich komm' aus vergangenen Zeiten
Und werde in künftige geh'n."

Fast möchte man nach all Diesem irre werden und wieder zweifeln, ob Grillparzer wie ein anderer Dichter, etwa wie Schiller und Goethe, fühlte, und insbesondere ob seine Auslassungen gegen Shakespeares Sonette im Ernste gemeint waren. Man sucht sie nochmal vor, und wirklich: der Zusammenhang, in dem sie mit dem übrigen Texte stehen, läßt sie der Sache der „klassischen Liebe" wieder günstiger erscheinen. Wenige Sätze vor der oben mitgeteilten Stelle heißt es nämlich, daß die Sonette aus einem „innern Bedürfnisse" entstanden sind; unmittelbar darauf nimmt Grillparzer sie sogar gegen entstellungssüchtige Erklärer in Schutz. „Um Shakespeare zu rechtfertigen — da doch ein großer Teil seiner Sonette an ein männliches (dies Wort von ihm selbst hervorgehoben) Individuum gerichtet sind — führen die Ausleger viele Stellen aus seinen Dramen an, wo das Wort Liebhaber (lover) von Mann zu Mann, für ‚Freund, wohlgeneigt, ergeben' gebraucht wird. — In all diesen Fällen aber ist nie die Schönheit der Grund des Wohlwollens," d. h., wo in den Dramen das Wort lover gebraucht wird, hat es nie die Bedeutung wie in den Sonetten, wo ein Zusammenhang zwischen Schönheit und Liebe besteht." Grillparzer wahrt also in den Sonetten die Schönheit dem Manne wie die Liebe dem Dichter.

Ein einziger positiver Beweis für die These, daß Grillparzer urnisch empfunden habe, ist uns bekannt geworden.

Das Verhältnis zur „ewigen Braut," Katharina Fröhlich in Wien, bei welcher der Dichter die größte Zeit seines Lebens wohnte, ist so vielfach ventiliert worden, und hat so verschiedene, bald bedauernde, bald gehässige, nie aber verständnisvolle Beurteilung erfahren, daß nämlich einer der persönlichen Bekannten des Dichters in der „Allgemeinen deutschen Illustrierten Zeitung" bald nach dessen Tod gedrungenermaßen erklärte, Grillparzers Anhänglichkeit an die Fröhlich'schen Schwestern — Katharina hatte eine verwitwete Schwester bei sich — habe weniger in der Liebe zu der erstern als in einer Neigung zu dem — Sohne der letzteren ihren Grund gehabt. Und im „Heimgarten" läßt August Frankl den Dichter selbst sprechen: „Ich mag nicht beichten; am wenigsten den Ärzten. Sie haben kein Verständnis für Krankheiten, die einen Teil meiner Biographie ausmachen. Sie (die Ärzte) halten das Übel für eine Schwäche der Nerven, was im Gegenteil eine außerordentliche Erregung derselben ist."

„Ich mag nicht beichten." In diesem einzigen Worte ist Alles enthalten, was sich über die Geschlechtsnatur Grillparzers sagen läßt. Mit diesem Worte, das auch seine Selbstbekenntnisse charakterisiert, verlassen wir den Dichter und unsere Frage. Nur können wir nicht umhin, zum Schlusse aus einem Gedicht Ludwig Fuldas auf Grillparzer die Stelle zu wiederholen, in welcher so ganz der elegische Geist des Verklärten uns entgegenweht:

„Als der Tag schon fast verglommen
Deinem Schaffen, Deinem Müh'n,
Sahst Du einsam und beklommen
Durch die Fenster strahlend kommen
Deines Traumes Morgenglüh'n.

Deine Sonne war entbrannt,
Doch Dich freute nicht ihr Scheinen,
Hieltest nur die weiche Hand,
Der Du kämpfend Dich entwandt,
Abschiednehmend in der Deinen."

---

5. Kapitel. Verwandte Naturen.

Wer sich mit Franz Grillparzer beschäftigt hat, muß an einen Dichter erinnert werden, der seine Thätigkeit zwar erst begann, nachdem sie ersterer längst beschlossen hatte, der aber nach mehr als Einer Seite hin eine höchst anziehende Analogie bildet. Dies gilt nicht nur von dessen literarischem Schaffen, sondern auch von der äußern Lebensführung, in welcher Momente, ähnlich wie bei Grillparzer, uns dringend veranlassen, den Dichter näher ins Auge zu fassen.

Als im Mai 1894 zu Rom der feinsinnige Graf Friedrich von Schack die Augen geschlossen hatte, meldeten die Nekrologe übereinstimmend, daß ihm „das Glück der Liebe" versagt gewesen sei. Soll damit behauptet werden, daß bloß die Frauenliebe beglücke, so war Schack vom Glücke jedenfalls nicht bedacht. Frauen stunden dem Dichter auf seinem Lebenswege fern, sei es daß ihm das Geschick solche Vertreterinnen des weiblichen Geschlechtes, die seiner würdig waren, vorenthielt, oder daß er, einem innern Drange folgend, mit Absicht und Bewußtsein sie mied. Wir haben einen ziemlich umfassenden Einblick in seinen Lebensgang, und zwar durch ihn selbst. Seine „Erinnerungen und Aufzeichnungen" die unter dem Titel „Ein halbes Jahrhundert" im Jahre 1888 erschienen sind, besprechen nicht nur die äußern Vorgänge und Ereignisse seines Lebens, sondern offenbaren auch seine unmittelbaren Ansichten über Welt und Dinge sowie die intimen Regungen

seines Gemütes. In diesen Erinnerungen und Aufzeichnungen ist die Rede von politischen und sozialen Zuständen der Länder, in denen er gelebt, vom Thun und Treiben der Völker, die er beobachtet hat, von den Eigentümlichkeiten einzelner Personen, mit denen er in Berührung gekommen ist; es ist die Rede von Freundschaftsbündnissen, die er geschlossen, von Sympathien und Antipathien, die ihn beherrschten, nur von Einem Punkte schweigt der Erzähler, und zwar von dem, welcher sonst der wichtigste in einem Lebensgange ist, von der Liebe.

Allerdings geschieht auch einer solchen Neigung einmal Erwähnung, nämlich da, wo Schack von einer Braut spricht, die er einmal besessen habe. Er soll bezüglich dieses wichtigen Punktes selbst zu Worte kommen. In einem kleinen Absatze am Schlusse des 21. Kapitels heißt es wie in einer Nebenbemerkung: „In die Zeit, welche meiner Rückkehr (aus dem Orient) nach Frankfurt folgte, (Ende der dreißiger Jahre) fällt ein Ereignis, das einen düstern Schatten über mein späteres Leben gebreitet hat. Es widerstrebt mir völlig, in diesen Lebenserinnerungen von intimen Herzensangelegenheiten zu reden; nur der heiligen Stimme der Dichtung habe ich es gegönnt, Einiges davon verlauten zu lassen. Hier sei einzig gesagt, daß das Mädchen, welches ich mit aller Glut und Tiefe der Empfindung liebte, deren mein Wesen fähig ist, plötzlich durch eine hitzige Krankheit von der Welt hinweggenommen wurde. Es sind später, freilich erst Jahre nachher, andere Neigungen in mir erwacht, aber keine hatte die Stärke dieser ersten." Das sind Schacks Worte. Allein klingen diese eher, als wie ein Geständnis, nicht wie eine Entschuldigung dafür, daß in der ganzen Autobiographie von Frauenliebe nicht die Rede ist? Oder ist denn die Liebe eine Regung, die man nach Laune hervorrufen und zurückdrängen kann? Was sagt doch Dante Alighieri von der Liebe? — „Wer mit Vernunft und Kraft sie will verjagen, der kommt mir vor wie Einer, der da denkt, Wenn beim Gewitter er die Glocken schwenkt, Könn' er zerstreu'n der Wetterwolke Plagen. In jenem Kampf, in welchen sie uns bringt,

Ist nie dem freien Willen Raum gegeben, wie auch ein guter Rat vergebens ringt. Mit neuem Sporn stets macht sie uns erbeben. Welch holder Zauber uns auch jetzt bezwingt — Sobald er matt, wird andrer sich erheben.“ Graf Schack gehört nicht zu den nüchternen Naturen, in welchen die edelste Regung des Menschenherzens an zweiter oder dritter Stelle rangiert. Er war nach eigenem Geständnis einer starken Leidenschaft fähig; wie er diese mit der Allgewalt, die nach Dantes Zeugnis die Liebe über solche Naturen ausübt, in Einklang brachte, dafür ist er uns den Beweis schuldig geblieben. Man braucht die Einschränkungen „deren mein Wesen fähig ist“ oder „es sind später andere Neigungen in mir erwacht“ nicht für Mentalrestriktionen zu nehmen, es bleibt doch Raum genug zu vielfachen Vermutungen übrig. Wo sind, so frägt insbesondere sich Jeder, die Frauen, zu denen später andere Neigungen erwachten?

Zwar begegnen wir, wenn wir seiner Laufbahn folgen, einzelnen Frauen; dieselben zogen aber nur wegen ihrer gesellschaftlichen Stellung oder ihrer künstlerischen Bedeutung das Augenmerk des Dichters auf sich. Nirgends in dessen Aufzeichnungen finden wir behagliche Schilderungen von Frauenschönheit, nirgends Geständnisse von Eindrücken, die auf ihn weibliche Reize gemacht hätten. Gerade dieser Mangel ist es, der, nebenbei gesagt, den Urningen die Lektüre der Schack'schen Werke so genußreich gestaltet, während in andern Literaturschöpfungen die immerwiederkehrenden Gefühlsäußerungen für das Weib in ihnen keine ungetrübte Freude aufkommen lassen. Bei Schack ist überdies das Urteil, das über schriftstellernde Frauen ausgesprochen wird, nicht selten ein ungünstiges. So beweist er den literarischen Minderwert des Romans damit, daß auf dem Gebiet desselben es die Frauen sind, die etwas Hervorragendes leisten können, und zwar so, daß sie in dieser Hinsicht von Männern nicht übertroffen werden. In allen anderen literarischen Gattungen aber und auch auf allen Gebieten der übrigen Künste leisten sie nach Schack nur Mittelmäßiges.

„Das weibliche Geschlecht in allen Ehren“, heißt es (Bd. 3 S. 310 in ‚Ein halbes Jahrhundert‘) „ich frage, hält man es für möglich, daß ein Mitglied desselben mit Homer und Firdusi um den Preis im Epos, mit Shakespeare um den der Tragödie stritte? Glaubt man, daß eine Dame sich jemals in der Malerei mit Raphael oder Tizian messen, oder daß eine weibliche Tonsetzerin, ich sage nicht, einen ‚Don Juan‘ oder ‚Fidelio‘ sondern nur einen ‚Oberon‘ oder ‚Wasserträger‘ komponieren könnte? Die ganze bisherige Geschichte der Literatur und Kunst bietet uns keinen Anhaltspunkt, der uns berechtigte, dies für möglich zu halten.“ — Das sind freilich allgemein anerkannte Thatsachen; allein eben deshalb befremdet es, daß Graf Schack nicht umhin konnte, sie zum Ueberfluß auszusprechen. Es befremdet dies umsomehr, als er andrerseits dem männlichen Geschlechte zu liebe Konzessionen macht, die man sonst weder an ihm noch an Andern wahrzunehmen gewohnt ist. So versöhnt er sich zu diesem Zwecke vorübergehend einmal sogar mit der bourbonischen Regierung Neapels, die er, der Freisinnige, im grunde seines Herzens verabscheut. In dem genannten Memoirenwerke lesen wir (III, S. 256): „Ich bin gewiß kein Lobredner der frühern Bourbonischen Regierung; allein deshalb, daß sie jeden sich nach der Sitte der Väter kleiden ließ, muß ich sie loben. Dagegen, wenn die heutige Polizei, wie behauptet wird, wirklich darüber wacht, daß die Lazzaroni und Marinari der Prüderie der reisenden Damen durch Entblößung des Körpers keinen Anstoß geben, so scheint mir dies eine Thorheit zu sein. Jahrhunderte lang sind die Töchter des Nordens nach Neapel gegangen und haben einen großen Teil der dortigen Bevölkerung in der halbnackten Tracht des Masaniello gesehen, ohne daß ihre Seele hiedurch Schaden gelitten hätte, und so könnte es auch in Zukunft fortdauern.“ — Man muß, um die Bedeutung dieser Parteinahme ganz würdigen zu können, auch wissen, worin diese „Tracht“ der Masaniellos bestanden hatte.

So wenig sich bei Schack eine liebevolle Begeisterung für

das schöne Geschlecht kundgibt, so häufig sind sympathische Äußerungen in Hinsicht auf jugendliche Vertreter der Männlichkeit. Der Brüder Bandiera aus Venedig, welche im Jahre 1859 in Calabrien die Fahne der Freiheit aufpflanzten und deshalb — im knospenden Jünglingsalter stehend — von der Regierung zum Tode verurteilt und hingerichtet wurden, geschieht mehrmals Erwähnung. Sie erregten die begeisterte Teilnahme des gräflichen Dichters, vermutlich nicht bloß wegen ihres Opfermutes und ihrer Vaterlandsliebe. Mit einem jungen Mönche auf dem Berge Karmel, Bruder Carlo aus Frascati, schloß er, wie er selbst sagt, einen wahren Freundschaftsbund. Überhaupt hatte Schack, allerdings nur in südlichen Ländern, eine Vorliebe für (männliche) Personen des niederen Standes. „Die letztern," sagt er, „zeigen in Spanien so vielen natürlichen Verstand und dabei ein so taktvolles Benehmen, daß es zu einer wahren Freude wird, sich mit ihnen zu unterhalten. Und je mehr man sie als Seinesgleichen behandelt, desto besser kommt man mit ihnen aus." Als er einmal in einem Gebirgsthale Andalusiens einer Truppe junger Leute aus den umliegenden Dörfern, die zur Aufrechterhaltung der Ordnung ausgerückt waren, begegnete, ließ er seine Vorräte, die „glücklicherweise" noch zahlreich waren, auspacken und lud die Jünglinge ein, an seinem Male teilzunehmen. „Sie ließen sich das nicht zweimal sagen; besonders der süße Wein, den ich auf spanische Art in einem Bocksfell bei mir hatte, mundete ihnen vortrefflich, und ich fand ein wahres Wohlgefallen an ihrer Bekanntschaft." (Ein halbes Jahrhdrt. I, S. 359.) Diesen Zug, mit Leuten niederen Standes zu verkehren, teilt Schack mit Lord Byron, Platen und einem Fürsten, von dem wir erst zu handeln haben. Diesen ihm in mehrfacher Beziehung verwandten vornehmen Naturen ist er auch dadurch ähnlich, daß er in umgekehrtem Verhältnis den Verkehr mit der sog. „Gesellschaft" floh. Schon in der Jugend und den Jahren der diplomatischen Thätigkeit in Frankfurt a. M. mied er die vornehmen Zirkel, und die fashionable Welt überhaupt, aber auch später, als er

sich in ganz unabhängiger Stellung befand. Diese Scheu wurde mit dem Alter nicht geringer, und noch i. J. 1878 schrieb Schack (Erinnerungen, Bd. III, 309) in Nizza: „Die Promenaden längs des Meeres, wie schön es sich auch dort unter Palmen wandeln läßt, betrete ich nicht anders als am Morgen, wenn ich Niemandem begegne. Später bietet auch die Damenwelt, die in prächtigen Toiletten lustwandelt, eine mir unangenehme Erscheinung. Für mich ist Putz und prunkender Anzug fast ein sicheres Zeichen, daß sich darunter eine Courtisane verbirgt. Nur unter einfachem, wenn auch immer wohlgewähltem Anzug vermute ich wahren Wert. So fliehe ich denn, wenn die ‚fashionable' Welt die Quais unsicher zu machen beginnt, auf die Höhen vor der Stadt." — Wie manchem Andern würde gerade in diesem Moment die Scene „interessant" geworden sein!

Weit mehr zu denken gibt — wenigstens dem urnischen Leser — Graf Schack durch das, was er verschweigt, als durch das, was er berichtet. Bei seinen vielfachen Reisen im europäischen Süden und im Orient war es unausbleiblich, daß er mit der daselbst herrschenden Freundesliebe bekannt geworden ist. Allein niemals wird in seinen Reiseschilderungen ihrer erwähnt, auch nicht da, wo der Leser es gewiß erwartet, und wo es den Zusammenhang des Textes notwendig mit sich brächte. Schack schweigt sich hierüber gründlich aus, nimmt deshalb aber auch nie Anlaß, wie es in den Reisebeschreibungen Anderer regelmäßig geschieht, sich tadelnd oder gar abfällig über die gedachte Erscheinung zu äußern. In gleicher Weise fällt auf, daß er in den zahlreichen Übersetzungen persischer und urnischer Dichter, von denen doch viele ihre Liebeslieder im Geiste des Hafis sangen, es für angezeigt hält, das Maskulinum, da wo es thatsächlich hingehört, seines Rechts zu entkleiden; sogar der ‚Schenke' Persiens muß sich das gefallen lassen, obwohl seine Existenz als Bedienungsorgan außer allem Zweifel steht. Man frägt sich: Geschieht dies, damit die Geister nicht gerufen werden? Bloß in einigen ‚Trinkliedern' läßt

Schack den Schenken bestehen aber auch nur insofern, als es unentschieden bleibt, ob die Küsse auf eine männliche oder eine weibliche Wange gedrückt werden. Offen darf der Schenke nur bei solchen Gedichten heraustreten, die inhaltlich mehr den Charakter von Naturschilderungen tragen. So in der Elegie, mit welcher der in Ägypten lebende Ibn Said die Wonnen des verlornen Andalusien schildert, und wo es u. a. heißt:

„Wie doch neben ihrem Flusse*) aller Reiz des Nil erbleicht!
Jeder Klang an ihm bringt Freude, der sich keine sonst vergleicht;
O, wie viele Nachen trägt er, und des Lautenspiels Getön
Hallt aus jedem, und in jedem prangen Schenken mondenschön.“

Eine der wenigen hieher gehörigen Übersetzungen Schacks ist folgende eines Gedichtes von Ibn Chafadsche, der eine nächtliche Kahnfahrt mit einem schönen Jünglinge auf dem genannten Flusse beschreibt:

„Wen muß der Reiz der Nacht nicht überraschen,
Wenn auf dem Wasser wir die Freuden haschen?
Der Nachen schwankt mit einem Holden, Schlanken,
Der in der feingebauten Glieder Schwanken
Dem Weidenzweige gleicht, vom Wind bewegt.
Inmitten zweier Kerzen, die er trägt,
Erglänzt sein Antlitz wie der volle Mond,
Der zwischen Adler und Orion thront,
Indeß, dem Blitz gleich, der durch Wolken blinkt,
Der Schimmer in das Wasser niedersinkt.“

(Poesie u. Kunst der Araber, I. Bd. S. 176 u. 177.)

Rückhaltlos dagegen bezeichnet Schack seine Lieblingsdichter und Lieblingsschriftsteller, selbst auf die Gefahr hin, von Literaturkennern zum mindesten eines „sonderbaren Geschmacks“ geziehen zu werden. Abgesehen von seiner allbekannten Vorliebe für die arabischen und persischen Verfasser von Kassiden und Ghaselen, in welchen sowohl Jünglinge als auch Mädchen besungen werden, sind es die Dichter des klassischen Hellas, die er bevorzugt; unter diesen ragen wiederum Homer, Äschylus, Pindar, von den spätern Theokrit und Plutarch hervor.

*) Guadalquivir.

Während Schack Jonien besuchte (i. J. 1870) war es ihm, als „ob an den Ackersleuten, die hinter dem Pfluge einhergingen, oder an den Hirtenknaben, die an den Bergeshalden ihre Herden weideten, die Jahrhunderte ohne Spur vorbeigegangen seien. Sie sind noch dieselben, wie Homer sie geschildert, und ich glaube, sie werden sich am Abend um den Rhapsoden drängen, den Heldenliedern von Troja zu lauschen.“ Kein Zweiter verstand es so, homerische Männergestalten im Bilde wiederzugeben, wie der Maler Genelli. Fast scheint es, daß derselbe dieser Geschicklichkeit die mäcenatische Gunst verdankt hat, die er bei Schack genoß. — Pindars Weihegesänge bildeten eine Lieblingslektüre des Dichters auf dessen Fahrten durch die klassischen Stätten des Altertums. Das Gleiche war der Fall mit Plutarch, dessen Lebensbeschreibungen er gerne in Athen an der Quelle Kallirrhoë oder unter den Säulen des Jupitertempels las: „Plutarch“, sagt er, „war schon frühe mein Lieblingsschriftsteller gewesen, und hier habe ich ihn wie einen alten Freund, dessen Freundschaft sich mit den Jahren als echt bewährt, noch fester in mein Herz eingeschlossen. Kein Autor macht uns so vertraut mit den großen Männern des Altertums, legt uns deren Eigenschaften so warm ans Herz und läßt uns so ganz in ihrer Mitte leben. Seine vergleichenden Biographien und ebenso auch seine Tischreden und moralischen Schriften sollten von unsern Jünglingen Tag und Nacht gelesen werden, daß sie Lebensweisheit, edle Grundsätze und Drang zu großen Thaten aus ihnen schöpfen.“ Kein Autor, hätte aber Schack hinzufügen dürfen, hat mehr als Plutarch die Berechtigung, Natürlichkeit und Schönheit der Freundesliebe betont. — Von Theokrit, der dieselbe Liebe besang, bekennt Schack: „Dieser Dichter gehört zu den anziehendsten des Altertums, und die Freude, die mir seine Lektüre immer geboten, mußte noch erhöht werden, indem ich auf einer Höhe über den Ruinen des Theaters zu Taormina in den Pausen des Lesens auf sein Heimatland hinabblickte. Bisweilen sah ich“ — keine jungen

Frauen, sondern — „junge Männer in Schafpelze gehüllt, die ich für Nachkommen" — nicht seiner Daphne und Chloë, — sondern — „seines Daphnis oder Thyrsis oder gar für diese hätte halten können." Indem er Pindar las, fühlte sich der Dichter von einem Odem der Heldenbegeisterung angeweht: „Bei den Gesängen zur Feier des Theron von Akragas, des Siegers mit weißem Rossegespann, und des Hieron von Syrakus stieg vor mir die alte Trinakria und zugleich Griechenland in seiner Herrlichkeit empor — jener herrliche Frühling der Welt, wie ihr nie ein zweiter erblüht ist." — Jenen Frühling aber scheint sich der Dichter nie anders denn als eine Welt gedacht zu haben, die mit schönen Jünglingen belebt ist. Als er z. B. einst die Schritte an die Ufer des Kephissos in Athen zu der Stelle gelenkt hatte, wo die Akademie gestanden haben mag, baut er vor seinem geistigen Auge die Säulenhallen wieder auf und sieht „die weisheitdurstenden Jünglinge sich in ihnen um ihre Lehrer drängen oder Arm in Arm, die Stirne mit Schilf umflochten, in den kühlen Plantagengängen am Flusse lustwandeln." (Erinnerungen. III, 226). — Der Dichter schwelgte in dem Traume von den Schönheiten des alten Hellas, und auch das neue Griechenland war ihm von allen Ländern, die er kannte und bewunderte, dasjenige, wo er am liebsten gelebt hätte. Weihevolle Stunden waren es für ihn schon als Jüngling gewesen, wenn er in der Einsamkeit der Nacht vor seiner Studierlampe saß, „wenn sich dann die große Welt der Hellenen in ihrer ganzen Weite vor ihm erschloß, und er nicht bloß mit den Tragikern und Pindar vertraut wurde, sondern auch in Platos Lehre eingeweiht ward, die ihm als eine neue Offenbarung erschien." (Erinnerungen Bd. I, 22.) Wegen dieser Vorliebe für Griechenland scheint er unter den jüngern Dichtern unsern Hölderlin, der von Manchen den Monosexualen beigezählt wird, und der in elegischen Tönen den Verlust des alten Hellas besang, so sehr geliebt zu haben. In seiner Jugend suchte Schack, was ihm allerdings nicht gelang, die persönliche Bekanntschaft des

in Irrsinn Verfallenen zu machen, und weihte ihm ein stimmungsvolles Gedicht.

Die größte Zuneigung aber empfand der Graf für den ihm kongenialen Grafen Platen. Schon der Gymnasist in Halle, als der er Platens Gedichte las, hatte, wie wir gesehen haben, eine tiefe Verehrung für den deutschen Griechen bekundet. Gleichsam die Notwendigkeit, dies zu motivieren, fühlend beginnt Schack seinen desbezüglichen Bericht mit den Worten:

„Ich fühlte mich gedrungen, gegen Dichter und Künstler, die ich besonders hoch schätzte, mein Herz auszuschütten, namentlich gegen solche, die nach meiner Meinung nicht nach Verdienst gewürdigt wurden.“ Dann fährt er weiter: „. . . . In dieser Absicht schrieb ich, ohne meinen Namen zu nennen, eine ganze Reihe von Briefen an den Grafen Platen, dessen Adresse in Neapel ich mir zu verschaffen gewußt hatte. Er war unter allen lebenden Dichtern derjenige, welcher den größten Eindruck auf mich gemacht hatte.“ (Erinnerungen I, 24). Als Schack später einst den Dichter Grabbe kennen lernte und dieser, nachdem längere Zeit über Literatur gesprochen war, sich in cynischer Weise über Platen äußerte, empörte dies Schack so sehr, daß er die Unterhaltung abbrach und von Grabbe wegging. Wir können ahnen, nach welcher Richtung hin sich Grabbes Cynismus gewendet hatte. — Auch Grillparzer, den Schack nur aus seinen Werken kannte, wurde von ihm hochgeschätzt, und mit einem wahren Enthusiasmus warb er seinerzeit Freunde unter Gleichgesinnten für denselben, als dessen „Traum ein Leben“ das erstemal in Berlin aufgeführt wurde.

Wie sein literarischer Geschmack solche Schriftsteller bevorzugte, bei welchen ein gewisser, das weibliche Element verneinender Klassizismus herrschte, so gab er für seine Person dem freundschaftlichen Verkehr mit Männern den Vorzug. Dieser Verkehr, der ihm bis an sein Lebensende ein Bedürfnis war, mußte ihm den Genuß ersetzen, welchen die Liebe oder wenigstens der gesellschaftliche Umgang mit den Frauen gewährt. Allerdings, ob es der Freundschaft gelungen ist, diesen Ersatz zu bieten, wer kann

es sagen? Aber soviel ist gewiß, daß, wie eingangs schon erwähnt wurde, die Frauenliebe Schacks Lebenspfad nicht schmückte. Frauen waren auch dem Ende seiner Laufbahn ferne. Das Sterbebett umstanden nur sein Sekretär und sein Diener Emilio. Wir wagen nicht, den edlen Dichter, von dem keine positive Äußerung über den in Frage stehenden Punkt vorliegt, als von der Liebe Platos durchdrungen zu bezeichnen; aber es dürfte kein Unrecht sein, wenn wir solche Züge, die nach dieser Seite hin uns psychologisch bedeutsam erscheinen, aus seinem offen vor uns liegenden, von ihm selbst gezeichneten Lebensbilde hervorgehoben und hier zusammengestellt haben. —

Wie schon aus der Ätiologie des Urningtums hervorgehen dürfte, sind es hauptsächlich beschauliche Naturen, welche demselben angehören. Die hervortretende Gefühlsseite mit ihren die Phantasie befruchtenden Kräften ist es, welche daher bewirkt, daß so viele Künstler und Dichter, wie wir gesehen haben, demselben beigezählt werden müssen. Erscheint es aber, wie bei dem Grafen von Schack, schon bei den Künstlern als eine Art Wagnis, das Urningtum zu konstatieren, so gilt dies noch vielmehr bei reinen Verstandesmenschen, insbesondere solchen, welche wissenschaftlich hervorgetreten sind. Gleichwohl finden sich auch spekulative Geister, welche, wenn nicht gerade von Urningen, so doch von Normalen, aus irgend einem Grunde geradezu des Urningtums oder doch wenigstens einer weiblichen Seelenverfassung geziehen werden. In der „Psyche", Zeitschrift für die Kenntnisse des menschlichen Seelen- und Geisteslebens. Von Ludwig Noack, III. Bd., Leipzig 1860, ist ein Artikel enthalten „Die Meister Weiberfeind und Frauenlob," in welchem dem Philosophen Schopenhauer in ungeschminkter Weise der Vorwurf der „Päderastie" gemacht wird. Schopenhauer, der allen Phänomenen der Menschennatur auf den Grund zu kommen suchte, war nämlich auch vor der Erscheinung des perversen Geschlechtstriebes nicht stehen geblieben und hatte seine Anschauung über Ursache und Zweck desselben ausgesprochen. Die allgemein zeitliche und räumliche Ausdehnung jenes Triebes bewies ihm,

daß man es hier mit einem Werk der schaffenden Natur zu thun habe, in welchem eine bestimmte Tendenz derselben vorliegt. Von Aristoteles her war ihm die Behauptung bekannt, daß Männer von der Mitte der fünfziger Jahre ab nur schwächliche Kinder zeugen könnten und daher das Fortpflanzungsgeschäft am besten aufgeben sollten. Um nun der Erhaltung der Gattung zu Hilfe zu kommen und das Entstehen elender Menschen zu hindern, bewirkt nach Schopenhauers Ansicht die Natur in jenem Alter der Männer, daß sich der Trieb zum Weibe in den der Homosexualität umwandle. — Allerdings ist diese Theorie unzutreffend; denn wo in den höheren Jahren sich dieser Trieb zeigt, da war er schon vorher bestanden und nur latent gewesen; und wo er nicht latent war, zeigt er sich auch später nicht. Allein der Umstand, daß der Philosoph überhaupt nach einem entschuldigenden Erklärungsgrund suchte und in seinem Werke „Die Welt als Wille und Vorstellung“ sogar Vorteile und Vorzüge in diesem Triebe erblickte, zog ihm den, wie uns scheint, immerhin unberechtigten Vorwurf zu, selbst ein Homosexualer gewesen zu sein. Freilich stund er selbst in jenem kritischen Alter, als er das fragliche Werk herausgab. Sollte er aus eigener Erfahrung gesprochen haben, so würde dies einem Selbstbekenntnis gleichkommen, was durch seine Ehelosigkeit und durch seine Haltung den Frauen gegenüber jedenfalls keinen Widerspruch erführe.

Auch Nietzsche, dessen Abneigung gegen das Weib ja notorisch ist, entging nicht dem fraglichen Verdachte. Wenigstens rät E. von Hartmann, dem übrigens das Wesen des Urningtums noch unbekannt zu sein scheint, in demselben auf weibliche Gemütsart. „Nietzsche,“ sagte er, „ist offenbar weibisch geartet in seiner scharf ausgesprochenen Subjektivität, die alle Objektivität haßt, in seinem Mangel an Gerechtigkeit und Billigkeit des Urteils, in seiner Abneigung gegen Vernunft, logische Geradlinigkeit und Systematik, in seiner gänzlichen Abhängigkeit von Affekten, insbesondere von Liebe und Haß, in seiner Unempfindlichkeit gegen Selbstwiderspruch und Bevor-

zugung des Ja und Nein in Einem, in seinem Pathos ‚des gehobenen Busens,‘ in das er überall verfällt, wo er positiv zu werden versucht — vor allem aber in seiner Antipathie gegen das Weib und in seiner echt weiblichen Sehnsucht nach einem Erlöser. Die weibische Kritik vorhandener Schäden entbehrt der ernsten Sachlichkeit und behandelt Alles als ein willkommenes Thema zu hämischem Skandalisieren. So stellt sich auch Nietzsches Kritik dar, mag er nun wie eine Salondame mit amusanten und chokanten kleinen Malicen und Sottisen aufwarten, oder mag er, wie im „Antichrist,“ in das wüste Gebelfer und überschnappende Gekneife eines zeternden Fischweibes verfallen. Der rechte Mann fürchtet sich nicht vor dem Weibe, sondern liebt es und bleibt kraft überlegener Charakterstärke selbstverständlich Herr des Weibes. Die Furcht und Angst des Mannes vor dem Weibe ist allemal das Zeichen einer weiblichen Schwäche, und der Haß auf das weibliche Geschlecht nichts anderes als der Haß gegen die eigene Schwachheit, aber hinausprojiziert auf das unschuldige Objekt.“ Also E. von Hartmann.

Wir erlassen es uns, an dieser Stelle die Richtigkeit des letzten Satzes zu prüfen. Wir anerkennen auch recht gerne, daß die weibliche Gefühls- und Denkweise im allgemeinen, d. h. so weit sie eben das Weib betrifft, glücklich charakterisiert ist. Allein was die Furcht des weiblich gearteten Mannes vor dem Weibe anlangt, so können wir getrost auf die aus unserer ganzen Abhandlung sich ergebenden Thatsachen verweisen, wornach es etwas durchaus anderes ist als Furcht, was den Urning vom Weibe fernhält. Wäre es Furcht, so würde sich, wie wir zum Überflusse beifügen, derselbe erst recht nicht dem männlichen, d. i. dem starken, Geschlechte nähern, was mit Gefahr verknüpft ist und — gleichwohl thatsächlich nicht ohne Erfolg geschieht. Außerdem würde, falls die Furcht den Urning vor dem Weibe zurückhielte, gewiß dieses selbst durch sein Annäherungsgeschick und Ergänzungsbedürfnis dafür Sorge tragen, daß der Urning die erforderliche „Courage“ bekommt.

Aber abgesehen hievon, so wollen wir die Frage, ob Nietzsche ein Urning war, offen lassen. Wir beschränken uns darauf, zu behaupten, daß sich das Bild seiner seelischen Verfassung in einer großen Reihe anderer Persönlichkeiten, die uns rätselhaft erscheinen, wiederholt, und daß auf Diese durch die Theorie von der perversen Sexualität ein erklärendes Licht fällt. Allerdings sind in dieser Reihe, wie schon aus dem Wesen der Perversität hervorgeht, die reinen Verstandesmenschen seltener, als jene beschaulichen Naturen, zu denen etwa August Kestner und Diederich Gries, aber auch Platen und Grillparzer gehörten.

II. Abschnitt.

Es wird Licht.

1. Kapitel. Neue Bahnen.

Wenn man beabsichtigte, einem Todfeinde das denkbar traurigste Schicksal zu bereiten, so könnte kaum ein solches ersonnen werden, wie es dem Urning ohne seine Schuld bereitet ist. So muß derselbe z. B. einen Trieb, den man an ihm tadelt, verachtet und verfolgt, an einem andern für notwendig, natürlich und selbstverständlich halten. Der Trieb des Mannes zum Weib ruft nämlich in ihm genau die nämlichen Empfindungen hervor, wie im Normalgeschlechtlichen die Liebe des Urnings zum Manne. Gleichwohl darf der Urning sich nicht beifallen lassen, denselben Trieb als abscheulich oder gar für naturwidrig zu bezeichnen. Indem er sich mit beispielloser Objektivität dieser Selbstverleugnung unterzieht, hat er aber noch lange nicht den bittersten Teil seines Loses erfahren.

Abgesehen davon, daß er fast stets die Qualen des unbefriedigten Geschlechtstriebes zu dulden hat, daß er die Nacht, „des Lebens bessere Hälfte," einsam auf seinem Lager verbringt, daß er also — wenn auch aus Not, so doch zweifel=

los thatsächlich — enthaltsamer ist als der normale Mann, so gilt er dennoch als der „Ausbund aller Unsittlichkeit,“ sobald er nur mit einem Worte den Gefühlen seines Herzens Ausdruck verleiht. Wehe ihm, wenn er einmal seinem Geschlechtstrieb, der doch sonst als unbesiegbar gilt, wirklich zu unterliegen das Unglück hat, und wenn Dies seinen Mitmenschen bekannt wird! Wie leicht vergessen sie dann ihre eigenen „Fehltritte,“ und wie wenig kommt ihnen zum Bewußtsein, daß ihre Sittlichkeit nicht einmal eine Tugend ist!

Kaum daß nämlich der Ergänzungstrieb im normalen jungen Manne erwacht, so sieht derselbe schon das Ergänzungsobjekt vor sich, das halb schüchtern halb verlangend seiner harrt. Aber so leichten Kaufes mag er nicht einmal zu seinem Ziel gelangen. Er sucht sich ein Wesen aus, das ihm Schwierigkeiten zu überwinden gibt, das die Reize erhöht, indem es sie neckisch versagt. Ist das geliebte Wesen arm, so wird es durch Geschenke und Versprechungen kirre gemacht, bis es die Waffen streckt. Daneben geht nicht selten eine regelrechte Liaison her mit einer jungen Dame aus ebenbürtigem Stande; Bälle und Gesellschaften werden besucht, in welchen dem kleinen ‚Gotte mit den Pfeilen‘ die reichlichsten Libationen dargebracht werden. Alles ist zu dessen Dienste eingerichtet. Der weibliche Teil verschmäht keine Mittel, um möglichst verführerisch zu erscheinen; es wird eine Toilette gewählt, die mehr enthüllt und andeutet als verdeckt. Der junge Mann hat die freie Wahl, und indem die Dame sich spröde stellt, ist sie im Innern höchst dankbar für jeden kleinen Gunstbeweis.

Die konventionellen Schwierigkeiten, die sonst im Leben der Verkehr zwischen den Geschlechtern mit sich bringt, sind auf dem Balle gründlich aus dem Weg geräumt; die Mutter des Mädchens, die sonst jede natürliche Regung in die Schranken weist, ist glücklich, dasselbe dekolletiert in den Armen des sinnlich erregten jungen Mannes zu sehen, nach den Klängen einer berückenden Musik sich im Kreise drehend. Die Tochter vielleicht mit Glücksgütern reich gesegnet, vielleicht in der Lage,

durch die Stellung ihrer Familie die Carriere des jungen Mannes zu fördern, soll ja unter die Haube kommen und Braut werden! Was ist nun leichter für den jungen Mann als das Jawort zu erhalten, sich in eine reiche Mitgift zu teilen, einen bequemen Hausstand zu gründen und in ein lohnendes Geschäft oder Amt einzuheiraten? Jene arme verlassene Geliebte aber, um Jugend, Unschuld und Ehre betrogen, mag in einsamer Kammer weinen und zusehen, wie sie sich mit ihrem Schicksale auseinandersetze; klagen darf sie nicht vor den Mitmenschen, wenn sie Spott vermeiden will. „Was sie erfahren, das ist so der Lauf der Welt." Der ungetreue Bräutigam, der eine „gute Partie" macht, empfängt indes die Glückwünsche seiner Freunde, tritt ins bequeme, junge, fröhliche Eheleben und genießt die Achtung seiner Mitbürger; er genießt sie auch dann noch, wenn er sich später neben seiner Frau noch manches galante Abenteuer mit einer andern Schönen erlaubt. Im letzten Falle gilt er höchstens als „Schwerenöther"; kein Ehrenkodex bringt ihm Verachtung ein; kein Gesetz bedroht, kein Richter bestraft ihn. — Das nun sind die Schwierigkeiten, die der „sittliche" Mensch in der Regel zu überwinden hat.

Denken wir uns neben diese etwas grelle, aber durchaus nicht selten zutreffende Schilderung wieder das Nachtstück des urnischen Daseins. Wir geben hiebei das begleitende Wort einem Urning selbst und zwar einem solchen, der in relativ guten, ja sogenannten glänzenden Verhältnissen lebt. Derselbe gestattet einem berühmten Psychiater einen erschütterten Einblick in seine Seelenverfassung, indem er sich also ausspricht: „Wenn ich sehe, wie der gutsituierte Bürger in seinem Hause, in seiner Familie, einen festen Grund hat, in dem er mit seinem Herzen ankert, auf dem er sein Lebensglück aufbaut, das seine Seele erfüllt, ein Glück, das er zu vermehren alle seine Kraft anspannt und in dem er sich vor aller Welt sonnt, und ich sehe mich als ausgestossenen Paria daneben stehen und meine Welt in Trümmer gesunken: Dann kommen Augen-

blicke, wo mich Verzweiflung packt, wo ich frage, weshalb die Natur mich so gebildet hat mit Kräften und Fähigkeiten, auch solchen zum Nachdenken über das Schicksal und daneben mit dieser Unfähigkeit, mir ein Leben auf naturgemäßen Fundamenten aufzubauen. Aber nicht genug damit, daß ich das Glück entbehren muß; auch noch gehetzt wie das Wild muß ich sein, muß immer fürchten, daß irgend ein Lump mich anzeige oder bei der Gesellschaft verdächtige, und Qualen leidend, wenn ich meinen elementaren Trieb nicht befriedigen kann. Auch ein Leben der Lüge zu führen bin ich gezwungen; ich muß den Glücklichen heucheln und in Gesprächen über geschlechtliche Dinge so wie die Andern zu fühlen scheinen, und doch gehört Lüge für mich zu den schändlichsten Dingen. Wahrhaftig, ich hätte schon längst meinem traurigen Leben ein Ende gemacht, wenn Religion, die letzte, höchste Trösterin, mich nicht davon abhielte."

Dieses düstere Bild ist nicht einmal vollständig. Es enthält bloß die Eine Seite des Elends, die wir die natürliche nennen wollen. Noch schrecklicher ist die juristische Seite. Da die Urningsneigung ebenso mächtig wie der normale Geschlechtstrieb, d. h. unausrottbar ist, so entsteht ein fortwährender Konflikt mit dem Strafgesetz. Die Furcht vor dem letzteren, die Gefahr für Ehre, Freiheit und Leben verfolgt den Urning beständig. Jeder Schurke ist nämlich im stande, unter dem Schutze des Gesetzes, den besten Menschen zu entehren und in Verzweiflung zu jagen, ein Schicksal, das nur gemindert wird, wenn der Tod, sei es durch einen Mörder oder — durch eigene Hand, als Erlöser erscheint.

All diesem Elend würde mit Einemmale ein Ziel gesetzt sein, wenn das Strafgesetz aufhörte, den Urning zu verfolgen. Allein so lange die Wissenschaft vornehm oder gefühllos dazu schweigt, haben die gesetzlichen Organe keinen Grund, ihre Maßregeln einzustellen. Vor allem wäre es daher an den medizinischen Wissenschaften gewesen, ihre Aufmerksamkeit dem Urningselend zuzuwenden und die Ergebnisse ihrer Beobachtung

laut und nachdrucksvoll gegenüber den gesetzgebenden Faktoren auszusprechen. Allein gerade hier hat es — wenigstens vor einigen Jahrzehnten noch — in betrübendster Weise gefehlt. Jenes harte Urteil, welches Grillparzer über die Ärzte aussprach, war durchaus kein ungerechtes.

Hatte die Gesamtmedizin erst, seitdem sie Fühlung mit der Naturwissenschaft nahm, mit Recht den Namen einer Wissenschaft verdient, so lag das Schicksal der Psychiatrie noch lange Zeit nachher im argen. Es ist bekannt, wie im allgemeinen die Geistesgestörten, die im Mittelalter als vom Teufel Besessene gegolten, selbst dann noch behandelt wurden, als bereits die Einsicht zur Herrschaft gelangt war, daß man es bei ihnen ebenso mit Kranken wie bei allen andern Leidenden zu thun habe. Noch im 6. Dezennium unseres Jahrhunderts war es schlimm um das Schicksal des psychisch Kranken bestellt. Auf der Naturforscherversammlung zu Bonn im Jahre 1857 sprach sich Dr. Otto Schwartz folgendermaßen aus: „Es ist unmöglich, die Seele den Irrenärzten und den Körper den übrigen Ärzten anzuvertrauen. Ebenso wie die Irrenärzte die körperlichen Verhältnisse und ihre Wechselwirkung mit den psychischen Vorgängen genau kennen und studieren müssen, so darf man auch an die übrigen Ärzte die Anforderung stellen, daß sie das Geistes- und Gemütsleben in seinem gesunden und kranken Zustande stets berücksichtigen sollen. Geschieht dies nicht, beschränken wir uns nur darauf, die Pulse zu zählen, die Temperatur mit Thermometern zu messen, den Thorax zu behorchen und zu beklopfen, die Dimensionen der Leber und Milz nach Zoll und Linien zu bestimmen, an dem Mikroskop sogar die Zahl der roten und weißen Blutzellen zu berechnen, so sind wir trotz all dieser mühevollen Leistungen immer noch keine Menschenärzte geworden. Gehen Sie in die höhern Tierarzneischulen unserer europäischen Hauptstädte, so finden Sie dort all diese physikalisch-chemischen Erforschungen, auch die Obduktion der gefallenen Tiere ebenso sorgsam und exakt ausgeführt wie in unsern Kliniken. Wenn wir also vom

kranken Menschen nichts anderes wissen, wenn wir seine auf die körperlichen Vorgänge so mächtig einwirkenden Geistes- und Gemütskräfte ignorieren wollen, so sind wir eben keine Menschen- sondern Tierärzte, und unsere medizinischen Fakultäten Tierarzneischulen geworden?"

Dieser Übelstand war um so bedauerlicher als die Homosexualität in ihrer Erforschung und Beurteilung vor das Forum des Psychiatrie gehört. Anatomisch läßt sich die Ursache eines geschlechtlichen Triebes überhaupt nicht nachweisen. Derselbe stellt sich nur als eine Gehirnfunktion dar und ist ebenso wenig durch das Mikroskop wahrzunehmen wie jede andere Gehirnfunktion. Man weiß bloß, das diese Gehirnfunktion abhängt von dem Zustande der betreffenden Organe, ihren nervösen Leitungsbahnen und den Zentralorganen im Rückenmark und Gehirn. Äußerlich stellen sich diese Organe beim Manne ebenso dar wie beim Weibe. Und doch, welch diametraler Unterschied in der Richtung ihrer Funktion: dort in der Richtung auf den Mann, hier in der auf das Weib! Wir behaupten nun: Da die Ursache dieses Unterschiedes sich der wissenschaftlichen Erkenntnis entzieht, d. h. da sich die Differenz der Gehirn- und Rückenmarksorgane anatomisch nicht feststellen läßt, so kann recht wohl, trotz hinreichend individualisierter Geschlechtsmerkmale, innerhalb eines Geschlechtes eine den Geschlechtsmerkmalen widersprechende Richtung vorhanden sein, mit andern Worten: der perverse Geschlechtstrieb ist eine physische Möglichkeit und vom Willen seines Trägers unabhängig. So lange man die Ursache des Geschlechtstriebes beim Normalgeschlechtlichen nicht anatomisch nachweisen kann, so lange darf man dies auch vom Urning nicht fordern, und die Behauptung, daß der Urning sich zu einem widernatürlichen Geschlechtsakt bestimme, ist und bleibt unerwiesen.

Die äußern Geschlechtsmerkmale sind unzuverlässig, und die Frage der Homosexualität ist für die Wissenschaft also keine anatomische, sondern eine rein psychiatrische.

Da aber die Psychiatrie bis vor wenigen Dezennien von Homosexualität gar nichts wußte, so liegt der Notstand, in welchem sich der mit derselben Behaftete befindet, offen am Tage. Ärzte wie Theologen waren ihm, dem Urning, gegenüber der unerschütterlichen Überzeugung, daß er nichts anders sei, als ein depravierter Mensch, der strenge bestraft werden muß.

Wenn ein Priester die Urningsliebe verdammt, so ist dies etwas Schreckbares, aber Begreifliches. Wir wissen, daß die religiösen Maßregeln gegen dieselbe ihren Ausgangspunkt von der Bibel nehmen. Übrigens verzeiht der Priester dem reuigen Urning oder versagt ihm im andern Falle höchstens die Anwartschaft auf den Himmel. Der Arzt aber schneidet ihm durch sein abfälliges Parere auch die irdischen Existenzbedingungen ab. Sein Gutachten ist in diesem Punkte das folgenreichste und um so verantwortungsvoller, als dem Arzte der größte Spielraum gegeben ist, der sich denken läßt. Ihn bindet kein religiöses Gesetz; er hat sich lediglich an die Resultate seiner Beobachtung zu halten. Es ist ihm also heilige Pflicht, solche Beobachtungen unbeirrt und unbeeinflußt anzustellen; unterläßt er diese, lehnt er sich an die veralteten, unhaltbaren Anschauungen der alten Kriminalisten und „Tierärzte", so macht er sich zum Gehilfen des Unverstandes und des Unrechtes.

Im Hinblick auf die vollständige Unkenntnis, die bisher medizinischerseits in Sachen des Urningtums herrschte, kann man die auf juristischer Seite geübte Praxis nicht schlechtweg verurteilen. War ein Urning angeschuldigt, so konnte der Richter, welcher sich auf das Gutachten der medizinischen Sachverständigen stützte, ohne Gewissensbisse über ihn die Sentenz verhängen, welche Ehre, Freiheit und Leben kostet. Die Schuld trägt der Sachverständige. — Der Urning aber, der verurteilt ist, kann zusehen, wie es ihm weiter in der Welt ergehe. Am besten ist er daran, wenn ein vorzeitiger Tod das Elend beschließt. Sein Mitbürger, der über die eigenen Geschlechtsinteressen mit fanatischer Sorge wacht, wendet sich von ihm für das ganze Leben mit Haß und Verachtung ab; im günstigsten Falle geht

er teilnahmslos an ihm vorüber. Ist ja doch er selbst, der Mitbürger, hinlänglich in seinen Bedürfnissen versorgt; wer es nicht ist, nun, der sehe zu, was über ihn komme!

So geschah es, daß der Urning, welcher Alles, die Autoritäten und das Volk gegen sich sah, auch noch an sich selbst irre wurde; daß er, wenn er das Unglück hatte, vor Gericht gezogen zu werden, seine eigene Natur verleugnete, daß er sie mit dem Ausdruck höchster Entrüstung selbst perhorrescierte. Natürlich wurde es dadurch den Autoritäten nur erschwert, dem Wesen der Urningsnatur auf den Grund zu kommen, da sie doch den Angeschuldigten gegen sein eigenes Urteil nicht wohl in Schutz nehmen konnten.

Nur wenige Conträrsexuale mag es gegeben haben wie — außerhalb des Geschlechtsgebietes — jene „Hexe", die während der Tortur so lange auf ihrer Unschuld bestand, bis man sie schließlich freigab. Freigegeben wurden die Urninge allerdings nie; aber es müssen solche aufgetreten sein, die mit Mut und Unerschrockenheit an ihrer Geschlechtsnatur festhielten und sie so lange als berechtigt erklärten, bis sogar die Sachverständigen, welche ein medizinisches Gutachten über sie abzugeben hatten, davon überzeugt wurden. Durch die beständige Wiederkehr solcher Erklärungen, durch die Thatsache, daß jede Bestrafung wirkungslos blieb, und endlich durch die Wahrnehmung der Experten, daß nicht immer moralisch Gesunkene, sondern sehr häufig *ehrenhafte*, *tüchtige* Männer mit dem perversen Geschlechtstrieb behaftet sind, mußten endlich denkende Psychiater zu dem Schlusse gelangen, daß die in Sachen des Urningtums geltende Ansicht eine irrtümliche und daß dieses selbst eine zwar anormale, aber sittlich gerechtfertigte Wirkung der *Natur* sei.

Dieser Umschwung tritt in Deutschland um die Mitte unseres Jahrhunderts ein. Die Märzstürme des Jahres 1848 hatten nicht nur in das politische Leben einen frischen Luftzug gebracht, wie sie denn selbst nicht allein die Ursache zur Neugestaltung der Dinge waren. Neben der Freiheit,

deren sich das Wort auf wissenschaftlichem wie auf politischem Gebiete wieder erfreuen durfte, war es ein rein äußerlicher Umstand, der hiebei als Hauptfaktor betrachtet werden muß: die radikale Änderung der Verkehrsmittel, Eisenbahn und Telegraph. Wie vor Zeiten zu geographischen Entdeckungen der Handel den unfreiwilligen Anlaß bot, so waren es nun die neuen Verkehrsmittel, welche außer ihrem eigentlichen Zwecke den noch höheren erzielten: die Anschauungen auf dem Gebiete der Physiologie und Psychologie in außerordentlichem Verhältnisse zu erweitern. Abgesehen davon, daß ganze Völker sich gegenseitig näherten so traten innerhalb Eines Volkes die verschiedenen Gruppen desselben mit einander in engeren Rapport, und die entlegenen Bevölkerungscomplexe erhielten Fühlung mit den Culturelementen der Großstädte. Deutschland rückt nunmehr in die erste Stelle der europäischen Mächte vor. Schon im Hinblick hierauf, dann aber weil dieses Land unser Interesse zunächst beansprucht, — während sich in den übrigen Kulturstaaten die gleichen Erscheinungen nur wiederholen, — können wir uns fortan auf Betrachtung der deutschen Verhältnisse beschränken.

Für das „dritte Geschlecht" war jener Umschwung von unabsehbarer Bedeutung. Wie segensreich mußte der erleichterte Verkehr z. B. einem vereinsamten Urning werden, der unverstanden und bei qualvoller Entsagung in einem kleinen Orte durchs Leben ging, einem Urninge, der nichteinmal den schwachen Trost besaß, zu wissen, daß er Schicksalsgenossen unter den Menschen habe! Nun, da er leichter Mühe erfuhr, daß ein verhältnismäßig großer Teil der „Männer" seines Geschlechtes sei, daß dasselbe, allerdings an Zahl geringer, an sittlicher Bedeutung aber dem der wirklichen Männer völlig gleichstehe, da regte sich in ihm der Mut, das zu sein, was er war. Die Urninge wurden solidarisch, und jetzt fanden sich jene unerschrockenen Vertreter ihres Geschlechtes, die sich nicht mehr erlaubten, ihre Natur zu verleugnen, die es vielmehr als Pflicht erkannten, vor den Vertretern der forensischen Medizin, so

lange die Berechtigung derselben zu behaupten, bis sie wenigstens auf dieser Seite eine wissenschaftliche Anerkennung erreichten.

Der erste Sachverständige, dem das Verdienst gebührt, vorurteilsfrei das Wesen der Urningsnatur betrachtet zu haben, war der geheime Medizinalrat Casper in Berlin, der in seinen bekannten „klinischen Novellen zur gerichtlichen Medizin“ (S. 34) im Jahre 1863 aussprach: Nach allen Erfahrungen kann ich es als feststehend betrachten, daß der .... (Urning) in vielen, vielleicht in den meisten Fällen durch einen wunderbaren, dunkeln und unerklärlichen eingebornen Drang sich ausschließlich zu Männern hingezogen fühlt und mit demselben Ekel sich von dem Weibe abwendet wie der nicht so unglücklich geborne Mann von Männern.“

Diesem in jedem Worte die Thatsachen treffenden Urteil folgte der erfahrene Psychiater Dr. med. Westphal in Berlin, welcher in einem deutschen Aufsatz über forensische Medizin als der Erste von „perverser Sexualempfindung“ spricht und damit der Unzuverlässigkeit der äußern Geschlechtsmerkmale, d. h. der Möglichkeit und Natürlichkeit der Urningsliebe wissenschaftlichen Ausdruck verleiht. (Archiv für Psychiatrie, Jahrgg. 1869. S. 73—108.)

Neue Bahnen waren beschritten.

Die Arena stand offen. Bald erschien in ihr ein Mann und nahm den unerhört schwierigen Kampf gegen die öffentliche Meinung auf; er nahm ihn auf aus reiner Überzeugungstreue, ohne durch Amt und Pflicht berufen zu sein. Es war dies der vormals k. hannover'sche Amtsassessor K. Heinrich Ulrichs, an dessen Namen die ganze neue Urningsliteratur geknüpft ist. In kurzen Zwischenräumen warf er eine Reihe Verteidigungsschriften zu gunsten der Unglücklichen, denen er den — seither geltenden — Namen „Urninge“ gab, unter das Publikum. In der ersten derselben, — sie tragen lateinische Überschriften, wie sich der Verfasser im Anfang selbst ein lateinisches Pseudonym beilegte — Vindex, schon 1864 in

Leipzig bei H. Matthes erschienen, führte er den juristischen Nachweis, daß schon nach den bestehenden Kriminalgesetzen Deutschlands, d. i. nach deren richtiger Interpretation, die urnische Liebesübung rechtlich nicht bestraft werden könne. Im dritten Hefte, Vindicta — die ganze Reihenfolge der Schriften wird im Anhang gegeben werden — forderte Ulrichs, da seine Ausführungen die erhoffte Wirkung nicht erzielten, eine Revision der bestehenden Strafgesetze und machte legislatorische Vorschläge. Durch ungefähr fünf weitere Schriften mit naturwissenschaftlichen, theologischen und historischen Erörterungen begründete und erweiterte er seine juristischen Thesen. Allein von unmittelbarer Wirkung waren auch diese opfermutigen Versuche nicht. Ulrichs' Nachweise blieben von den kompetenten Faktoren unbeachtet, wie ja auch die Gutachten eines Casper und Westphal in den Handbüchern der forensischen Medizin standen, während die Bearbeiter des nicht lange darauf entstehenden deutschen Strafgesetzbuches keine Notiz von ihnen nahmen, und die Maßregeln gegen die Urninge in der Justiz sich nur verschärften. Typisch für die Haltung, welche die Gelehrtenwelt gegenüber Ulrichs einnahm, ist die damals anonym erschienene Schrift „Das Paradoxon der Venus Urania", deren Wissensdünkel ebenso wie ihre Gehässigkeit jeden ruhig Denkenden anwidert. Ulrichs hielt den o. ö. Professor der Medizin Dr. Geigel in Würzburg für den Verfasser.

Unsere hohe Anerkennung dagegen verdient der auch nach der psychologischen Seite hin ungemein wertvolle Roman von Adolf Wilbrandt „Fridolins heimliche Ehe," in welchem das Problem der Freundschaftsliebe, gerade mit bezug auf die mit unserer Aufgabe in engstem Zusammenhang stehende Natur des Künstlers auf überraschend verständnisvolle Weise behandelt wird. Dieses Buch war geradezu eine That. Ein noch viel größerer Mut aber gehörte dazu, das Problem von der Bühne herab zu behandeln, und auch vor dieser That scheute Wilbrandt nicht zurück, indem er seine Erzählung als „Reise nach Riva" dramatisierte. Es müßte natürlich ein Par-

terre von Urningen vorhanden gewesen sein, wenn das Drama Erfolg und — Verständnis hätte finden sollen. Um die gleiche Zeit wie Wilbrandts Drama erschienen zwei Romane mit urnischer Tendenz: „Aus der Art“ von Eulenburg (in ‚Nord und Süd‘, Ende 1883 oder Anfang 1884) und „Narzissus“ von Bulthaupt (in ‚Vom Fels zum Meer‘, Septemberheft 1886) Beide, trotz ihrer Vortrefflichkeit, auf dem Kampfplatze verlorene Posten!

Gleichen Schrittes mit der „Rechtspflege“ ging das soziale Unrecht, dem der Urning gleichsam überantwortet war, und das ihn als vogelfrei betrachtete. Das Unrecht glaubte im Interesse des Gesetzes zu handeln und fühlte sich unter dessen sicherem Schutze, wenn es sein Mütchen an den Infamierten kühlte. Jedenfalls durfte es hiebei auf den Beifall der öffentlichen Meinung rechnen, die sich ja stets nach der Opportunität richtet. Die Lage der Urninge wurde nachgerade entsetzlich. Was dem Arm der „blinden“ Gerechtigkeit entging, verfiel dem Faustrecht des Rupfers; nicht selten erreichten beide Schicksale nacheinander den Urning. Physische und moralische an den Urningen ausgeführte Gewaltthaten lösten einander ab; Erpressungen, von der verworfensten Person um so lieber verübt, als das von ihnen ausersehene Objekt in Ehre und Ansehen stund, waren an der Tagesordnung. In der Rechtspraxis herrschte eine heillose Ungleichheit. Bald wurde von dem Richter ein Reat als Vergehen, bald als Verbrechen behandelt; hier galt als qualifiziertes Verbrechen, was dort als einfacher Versuch zum Vergehen bestraft wurde.

Die Verwirrung im Volke wie unter den Richtern erreichte ihren Höhepunkt, als im Jahre 1869 eine — allerdings höchst verwerfliche, teuflische — Blutthat von einem Urninge Berlins begangen wurde. Mit Einemmale schien ganz Deutschland über Existenz und Wesen des Urningtums unterrichtet zu sein; in der That aber wurden ebensoviele unrichtige Urteile gefällt wie Ansichten ausgesprochen. Am liebsten würde man nach jener Greuelthat mit Einem Streiche alle Urninge des Landes

vernichtet haben; denn wer unter ihnen kein Mörder war, konnte nach herrschender Ansicht ja leicht ein solcher werden. Man stellte den Urning vor die Alternative, entweder den „unbesiegbaren“ Trieb zu besiegen oder — auf die eine oder andere Weise zu grunde zu gehen. Man vergaß, daß ein viel größerer Prozentsatz Lustmorde auf normalgeschlechtliche als auf urnische Verbrecher entfalle, und verlangte, während man sich die eigenen geschlechtlichen Befugnisse um keines Haares Breite vermindern lassen wollte, Ausrottung der Urninge durch die schärfsten Strafen. Da war es nun wieder Karl Heinrich Ulrichs, der im gleichen Jahre noch eine geharnischte Streitschrift „Argonautikus“ erscheinen ließ und den Nachweis lieferte, daß die sexuelle Blutgier eine Form des Wahnsinns sei, dem der Normalgeschlechtliche so gut wie der Urning unterliegen könne, daß demnach Ungeheuerlichkeiten von der Art Zastrows nicht spezifisch dem Urningtum eigen seien, sondern in allen Geschlechtssphären vorkämen, und daß keinenfalls alle Urninge für die That eines Einzelnen verantwortlich gemacht werden können.

Ulrichs wurde zum Teil gehört, zum größeren Teile nicht beachtet. Bald trat ein Ereignis ein, welches sein ganzes, ohnehin noch weit vom Ziele entferntes Bestreben illusorisch zu machen schien und die Aufmerksamkeit der Nation auf ein ganz anderes, das allgemeine Interesse in Anspruch nehmendes Ziel hinlenkte. Die Tuba erscholl durch das Land: der deutsch-französische Krieg brach aus, das Vaterland war in Gefahr. Die Söhne desselben und zwar urnische wie nichturnische, zogen in den Kampf, dessen Verlauf alle Welt kennt. Nach dem siegreichen Erfolge der deutschen Waffen ging es in der Heimat an die Neugestaltung der politischen und sozialen Dinge. Aber die Errungenschaften des Jahres 1871, welche das Herz eines jeden Deutschen mit Dank, Stolz und Hoffnung erfüllen, brachten für die Urninge keine Wohlthat. Es erfolgte im Gegenteil wieder eine Verschlimmerung ihrer Lage. Das bald nach dem Kriege entstehende ‚Allgemeine deutsche Strafgesetzbuch‘ schloß

auch jenes Land des deutschen Südens ein, in welchem bisher die Urningsliebe nicht strafrechtlich verfolgt wurde: das Strafgesetzbuch des norddeutschen Bundes, in welchem der sattsam bekannte Kultusminister von Mühler den § 143 mit Außerachtlassung der wissenschaftlichen Proteste durchgesetzt hatte, bekam nun auch in Bayern Geltung, und durch den § 175 des allgemeinen deutschen Strafgesetzbuches ist das Vaterland auch inbezug auf den Wahn und den Haß gegen die Unglücklichen der conträren Sexualempfindung einig geworden.

Der bezügliche Paragraph, dessen Wortlaut als bekannt vorausgesetzt werden darf, ist für die Urninge in höchstem Grade gefährlich und bedenklich. Vor allem läßt er den Begriff „widernatürliche Unzucht", die er unter Personen männlichen Geschlechts verfolgt, vollständig unerklärt. Auf die Frage: Was ist widernatürliche Unzucht? gibt das Gesetz keine Antwort. Der richterlichen Willkür ist daher Thür und Thor geöffnet. Allerdings wurde seitens des Reichsgerichtes dem Paragraphen eine einschränkende Auslegung gegeben, wonach insbesondere masturbatio nicht unter das Gesetz fällt. Allein diese Ansicht kann jeden Tag geändert werden ohne irgend einen gesetzgeberischen Akt, wie ja das Reichsgericht schon oft seine Ansicht geändert hat.

Die bayrische Gesetzgebung bis zum Jahre 1871 dagegen hatte in einer Reihe von Paragraphen die Handlungen aufgezählt, durch welche strafbare geschlechtliche Unsittlichkeiten begangen werden, so Gewaltanwendung, Verführung jugendlicher Personen, Verletzung der Öffentlichkeit. Dann folgte ein Paragraph des Inhalts, daß alle voraufgeführten Handlungen auch dann strafbar sein sollen, wenn sie in Ausübung der widernatürlichen Wollust begangen würden. Das Kriterium einer strafbaren Handlung wurde also nicht von der sog. widernatürlichen Wollust, sondern von den Umständen gebildet, unter denen die Handlung verübt wurde.

Diese Auffassung ist die juristisch einzig richtige; sie ist aber verworfen worden, und der an sich schon unglückliche

Urning ist einem Paragraphen unterstellt, der nach Inhalt und Form eine Ungeheuerlichkeit ist.

Das ist der Rechtszustand der Urninge Deutschlands von heute.

Und die Kunst? — Man frage die Ästhetiker, besuche die Kunstausstellungen und höre die Urteile ernster Kenner. Wir behaupten nicht, daß die Kunst ihren heutigen Stand den Verfolgungen zuschreiben müsse, welche dem Urninge zu teil werden. Aber wir wissen, daß die Perioden höchster Kunstblüte mit einer Zeit und mit einem Lande verbunden sind, welche den wahnsinnigen Haß gegen die Freundesliebe nicht kannten. Wir beschränken uns demgegenüber auf den unbestreitbaren Hinweis, daß in der Jetztzeit der nüchterne Realismus immer weitere Kreise zieht, und daß die Klagen über den Niedergang der wahren Kunst immer zahlreicher werden. Der Klassizismus ist bereits verpönt, der schrankenlose Realismus in der Höhe. Die Nudität, welche in demselben vorherrscht, entbehrt der Keuschheit der Antike und der Grazie des Cinquecento. Sie verherrlicht das Fleisch, und zwar besonders das Fleisch des Weibes. Signatur der Kunst und auch des Kunstgewerbes ist der lüstern entblößte weibliche Unterleib. Und wo nicht auf die landläufige Sinnlichkeit hingearbeitet ist, trachtet man nach Erschütterung der Nerven durch die Wiedergabe des Elends und der grauen Wirklichkeit. Ein gefeierter Kulturhistoriker, W. H. Riehl, hat jüngst in einem nichts weniger als pessimistisch angehauchten Buche sich folgendermaßen über die Kunst der Gegenwart ausgesprochen: „In Poesie, Malerei und Musik geht gegenwärtig die pessimistische Strömung sehr hoch. Frühere Dichter und Maler stellten das ‚Volk‘ mit Vorliebe in seiner reizenden Naivetät, in seiner Zufriedenheit, in seinem festlichen Treiben, in Sonntagskleid und Sonntagsstimmung dar. Sie wählten darum am liebsten den Bauer ‚von guter Art‘ als den Typus des eigentlichen Volkes. Heute gilt der Bauer nicht mehr für den Typus des eigentlichen Volkes, sondern der erbittert selbstbewußte Proletarier, der grollend

streikende Arbeiter, überhaupt die machtvoll emporsteigende Schar des vierten Standes. So sehen wir denn in Gemälden, Novellen, Romanen und Schauspielen den Jammer, die Not, die Empörung der Unzufriedenen und Unglücklichen mit besonderer Kraft gezeichnet, mit greller Ausmalung aller Härten und Bedrängnisse des Daseins. Aber der Künstler greift auch in die höheren Kreise der Gesellschaft, um bei den sogenannten ‚Glücklichen‘ mit Vorliebe die krankhafte Leidenschaft, den unlösbaren Konflikt zwischen Trieb und Erfüllung, das Verworrene, innerlich Faule unserer höheren Kultur mit Kraftstrichen vorzutragen. Je tiefer er dabei in den vornehmen und gemeinen Schmutz unseres Daseins hinabsteigt, um so tiefsinniger erscheint er; je härter die Dissonanzen sind, welche das ganze Bild durchschneiden, je unversöhnter namentlich die Dissonanz des Schlusses, um so ‚harmonischer‘ ist dann das ganze Kunstwerk.“ Das ist die Kunst der Gegenwart.

Eines aber ist im Hinblicke auf das Urningtum doch erreicht: Die Welt weiß von ihm und kann nicht mehr stumm über dasselbe hinweggehen. Stillschweigen ist der Tod; der Geist, durch welchen die Kenntnis vom Wesen des Urnigtums verbreitet wird, arbeitet fort und wird nicht ruhen, bis seiner Idee zum Siege verholfen ist.

2. Kapitel. Ein König.

Als im Jahre 1867 die Kaiserin Eugenie mit ihrem Gemahl nach Salzburg zu der peinlichen Begegnung mit Franz Joseph von Österreich reiste, wurde sie vom jungen König von Bayern in dessen Lande begrüßt. Damals nannte sie den mit allen Reizen der Anmut ausgestatteten Fürsten die **majesté enchantante**. Frauen haben mit ihren

politischen Urteilen in der Regel wenig Glück, und zu diesen zählte die Kaiserin der Franzosen. Aber eine um so verlässigere Autorität sind sie in der Beurteilung von Männern, und das Urteil der Kaiserin war hier ein vollständig zutreffendes. Ein wahrer Zauber ging von dieser königlichen Erscheinung aus; kein Mensch, ob monarchisch oder nicht, ob Mann oder Frau, urnisch oder normal, konnte sich ihm entziehen. Ludwig II. war die interessanteste Persönlichkeit, die zu seiner Zeit auf einem Thron saß. Das Interesse, welches sie der Welt einflößte, wuchs von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag. Der König ging in seinem Privatleben nicht die Wege, welche sonst von Fürsten begangen werden; empfänglich für Ehren, eifersüchtig auf seine königliche Würde, wich er der Gelegenheit, sich huldigen zu lassen, standhaft aus. Dieser König tanzte nicht, mied mit dem glänzenden Parquet des Ballsaales die Assambléen der hauptstädtischen Elite; er paradierte nicht an der Spitze seiner Truppen und entzog sich dem begeisterten Zurufe seines ihn liebenden Volkes, den er doch wiederum nicht entbehren konnte! Sobald es die Umstände zuließen, entfloh er der Residenz, eilte auf sein Schloß im Gebirge und umgab sich in wahrhaft königlicher Einsamkeit mit einem undurchdringlichen Schleier des Geheimnisses. Je weniger man von diesem Könige wußte, desto mehr Sagen bildeten sich um seine Person. Ohne das Weibliche können insbesondere Frauen kein Männerleben denken. Wo nun, fragten sie, ist die Glückliche, die dieses Idealbild eines Mannes das ihrige nennen darf? — Man wußte von keiner Sirene aus der Höhe der Gesellschaft, die das Herz desselben bestrickt hätte; man konnte nicht glauben, daß der Anblick der Alpenriesen und der blauen Seen, der Genuß erfrischender Gebirgsluft, und die wohlthuende Ruhe des Landlebens allein den König in der Ferne hielten; gewiß war es daher, nach aller Verständigen Meinung, eine ‚Müllerstochter‘ oder ein ‚Försterskind,‘ das den romantisch angelegten jungen Mann in der Bergeinsamkeit gefangen hielt.

Bald schien das Rätsel sich lösen zu wollen. Die mächtigste

Fürstin Europas kam mit ihrer liebreizenden Tochter zum Besuche an die Gestade des Starnbergersees, wo König Ludwig eben weilte. Dieser entzog sich diesmal nicht den Pflichten eines liebenswürdigen Wirtes; die Gäste wurden mit nie gesehener Auszeichnung behandelt. Den Höhepunkt der Veranstaltungen bildete ein feenhaftes Nachtfest auf den Fluten des Sees. An der Seite der Zarin hob sich das Herz des Königs, das Herz des Mannes an der Seite der Tochter blieb kalt. Man erwartete eine Erklärung; die junge Großfürstin spiegelte sich bereits im Glanze eines unglaublichen Glückes, — die Erklärung blieb aus. Mit einem Rätsel schieden die hohen Damen; mit einem Rätsel wurde das Volk Bayerns überrascht.

Aber eine peinlichere Überraschung stund ihm erst noch bevor.

Der Dichtercomponist der Zukunftsmusik ließ um jene Zeit auf der Münchener Hofbühne die romantischen Bilder der deutschen Sagenwelt unter den Klängen eines bis dahin unerhörten Tonreizes vorüberziehen. Der König, welcher diese Vorstellungen in seinem Hoftheater wünschte, und das Publikum, das die Vorliebe des Königs ehrte, gerieten hierüber in Staunen und Entzücken. „Elsa von Brabant! — Lohengrin!" — Der Zauber dieser Begriffe umstrickte das begeisterungsfähige Herz des königlichen Jünglings. Der Begriff sollte That werden; Ludwig wollte Lohengrin sein, und zwar sofort. In einer Loge des Theaters saß am Abende einer Lohengrinaufführung eine bayrische Prinzessin. Das schöne Oval des Antlitzes umrahmt von goldblonden Flechten, der schlanke minnigliche Leib umhüllt von himmelblauem Gewand, so erschien sie dem Begeisterten als die Verkörperung des edlen Frauenbildes in der Sage, erschien sie als — Elsa von Brabant. Diese und keine andere sollte die Erkorene werden! Andern Tages schon in den Morgenstunden läßt der König durch seine Mutter um die Hand der Prinzessin anhalten. Diese wird ihm gewährt. Die Prinzessin ist unfaßbar glücklich. Sie wird ja Königin, wird vom schönsten der Männer

geliebt! — Aber schon auf der Höhe dieses Gefühls nahen trübende Schatten: dieser Lohengrin spricht nur von Musik; sein Mund küßt nicht; so liebt die Liebe nicht. Verwunderung, Sorge, Enttäuschung folgen sich auf dem Fuße. Der Bräutigam wird immer kühler, seine Besuche immer seltener. Der zur Vermählung bestimmte Tag naht heran, der königliche Bräutigam bleibt aus; die Absage wird durch die sprechendste Form der That gegeben. Am Hofe herrscht Consternation; im Volke schüttelt man den Kopf. Die Verwunderung ist wahrhaft peinlich. — Aber sie währt nicht lange. Diesem König, diesem Enthusiasten, diesem Jüngling wird nichts zur Schuld angerechnet. Ja das liebende Interesse für ihn erhöht sich nur, und merkwürdigerweise das des Frauengeschlechtes, welches an der Zurücksetzung am nächsten beteiligt erschien, am meisten! Der Sagenschleier, der sich um die Person des Königs wob, wurde immer bunter, immer dichter. Neben der „Försterstochter im Gebirge" wurde nun eine vielgenannte Sängerin als diejenige bezeichnet, die den Sinn des Königs gefangen hält. Wehe Dem, der dies bestritten hätte! Denn es ist undenkbar und unmöglich, daß ein junger Mann, und sei er ein König, ohne das ewig Weibliche leben könnte! Es nützte dem Zweifler nichts, zu betonen, daß die Sängerin, — welche in dem auf den obern Stockwerken der Residenz hergestellten Wintergarten mit seiner indischen Gebirgsscenerie und seinem künstlichen See gerufen wird — nur hinter Gebüschen oder durch eine Wand versteckt vor dem König singen dürfe, und daß ihre Anwesenheit mehr der Kunstgattung, die sie vertritt als den Reizen ihres Geschlechtes zuzuschreiben sei. Sie mußte die Geliebte des Königs sein.

Nur Eine Menschenklasse im Publikum Europas verstund den König, kannte die Ursache, freute sich an dessen Beharrlichkeit und — schwieg. Dem König aber kam die Tyrannei der öffentlichen Meinung sehr wohl zu statten. Ihm war nun Muße gegeben, seiner ureigenen Natur zu folgen. Niemand außer jener Menschenklasse, den Urningen, hatte eine Ahnung

davon, daß er, den man als Seladon in den Netzen der Sängerin schmachtend wähnte, mit den Söhnen seines Volkes, des Volkes aus den untern Schichten, die Wonnen seines königlichen Daseins teilte. Ein Ritt durch den Wald, begleitet von einem Burschen in strammsitzender, weißer Lederhose, die Jokeymütze über dem straffen Haar, ein blühendes, energisches Gesicht der Morgenluft darbietend, in naiv heiterm Gespräch des Gebieters Herz erfrischend, wie dies bloß das Naturkind, eben der Sohn des Volkes vermag — das war es, was einen Höhepunkt der königlichen Wonnen bildete. Vielbeliebt war auch ein Spiel im freien, auf der Wiese vor dem einsamen Jagdhause im abgeschiedenen Gebirgsthale, an einem wohlig warmen Abend vor dem Sonnenuntergang. Die Partner im Spiele waren — ähnlich denjenigen Kaiser Rudolfs II. — die Bediensteten des königlichen Marstalles, die keine andere Bildung mitbrachten als die eines wohlgebauten Körpers und eines sauberen Gesichtes. Brach der Namenstag eines dieser Gespielen an, so ward er gewöhnlich zum Festtag, und neben Geschenken, die aus kostbaren, meist auf das Reiterleben bezug habenden Kleinodien bestunden, luden silberköpfige, festverkorkte Flaschen zu einem Bacchanale ein, das nicht selten das Dunkel der Nacht überdauerte.

Nicht als ob dem König dieser Verkehr genügte. Sein hoher Geist, sein auf das feinste Gefühl für das Kunstschöne gestimmte Seele verlangte auch nach Umgang, der dem mit einfachen Naturmenschen geradewegs entgegengesetzt war. Das Schicksal hatte ihm schon frühe einen Mann zugeführt, zur Stillung dieses Verlangens wie geschaffen, — den Dichter Tannhäusers und Lohengrins. Des Königs Mittel erlaubten, dem Schicksal in die Hand zu arbeiten und den damals in der Schweiz von dem Rest seiner Hoffnungen lebenden Künstler in die Residenz Bayerns zu rufen. Ludwig II. hatte kurz zuvor den Thron bestiegen, und eine seiner ersten epochemachenden Handlungen war, den Dichterkomponisten, für den er schon als zarter Jüngling geschwärmt hatte,

in seine Umgebung zu ziehen. Geben wir über diesen Vorgang Richard Wagner selbst das Wort, das er in einem Briefe an Eliza Wille in Luzern am 26. Mai 1864 gerichtet. „In der Zeit,“ schreibt derselbe, „wo ich in Luzern meinen Tristan beendigte, mich unsäglich mühte, die Möglichkeit einer Niederlassung auf deutschem Boden zu gewinnen, und mich endlich verzweiflungsvoll nach Paris wandte, um dort in Unternehmungen mich abzumühen, die meiner Natur zuwider waren, — damals wohnte der 15jährige Jüngling zuerst einer Aufführung meines Lohengrin bei, die ihn so tief ergriff, daß er seitdem aus dem Studium meiner Werke und Schriften seine Selbsterziehung in der Weise bildete, daß er seiner Umgebung, wie jetzt mir, offen eingesteht, ich sei sein eigentlicher Erzieher und Lehrer gewesen. Er verfolgt meinen Lebenslauf und meine Nöten, meine Pariser Widerwärtigkeiten, mein Verkommen in Deutschland und nährt nur den einzigen Wunsch, die Macht, zu gewinnen, mir seine höchste Liebe beweisen zu können. Das einzige, wirklich verzehrende Leiden des Jünglings war: nicht zu begreifen, wie er seiner stumpfen Umgebung diese nötige Teilnahme für mich abgewinnen sollte. Im Anfange März jenes Jahres — ich kenne den Tag — ward mir das Mißlingen des Versuches, meiner zerrütteten Lage aufzuhelfen, klar; allem dem, was so abscheulich unwürdig eintraf, sah ich offen und hilflos verzweifelnd entgegen. Da ganz unerwartet — stirbt der König Max von Bayern, und mein mitleidvoller Schutzengel besteigt — gegen alles Schicksal — einen Thron. Vier Wochen nachher ist bereits seine erste Sorge, nach mir auszusenden: während ich den Leidensbecher unter Ihrer Schmerzenshilfe bis auf die untersten Hefen leere, sucht mich der Abgesandte bereits in meiner herrenlosen Wohnung in Penzing auf; er muß dem liebenden König einen Bleistift, eine Feder von mir mitbringen. [!] Wie und wann er mich endlich traf, wissen Sie. — Theure, hier ist kein Zweifel möglich: Das war es und das ist es! — Ach — endlich ein Liebesverhältnis, das keine Leiden und keine Qualen nach sich

zieht. Wie mir es ist, diesen herrlichen Jüngling so vor mir zu haben! Zu meinem Geburtstag schenkte er mir das schöne Ölporträt, zu dem er eigens für mich gesessen. Dies wundervolle Bild belehrte mich, nun auch andern zu Evidenz zu zeigen, daß ich ‚Genie' habe: da, blickt hin, habt ihr mit Augen meinen ‚Genius' vor euch!"

In der That, ein Genius! Der königliche Jüngling stund damals auf dem Höhepunkt seiner Schönheit. Das Bild ist unvergeßlich Jedem, der es erschaut: Keine eigentliche Mannesschönheit und noch weniger die Schönheit eines Weibes! Aus überirdischen Sphären schien der Jüngling gekommen zu sein, gebildet aus Anmut und Geist. Richard Wagner sagt von ihm in einem andern Brief: „Er ist leider so schön und geistvoll, seelenvoll und herrlich, daß ich fürchte, sein Leben müsse wie ein flüchtiger Göttertraum in dieser gemeinen Welt zerrinnen." Ja, Liebe war es, die Richard Wagner empfand. In einem Briefe an seinen Schwager vom 10. Septbr. 1865 gibt er dieser Empfindung unzweideutigen Ausdruck: „. . Ich hoffe eine Zeit lang durch stille Arbeit mich wieder zu kräftigen Dies macht mir die Liebe eines unbegreiflich schönen und tiefsinnigen Wesens möglich: ein so wunderbar begabter und für mich geborner Mensch wie dieser junge König von Bayern mußte es sein. Was er mir ist, kann niemand fassen: Mein Beschützer! In seiner Liebe ruhe ich mich aus und stärke mich, meine Aufgabe zu vollbringen." Kein Wunder, wenn den König Alles, Mann wie Weib, wenn ihn auch Richard Wagner liebte! Unklar bleibt bloß Eines, daß auch dieser, der zur fraglichen Zeit weder die Gaben der Schönheit noch Jugend besaß, wiedergeliebt wurde. „Er, der König, liebt mich," schreibt der Glückliche, „mit der Innigkeit und Glut der ersten Liebe: er kennt und weiß Alles von mir, und versteht mich wie meine Seele. Er will, ich soll immerdar bei ihm bleiben . . . ich soll mein unbeschränkter Herr sein, nicht Kapellmeister, nichts als ich und sein Freund." (München 4. Mai 1864). Die Auszeichnungen, welche Richard Wagner erfuhr, geschahen

nicht im geheimen. Die ganze Hauptstadt, das ganze Land, sollte wissen, daß Richard Wagner des Königs Freund und Vertrauter war. Es wurde ihm ein Haus eingerichtet, und der Zutritt zum König, der sonst abgeschlossen lebte, stund ihm jederzeit offen. Diesmal in einer wirklichen Herzensangelegenheit, blieb es nicht bei stiller Verwunderung der Beobachter. Hofkabalen und politische Strömungen arbeiteten zusammen, um das Verhältnis zu einem Manne, der einst auf den Barrikaden gestanden, die weitestgehenden freisinnigen Anschauungen hegte und nun das Ohr des Königs als liebenden Freundes besaß, zu stören und zu lösen. Hätte es sich um irgend eine Dame gehandelt, vielleicht freilich würde man ein Auge zugedrückt haben; so aber gab es keine Gnade: Richard Wagner mußte weichen.

Das Ziel der Kabale war erreicht; aber wohl keiner der Sieger war mit dem zufrieden, was nun folgte. Abgesehen davon, daß der König seine schöpferischen Pläne, die er für München vorhatte, fallen ließ; daß er anfing, die Landeshauptstadt auffällig und auf die Dauer zu meiden und seinen Aufenthalt im Gebirge über die größte Zeit des Jahres auszudehnen, so verzichtete er nunmehr auch auf den Umgang mit geistig hervorragenden Männern vollständig und begnügte sich mit jenen Personen aus dem Volke, die durch die Einfalt der Gesinnung und bloß körperliche „Bildung“ sein Wohlgefallen erregten.

Während man in politischen und Hofkreisen bedenklich den Kopf schüttelte, wuchs im Volke die Liebe und Verehrung nur noch mehr. Die Ursache hievon war teils, daß man von dem Verkehr des Königs mit den jungen Leuten überhaupt nichts wußte, teils, daß man andernfalls das natürliche Agens desselben nicht kannte, und recht wohl zufrieden war, wenn dieser edle Fürst es nicht verschmähte, in seiner Gnade zu dem niedern Volke herabzusteigen, während er der banalen Unterhaltung mit dem Hofschranzentum und etwaiger Maitressen aus dem Wege ging. Noch ungehinderter konnte jener — freilich nicht

unbedingt löbliche Verkehr — sich entfalten, als der Fürst im umgekehrten Verhältnis zu seiner Vorliebe für einfache Natürlichkeit in den Menschen, sich in den Dingen mit einem Luxus umgab, der seinesgleichen nicht gehabt hatte. Man kam im Volke bald zu der Meinung, daß dem König bei seiner hohen Idealität kaum eine schöne Sterbliche genügen könne, und damit erklärte man sich auch die Ungnade, in welche mit der Zeit jene schöne Sängerin wie das ganze Frauengeschlecht gefallen war. Ludwig II. verehre mit der schöpferischen Kunst seiner Phantasie die galanten Damen, die einst der zweifelhafte Schmuck am Hofe des Königs Soleil gewesen, das wurde nun Parole aller Mutmaßenden. Diese Annahme kam der Wahrheit wenigstens insofern näher, als die Begeisterung für die germanische Romantik des Mittelalters im König erlosch, und eine unbegreiflich bizarre Vorliebe für französische Prachtbauten eintrat, deren stilgerechte Ausschmückung Gemälde mit Darstellungen weiblicher Nacktheiten erheischten und vielfach an die Modeschönheiten à la Ninon de Lenclos erinnerten. Das geschah Alles zu einer Zeit, als die deutschen Waffen den französischen Angriff und damit jenen Geist in der gallischen Politik bekämpften, die ein Erbteil ebendesselben von Ludwig II. abgöttisch verehrten Königs war! Während im deutschen Volke eine allgemeine Erbitterung über die Frivolität Frankreichs herrschte, begann der König von Bayern Schlösser im Stile Ludwigs XIV. zu bauen und demselben einen förmlichen Kultus zu weihen.

Die ersten Bedenken über den Geisteszustand des Monarchen wurden nun wach. Hatte die Kaiserin Eugenie von einer majesté enchantante gesprochen, so war einem der sie begleitenden Ärzte schon damals aufgefallen, daß in den schönen Augen „der bezaubernden Majestät“ das unheilvolle Symptom des Wahnsinns glühe. Allerdings erinnerte man sich erst später — als es viel zu spät war — daran; in den Siebziger Jahren blieben die Bedenken bloß vereinzelt und drangen nicht in die Öffentlichkeit. Die größten Wiedersprüche im

Charakter des Königs erklärte man sich voll größtem Wohlwollen, und selbst die Anwandlungen, welche mit seiner gerühmten nationalen Gesinnung seltsam contrastierten, wurden gerne verziehen. Man hatte dem König sogar verziehen, daß er sich während des großen Krieges seinen Truppen auf dem Kampfplatze nicht gezeigt. Wußte man ja, daß er schon als Knabe äußerst schüchtern war, an Leibesübungen, mit Ausnahme des Reitens, wenig Gefallen fand, und daß ihm der Sinn für alles Militärische — soweit es die praktische Seite betrifft, — abging. Dazu kam, daß ein seinem Lande benachbarter Fürst nach dieser und noch nach einer andern Seite hin ihm vollständig ähnlich war. Man verzieh dem König von Bayern auch, daß er der vollständig gefahrlosen Kaiserkrönung in Versailles, als deren moralischer Urheber er gelten sollte, fern blieb, und daß er später mehrfache Privatreisen dorthin machte. Als er sich, während sein geliebtes Bayernvolk das 700jährige Wittelsbacherjubiläum zu seinen Ehren feierte, auf die einsamen Höhen eines südbayrischen Berges zurückzog, hatte man im Volke nur Worte der Liebe und des Segens. Ja, sogar seinen nicht immer platonischen Verkehr mit Dienern, Stallknechten und Soldaten, der immer ausgedehnter und im Lande mehr und mehr bekannt wurde, sah man mit unerhörter Geduld und Nachsicht mit an. Nicht nur die Naturgenossen, das ganze Volk innerhalb und außerhalb Bayerns wußte, daß dieser König ein Urning war; niemand schalt ihn darob, niemand hielt ihn für „unsittlich", niemand für „unnatürlich".

Der Bruch trat erst ein, als politische und materielle Interessen gefährdet erschienen. Erst als die Schuldenlast, durch maßlose Baulust herbeigeführt, eine unerträgliche wurde, und erst als der König, um sie abzuwälzen, sich mit antinationalen Geldmächten, wie mit dem Hause Orleans, in Unterhandlungen einließ, unternahm man einen Schritt, der gewiß höchst unliebsam und schwierig war, aber jedenfalls besser früher geschehen wäre, als er unternommen wurde. Die Folgen des Schrittes sind bekannt; bekannt ist die Katastrophe der Entmündigung, bekannt die Art des Todes.

Der König hatte an Wahnsinn gelitten. Nicht als ob das Urningtum in ihm daran schuld gewesen wäre; es gibt Urninge, — so führte nach dem Tode des Königs ein Sachverständiger, der Nachfolger des unglücklichen Irrenarztes von Gudden, aus — die geistig vollständig gesund sind, wie es Geisteskranke gibt, die nie urnisch empfunden haben und nie empfinden können. Den sprechendsten Beweis hiefür liefert der Bruder Ludwigs II. selbst, der ein leidenschaftlicher Verehrer des weiblichen Geschlechtes war und noch früher geistig umnachtet wurde als dieser. Ludwigs grenzenlose Prunkliebe und Verschwendungssucht, seine halb grausamen, halb lächerlichen Maßregeln gegen die Personen seiner Umgebung sind Symptome der Paranoia, die bekanntlich auch bei Nichturningen auftritt.

Was übrigens das urnische Charakterbild Ludwigs II. anlangt, so war dasselbe kein typisches, da es eben durch den Wahnsinn verzerrt war. Weit charakteristischer erscheint das eines benachbarten Monarchen, dessen wir bereits erwähnten. König Karl I. von Württemberg hatte seine Neigung den größten Teil seines Lebens zu verbergen gewußt. Erst in spätern Jahren, als ein junger Mann ihn völlig bezauberte, und er die Leidenschaft nicht mehr zu überwältigen vermochte, wurde sein Urningtum offenkundig. Man erinnert sich der märchenhaften Carrière, die anfangs der Achtziger Jahre ein junger Amerikaner, namens Jackson, gemacht hat. Früher Schüler am Konservatorium in Stuttgart, und zeitweise Schreiber beim amerikanischen Consulat daselbst, wußte er auf einsamen Spaziergängen die Aufmerksamkeit des Königs zu erregen. Dieser, der ein Wohlgefallen an dem hübschen Manne fand, zog ihn in seine nächste Umgebung, adelte ihn in der Folge und überhäufte ihn mit Titeln und Orden. Als Wohnung ward ihm ein hübscher Pavillon des königlichen Schlosses in Stuttgart angewiesen. Freilich verschwand er nach einiger Zeit von der Bildfläche; aber es überraschte niemand am Hofe, als der Hofrat von Jackson in der Freundschaft des Königs durch einen andern Amerikaner, namens Woodcock, abgelöst

wurde. Nur in diesem exotischen Geschmack war König Karl eigenartig, sonst hatte er keine Excentricitäten, lebte wie ein vornehmer Privatmann, etwa wie der durch Reichtum und Stand unabhängige Urning einer Großstadt. Er mied Gesellschaft, ging der Repräsentation aus dem Weg und liebte das Schöne in Kunst und Natur. Seine Gemütsanlage war weich, seine Energie karg bemessen. In diesem Punkte gleicht ihm der Charakter eines Prinzen, der andrerseits ein Landesnachbar des Königs von Bayern war.

Es gibt übrigens Ausnahmen wie bezüglich des Intellekts, so auch bezüglich des Willens. Gleichsam als ob kein Herrschergeschlecht sich rühmen sollte, einen Urning unter den Seinen nicht zu haben, so befand sich gleichzeitig in einem der höchsten Häuser Europas ein urnischer Prinz, der, wie scharfen Blick des Verstandes, so eine Kraft des Willens besaß, die ihn zu einem der hervorragendsten Heerführer befähigten. Allerdings unterschied er sich auch in der Neigung seines Herzens von den beiden genannten Herrschern. Während der eine dem exotischen Element den Vorzug gab, und der andere die einfach derben Naturen aus dem eigenen Volke wählte, mußten sich die Bevorzugten des Prinzen ebenso durch Ritterlichkeit des Charakters wie durch Grazie der Erscheinung auszeichnen. Die Symposien auf den Schlössern desselben, bei denen der Kelch der Freude stets mit den Blüten der Anmut umwunden und mit dem Geist der Bildung gewürzt war, erhielten hiedurch etwas Vornehmes, was freilich nicht hindern konnte, daß im Kreise der erhabenen Familie sich Wolken erhoben. —

Man kann mit Recht fragen, warum wir das Bild König Ludwigs II., das ein außerordentliches war und zur Charakterisierung des Urningtums nur bedingt beitragen kann, so ausführlich gezeichnet haben. Es geschah das keineswegs im Hinblick auf den geheimnisvollen Reiz, der es umgibt; auch nicht wegen der ungeheuerlichen Tragik, mit der das Meteor

unterging, ja nicht einmal wegen des unsern Hauptzweck so evident berührenden Momentes — des Kunstsinnes in seiner Verbindung mit der Urningsneigung — sondern hauptsächlich um zu zeigen, daß Toleranz an einem Urning recht wohl geübt werden kann, wenn man sie nur üben will. Lautredend ist das Beispiel Richard Wagners, der die Liebe des Königs nicht nur nicht verächtlich fand, sondern sie selbst mit Gegenliebe lohnte — und doch ein glühender Verehrer des Weibes war. Die Beurteilung, welche jener königliche Urning erfuhr, und noch erfährt beim nämlichen Volk, das sich in Verwünschungen und Schmähungen ergeht, so oft ein gewöhnlicher Sterblicher als Urning „entlarvt" wird, war nicht nur eine nachsichtige, sondern stets eine liebevolle. Möge sie in Zukunft gegen alle Urninge wenigstens eine gerechte sein. Dann entbehrt das furchtbare Ende des Königs nicht auch eines Segens.

In der That leuchtete das tragische Königsende wie ein Feuerbrand in die Nacht des die Welt beherrschenden Wahnes. Nichts hat wie dieser Umstand so viel dazu beigetragen, daß in neuester Zeit die Kenntnis vom Wesen des Urningtums sowohl in breitere Volksschichten als in Gelehrtenkreise drang. Die neuen Bahnen, welche nach Mitte des Jahrhunderts betreten wurden, hatten, wie wir gesehen haben, zu keinem endgiltigen Ziele geführt. Instinktive Abneigung auf der einen, Gleichgiltigkeit und Zunftgelehrtentum auf der andern Seite, sowie das gerade in der kritischen Zeit hervortretende Übergewicht politischer Interessen hatten bewirkt, daß man auf halbem Wege stehen blieb.

Aber die Theorie war nun einmal in der Welt. Ihre unsichtbaren Fäden spannen sich unter der Moderhülle der Indolenz, die sich über sie gelegt hatte, unaufhaltsam weiter. Jetzt, da sich vor den Augen der ganzen Welt ein furchtbares Urningsdrama abgespielt hatte, und jeder, der es wissen wollte, erfuhr, was es um die Gewalt des Eros ist, jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo überzeugungstreue Sachverständige, nichturnische wie urnische, sich erhoben, um den Schutt des Wahnes vollends hinwegzuräumen, die vergrabenen Fäden bloß-

zulegen und sie zum Zwecke wissenschaftlicher Forschung wieder aufzunehmen. Der Weg, auf dem man zum Ziele gelangen konnte, war gezeigt: die Lehre von der Unzuverlässigkeit der Geschlechtsorgane als Kriterien der Geschlechtsrichtung und von der sich hieraus ergebenden Möglichkeit und Natürlichkeit der konträren Sexualempfindung stand wie ein Markstein da, der nicht mehr ignoriert werden durfte. Insbesondere war es nun die Psychiatrie, welche eine alte Schuld gut zu machen suchte. Buch auf Buch erschien (Siehe Anhang S. 349), immer weitere Kreise wurden interessiert, und, wenn auch nur langsam und schrittweise, so gelang es den Bahnbrechern doch, wenigstens die medizinische Wissenschaft für ihre Sache zu gewinnen. Die Jurisprudenz ging — und geht noch — ihre alten Geleise. Das Gesetz mit seinem unseligen Paragraphen gegen die Urninge ist noch in Kraft.

Aber auch schon unter den Richtern erstehen einige, welche erschrocken sich fragen, ob es im Sinne einer Rechtspflege sei, mit Strafen gegen einen Menschen einzuschreiten, der — weitentfernt, ein Unrecht begangen zu haben, vielmehr — des tiefsten Mitleids würdig ist. Keinenfalls wird man sich auch in weiteren juristischen Kreisen und insbesondere in denen der gesetzgeberischen Faktoren auf die Dauer der wissenschaftlichen Überzeugung verschließen können, die eine der bedeutendsten Autoritäten auf dem Gebiete der Seelenkunde ausgesprochen. Es ist dies Dr. Robert Freiherr von Krafft-Ebing, k. k. Hofrat und o. ö. Professor an der Universität Wien, welcher in seinem Vorwort zu dem Buche von Dr. med. Albert Moll „Die konträre Sexualempfindung“ unumwunden erklärt:

„Mit der Thatsache, daß die urnische Geschlechtsrichtung nicht Perversität, sondern Perversion ist, d. h. eine krankhafte Veranlagung voraussetzt, um sich zu entwickeln, und daß sie unter allen Umständen eine krankhafte Erscheinung darstellt, hat sich aber nicht bloß das Forum im engeren Sinne, sondern auch das der öffentlichen Meinung zu beschäftigen. Jene wissenschaftliche Thatsache ist eine Erlösung von dem

traditionellen Vorurteil, das in dem unglücklichen Mitmenschen, dem ein grausames Schicksal homosexuale Empfindungen und Triebe zufügte und das ihn damit um Lebens- und Familienglück betrog, nur den sittlich Verkommenen erblickt, und ihm mit Haß und Verachtung begegnete. Für jeden Freund der Wahrheit und Humanität muß es eine Genugthuung sein, zu erfahren, daß der urnische Mitmensch ein Unglücklicher, aber kein Verbrecher, kein Schänder menschlicher Würde, sondern ein Stiefkind der Natur ist, das ebensowenig Verachtung verdient als ein Anderes, welches mit einer **körperlichen Mißbildung** zur Welt gekommen ist."

Schlußwort.

Unser Rundgang ist beendet. Aus den Wahrnehmungen, die wir gemacht, und aus den Aufzeichnungen, die wir der Reihe nach vorgenommen, ist ein Buch entstanden, das wenigstens den Vorzug besitzt, keinen Vorläufer zu haben. Es ist ein Buch, das geschrieben werden mußte.

Freilich hat es — und zwar aus demselben Grunde, aus dem es seinen Vorzug beansprucht, — auch seine Mängel. Wir hätten gewünscht, über die Feder eines Louis Courrier oder Claude Tillier verfügen zu können, um, die scharfe Waffe der satirischen Dialektik in der Hand, all die Vorurteile wegzuräumen und den Widersinn aufzudecken, die in Sachen der Urningsnatur sich frühzeitig festgesetzt und bis auf unsere Tage behauptet haben. Wir verfügten nicht über diese Waffe. Wir mußten uns begnügen, das Unrecht in seiner Blöße darzustellen und die einfache Logik der Thatsachen sprechen zu lassen. Noch eines weitern Fehlers sind wir uns bewußt. Bei der Ausgedehntheit des Gebietes und den weiten Strecken, die wir in der unübersehbaren Literatur durchwandern mußten, haben wir bisweilen unterlassen, die gewonnene Ausbeute für unsre Zwecke umzuformen und selbständig zu verarbeiten. Zu teilweiser Entschuldigung möge dienen, daß dies nicht bloß behufs Vereinfachung der mühevollen Arbeit, sondern auch zum Zwecke einer möglichst objektiven Darstellung geschah. Indem wir übrigens hiefür die Indemnation erbitten, suchen wir den Autoren dadurch gerecht zu werden, daß wir am Schlusse des

Buches ein Verzeichnis der hauptsächlich benützten Literatur folgen lassen.

Wie inbezug auf die Form der Darstellung, so gibt sich der Verfasser auch in Dem, was die Vollständigkeit des Inhalts anlangt, keiner prätentiösen Täuschung hin. Er weiß, daß es nicht möglich ist, das hieher gehörige Material in erschöpfendem Maße beizubringen. Aber auch der Leser möge einsehen, wie diese Unmöglichkeit in der Natur der Dinge liegt. Die Geschichtswissenschaft war von jeher hinsichtlich des Urningtums mehr bestrebt, zu verdecken und zu zerstören als zu enthüllen und zu bewahren. Und wie die Quellen zum größten Teil verschüttet sind, so ist da, wo sie noch fließen, der Zugang erschwert, wenn nicht völlig verschlossen. Besonders ist das Mittelalter, dem das Verständnis für die Sache so gut wie ganz fehlte, in seinen Aufschlüssen karg; dafür war allerdings das Ergebnis aus der Betrachtung der alten Welt mit ihrer von keinem Haß und Wahn entstellten Ursprünglichkeit ein solch reiches, daß ihr hierin nicht einmal die Gegenwart an die Seite gestellt werden darf. Bei den Partien des christlichen Zeitalters, welche, in ihrem geringeren Umgange, schon äußerlich die Dürftigkeit der Quellen kundgeben, waren wir vielfach auf Vermutungen angewiesen und mußten uns genügen lassen, Mißverständnisse zu beseitigen, Unwahres richtig zu stellen, Bekanntes nach festen Gesichtspunkten zu gruppieren oder in die richtige Beleuchtung zu rücken.

Indessen ist eine absolute Vollständigkeit wie nicht möglich, so auch nicht notwendig. Wenn die wichtigsten Episoden der Kunstgeschichte Beachtung fanden und die epochemachenden Vertreter der einzelnen Kunstzweige zur Zeugenschaft gezogen wurden; wenn wiederlegt ist, daß die Freundesliebe etwas Unnatürliches, dagegen gezeigt wird, daß sie wegen ihrer Natürlichkeit moralisch berechtigt ist, dann geschah Alles, was man billigerweise von uns verlangen kann. Das Übrige hätte im besten Falle doch nur supplementäre Bedeutung gehabt.

Uns will bedünken, daß wir solchen Anforderungen nach

Möglichkeit gerecht wurden. Wir haben vor allem gezeigt, daß die Urningsliebe so alt wie die Menschheit und so ausgedehnt wie die Erde ist. Wo wir sie nicht in ihrer ganzen Erscheinung hervortreten sahen, da fanden wir doch ihre Spuren. — Man hat gegnerischerseits behauptet, daß das Urningtum ein Symptom der Neuzeit und der Dekadenz sei; denn wenn es etwas allgemein Menschliches wäre, müßte es zu jeder Zeit auf die Bildfläche getreten sein; das Mittelalter aber kenne das Urningtum nicht. Diese Behauptung hat denselben Wert, wie im Altertum jene der Römer, daß ihnen die Männerliebe nicht bekannt gewesen sei, ehe sie mit den Griechen in Berührung gerieten; sie hat denselben Wert, wie eine Aufstellung, die etwa in 2000 Jahren gemacht würde, dahingehend, daß die Gegenwart, in der wir leben, sie nicht kenne. Auch in der jetzigen Literatur, — natürlich in der dem Worte eigenen Bedeutung — geschieht ja derselben keine Erwähnung. Wo wir regelmäßig von ihr zu hören bekommen, da ist es der sensationelle, jeder Objektivität entbehrende Bericht einer Zeitung über einen „Entlarvten“ oder Verurteilten. Das Urningtum Deutschlands ist im großen Ganzen noch immer latent. Jeder ihm Angehörende, der auf seine bürgerliche Ehre hält, hütet sich begreiflicherweise wohl, seine Natur zu bekennen. Nur dem Eingeweihten ist bekannt, daß außer den ungezählten, im Schatten der Ruhmlosigkeit wandelnden Urninge viele hochachtbare Bürger, Beamte, Geistliche, Offiziere, Fürsten, Künstler und Gelehrte dazu gerechnet werden müssen. Deutschland hat in der Gegenwart gewiß an 50,000 dieser Unglücklichen unter seinen Kindern. Ähnlich nun verhielt es sich auch im Mittelalter. Wir wissen bloß von Jenen, — wenn wir von den Gewaltigen der Erde absehen — welche bestraft, d. h. verbrannt, gerädert und lebendig begraben wurden. Von den Andern wissen wir nichts. Gleichwohl haben sie doch gelebt, und zwar in ähnlichem Zahlenverhältnis wie jetzt oder im Altertum. Unser Nachweis, daß das Urningtum so alt wie die Menschheit sei, dürfte daher nicht leicht erschüttert werden.

Wir haben ferner dargethan, daß die Liebe des Eros auf den Menschen keineswegs verderblich wirke, wie denn auch die Anlage zu derselben an sich nichts Schlechtes, sondern im schlimmsten Falle ein Mißgriff der schaffenden Natur ist. Die Natur ist nicht unfehlbar. Natura ludit in individuis. Wenn ein großer Teil der Urninge moralisch auf niedriger Stufe steht, so ist dies dem namenlosen Drucke zuzuschreiben, unter welchem diese Menschenklasse — ähnlich wie die der Juden im Mittelalter — zu leiden hat, und der dieselbe sowohl an sich als an der Gesellschaft irre werden und auf abschüssige Bahnen geraten läßt. Ein Teil der Urninge zeichnet sich durch Edelsinn und sittlichen Wandel geradezu aus. Es verhält sich mit dem Urning wie mit dem Weib. Kein Mann kann so tief fallen aber auch in der Sittlichkeit so hoch steigen, wie dieses: Es giebt aber auch kaum edlere Männer als Sokrates und Plato, Winckelmann und Platen waren. Schaue doch Jeder seine näheren Bekannten an und frage sich, ob nicht nach alledem, was er nun weiß, unter ihnen ein Urning sein könnte! Wir unsrerseits haben schon Männer gekannt, die mit dem Brustton der Überzeugung und mit der Miene der Selbstgerechtigkeit über den „Auswurf der Menschheit“ loszogen und, ohne daß sie es ahnten, einen Verwandten, Freund, Bruder oder — Sohn unter demselben besaßen! Niemand lebt, der vor einem solchen Irrtum sicher wäre. Vielleicht, daß gerade einer unserer liebsten und geachtetesten Freunde ein solch „Verworfener“ ist.

Es ging ein Schrei des Entsetzens durch die gebildete Welt Europas, als in jüngster Zeit ein gefeierter Schöngeist Englands sich als Urning herausstellte. Er wurde wegen „Unsittlichkeit“, — worunter man in der Regel nur die urnische Liebe zu verstehen hat, — vor Gericht gezogen und verurteilt. Oskar Wilde war im eminentesten Sinne des Wortes Künstler und Dichter, ebenso mit hoher Intelligenz ausgestattet wie von einem mächtigen Schönheitsbedürfnis erfüllt. Nachdem er im Trinity-College zu Dublin die goldene

Medaille für Griechisch und im J. 1878 in Oxford den Newdigate-Preis für ein englisches Gedicht erhalten, siedelte er im folgenden Jahre nach London über und wurde hier die eigentliche Seele der zu Anfang der achtziger Jahre hier in üppigster Blüte stehenden „ästhetischen Bewegung.“ Gegenstand derselben ward nicht nur das Kunstleben, sondern der äußere Mensch und das, was denselben umgibt, namentlich die Tracht des Mannes wie der Frau. Wilde selbst, dem besonders das gegenwärtige Herrenkleid ein Greuel war, erschien in Kniehosen, langen Strümpfen und Schuhen. Sein Beispiel fand so sehr Nachahmung, daß die Sportswelt, nicht nur Englands sondern Europas sich dieser Kleidung bemächtigte und mit derselben überall, wo man eines guten Geschmackes fähig ist, Beifall erfuhr — bis zur Stunde. Großen Anklang auch fanden seine literarischen Leistungen, namentlich die Dramen, welche jenseits wie diesseits des Ozeans auf dem Repertoire stunden. Sie halten nicht nur durch geschickten Aufbau und fesselnde Situationen das Interesse des Zuschauers wach, sondern auch durch ihre geistreiche Conversation, bei der es freilich nicht ohne Ausfälle auf Zustände des öffentlichen Lebens abgeht. Nun, nachdem Wilde von dem Strafrichter verurteilt ist, wird er freilich auch literarisch unmöglich sein.

Es ist unsagbar, was der von der Unverantwortlichkeit des Urnings Überzeugte empfindet, wenn er auf die schreckliche Strafe blickt, die über diesen hochgebildeten, feinfühlenden Mann verhängt wurde. Und weit entfernt, daß sich zu seinen gunsten eine Stimme in der öffentlichen Meinung erhoben hätte, wurde die Strafe — Zwangsarbeit mit fakultativen Peitschenhieben — in der Presse eher zu mild als zu streng befunden. Ja, auch der Richter, der Vorsitzende des Londoner Gerichtshofes, sprach bei der Verurteilung sein Bedauern aus, über keine höhere Strafe verfügen zu können, — weil die Schuld „mit Außerachtlassung aller Scham“ begangen worden sei, — und wünschte für die Folge eine Verschärfung im Strafgesetzbuch!

Wir unsrerseits verlangen für den Künstler keine andre Moral als für die übrigen Menschen. Aber wir verlangen, daß er sich wenigstens des gleichen Rechtes erfreue, das jeder auch noch so tief unter ihm Stehende — vorausgesetzt nur, daß er kein Conträrsexualer ist — ungestraft genießt. Wir verlangen dies, nicht weil er ein Künstler, sondern weil er ein Mensch ist, und dehnen deshalb diese Forderung auch inbezug auf den ungebildetsten Urning aus.

Selbst angenommen, der Urning sei ein unsittlicher Mensch, so ist das juristische Verfahren gegen ihn ein ungerechtes. Es frägt sich nämlich: Macht die Unsittlichkeit allein schon ein Reat aus, oder ist nicht Jeder, der ein Verbrechen begeht, auch ohne dieses schon ein unsittlicher Mensch? — Die Unsittlichkeit an sich ist noch kein Verbrechen; denn sonst müßte der Verbrecher, z. B. ein Dieb oder Betrüger, der doch zweifelsohne ein unsittlicher Mensch ist, außer wegen seines Reates auch noch wegen Unsittlichkeit bestraft werden. Wo ist nun das Gesetz, das diese doppelte Bestrafung verlangt? — Der Verbrecher wird eben wegen des Verbrechens, wegen Diebstahls und Betrugs, d. h. weil er dem Eigentum seiner Mitbürger Schaden zugefügt hat, sonst aber aus keinem Grunde bestraft.

Verwechs'le man doch nicht Unsittlichkeit mit Unkeuschheit! Abgesehen davon, daß der Dieb, Betrüger u. s. w. so unsittlich ist, wie der Unkeusche, so gehört doch die Unkeuschheit nicht vor den Strafrichter, sondern vor das Forum der Religion und ist lediglich Gewissenssache. Von diesem Standpunkte aus ist übrigens auch der normale Geschlechtsakt unsittlich, es sei denn, daß er innerhalb der Ehe vollzogen wird, und selbst hier ist er nicht möglich ohne die Verletzung der Scham. Um die religiöse Seite kümmert sich aber sonst das weltliche Gesetz nicht. Diesem ist der Geschlechtsakt an sich noch kein Reat; es bestraft bloß mißbräuchliche Ausschreitungen, z. B. Ärgerniserregung, Gewaltanwendung, Verführung minderjähriger Personen; die venus vulgivaga ist

überwacht, aber nicht verfolgt; die weniger gemeine Prostitution wird organisiert und erfreut sich gewissermaßen des polizeilichen Schutzes; sogar das weibliche Urningtum, eben weil es weiblich ist, erscheint in den Augen des Gesetzgebers nicht als etwas Unsittliches und Strafwürdiges. Nur gegenüber dem männlichen Urning macht der Gesetzgeber eine Ausnahme. Nur ihm, dem männlichen Urning gegenüber, stellt er sich auf den rein moralischen, den religiösen Standpunkt und konstruiert aus einer Verletzung der Keuschheit ein Vergehen oder Verbrechen gegen „die Sittlichkeit.“ Wir sehen natürlich ab von allen mißbräuchlichen Ausschreitungen, die wir, wie bei den Normalen, auch beim Urning bestraft wissen wollen. Allein der dem Urning zur Befriedigung seines unwiderstehlichen Triebes notwendige, sein Objekt nicht schädigende und in seinem Vorgange nicht einmal unästhetische Geschlechtsakt ist so wenig eine Rechtsverletzung wie der des normalen Menschen.

Hier ist der Platz, an dem wir auf einen ebenso bedenklichen als weitverbreiteten Irrtum hinweisen und notgedrungen ein sehr heikles Thema berühren müssen. Es existiert nämlich die Meinung, daß die Urninge nicht nur sämtlich Päderasten seien, welche der Jugend gefährlich werden, sondern daß sie auch in dem Falle, daß ihr Liebesobjekt von einem vollständig erwachsenen, ja gereiften Manne gebildet wird, an demselben die Pädikation verüben. Diese Annahme ist eine durchaus grundlose. Der Urning im allgemeinen stellt der Jugend so wenig nach wie der Normale. Wenn Fälle vorkommen, in denen dies geschieht, so werden sie wie die Statistik lehrt, durch analoge von Normalgeschlechtlichen verübte Handlungen reichlich aufgewogen. Die Urninge deshalb zu verfolgen, weil durch sie schon Minderjährige verführt wurden, wäre gerade so gerecht, wie wenn man dem Heterosexualen den Liebesgenuß gesetzlich deshalb verwehren wollte, weil schon minderjährige Mädchen mißbraucht wurden. Das Liebesobjekt des Urnings ist nur selten ein minderjähriges Individuum; in der Regel ist es der vollständig ausgewachsene,

mit allen Mitteln der Abwehr versehene Mann. Der regelmäßige Liebesakt zwischen Urning und Mann ist ferner nicht derjenige, an welchen Jeder sofort zu denken gewohnt ist, und welcher den Normalen nicht ohne Recht mit Ekel erfüllt. Aber selbst da, wo gegen die Regel dieser Akt geschieht, d. h. wo Pädikation stattfindet, pflegt nicht der Urning der aktive Teil zu sein, sondern der „Päderast“ wäre in diesem Fall der Normale. Der regelmäßige Modus, sei es nun zwischen Urning und Normalem oder zwischen Urning und Urning, kennt überhaupt keine immissio in cavum und ist also sogar ästhetischer als der des Normalgeschlechtlichen. Sachverständige und Vertreter der forensischen Medizin, also Nichturninge, haben dies schon längst ausgesprochen. Dr. Albert Moll in seinem 1891 in Berlin erschienenen Buche „Die conträre Sexualempfindung“ sagt z. B. (S. 111): „Vielen (Urningen) genügt die einfache Umarmung, ebenso vielen ein einfaches Berühren des geliebten Mannes. . . Für selten muß ich die Befriedigung durch Päderastie, d. i. hier Pädikation, erklären.“ (S. 106).

Wenn nun diese Thatsache, die wir noch tiefer begründen könnten, unwiderleglich ist, so entstehen die Fragen: Wo ist die Rechtsverletzung; wo ist der Schaden, welchen der Urning seinem Mitmenschen zufügt? Wo ist der unerlaubte Nutzen, den er sich verschafft? Ist sein Sinnengenuß vielleicht ein höherer als der des Normalgeschlechtlichen? Raubt der Urning vielleicht seinem Liebesobjekt Ehre, Leben und Gesundheit? Oder schädigt er gar die Interessen des Staates, indem er sich etwa verweichlicht, zum Wehrdienste unfähig macht und durch Fernbleiben von der Ehe die Population beeinträchtigt? — Alle die landläufigen Voraussetzungen zu diesen Fragen sind unzutreffend.

Der Urning schadet seinem Mitmenschen in keiner Weise. Ja, der Mann, von dem der Urning Liebe verlangt, ist weit weniger einer Gefahr ausgesetzt, als andrerseits das Mädchen, das schwache Geschöpf, dem starken Geschlechte gegenüber.

Der Urning schadet überdies auch nicht sich selbst, wie auch sein Sinnengenuß kein höherer, aber ein entschieden mangelhafter ist; der ganze Nutzen, den sich der Urning verschafft, besteht in der Stillung eines angeborenen Naturtriebes und in der dadurch bedingten Erhaltung seiner Gesundheit. Sollte man endlich besorgen, daß durch die Urningsliebe dem Staate ein Nachteil erwachse, indem die Population beeinträchtigt wird, so ist diese Sorge, wie schon früher gezeigt wurde, durchaus überflüssig. Sie ist noch viel unbegründeter als die gegenteilige, von einem gewichtigen Teile der Sozialpolitiker vertretene Meinung, daß die Menschheit, wie Spencer und Malthus lehren, — trotz der Urningsliebe — einst an Übervölkerung zu grunde gehe! In keinem Falle ändern also die Urninge etwas an der Population. Es existieren nicht mehr Urninge als eben geboren werden. Durch Freigabe der Urningsliebe werden nicht mehr der Ehe fernbleiben als durch das Verbot. Übrigens sind schon von Natur aus nicht alle Individuen zur Fortpflanzung bestimmt. Kennern der Naturgeschichte ist dies wenigstens von Bienen und Ameisen bekannt. Vom Haustier und den Hauspflanzen weiß Das jeder Landwirt; nicht jedes Pferd z. B. ist zur Zucht tauglich; nur der geringste Teil der Blüten am Obstbaum setzt Frucht an. Vom Menschen aber, bei dem es sich ebenso verhält, und von dem diese Kenntnis am notwendigsten wäre, weiß Dies nicht einmal der Gelehrte oder derselbe verschließt, sobald es sich um den Urning handelt, mit der einer bessern Sache würdigen Apathie des Auge. Gleichwohl geht die Natur ihren Gang; beim Menschengeschlechte wie im Tier und Pflanzenreich erfolgt trotz der gesetzgeberischen Besorgnisse und — Eingriffe, Remedur von selbst: Fehlendes wird ergänzt, Überflüssiges verhindert, und die Entvölkerung durch die Urninge ist ebensowenig zu befürchten wie die Übervölkerung durch die Normalen.

Wie daher die Urningsliebe als Geschlechtsakt nach keiner Seite hin eine Rechtsverletzung darstellt, so ist sie ferner, als bloßer Trieb betrachtet, auch nicht einmal unsittlich. Sie ver-

langt nichts anderes als die Liebesgunst des Mannes und kann somit nicht verwerflicher sein als ein z. B. auf Erlangung von Besitz und Ehre gerichteter Trieb. Ja, sie kann nicht einmal vom religiösen Standpunkt aus unsittlich genannt werden. Denn sie ist in der Natur des Urnings vom Schöpfer begründet und so unwiderstehlich als Trieb wie der des normalen Mannes. So wie die Dinge liegen, befindet sich der Urning in einer Art Notwehr; gäbe es einen gesetzlichen Schutz, so würde sich die ganze Physiognomie des Urningtums zum Bessern gestalten, und vielleicht würde sogar das religiöse Gesetz dem natürlichen Trieb irgend eine Art von Weihe geben.

Objektiv sind sich beide Triebe gleich; der Urning ist demnach nicht unkeuscher als der Normalgeschlechtliche und deshalb auch nicht unsittlicher als dieser. Selbst wenn er aber dies wäre, so ist dies, wie bereits gesagt, Gewissenssache und gehört keinenfalls vor das Forum des weltlichen Richters. So lange dieser sich nicht um die unmoralischen Neigungen der Normalen kümmert, darf er dies auch nicht am Urning thun; so lange zwischen Mann und Weib jede Art Unzucht erlaubt ist, darf die Urningsliebe, die meist nur in einer Umarmung besteht, nicht verboten werden. Ja, so lange der Dieb und Betrüger bloß wegen Diebstahls und Betrugs, nicht aber wegen Unsittlichkeit bestraft wird, ist jede Anschuldigung des Urnings wegen Unsittlichkeit ungerecht. Der Geschlechtsakt eines Urnings ist wie derjenige eines Normalen zu behandeln. Man bestrafe die urnische Handlung überall da, wo man auch die normalgeschlechtliche bestraft, d. h. wo Gewaltanwendung, Verführung u. s. w. vorhanden ist; mit Einem Wort, wo sie die bayrische Gesetzgebung vor dem Jahre 1871 bestraft hatte. Wo aber der normalgeschlechtliche Liebesakt erlaubt ist, d. h. wo keine Verführung, Gewaltanwendung und Erregung von Ärgernis, sondern der gegenseitige Wille Erwachsener und die erforderliche Decenz vorhanden ist, da gebe man den Liebesakt auch beim Urning frei. So lange wenigstens die weibliche

Prostitution, die Unsittlichkeit im eminentesten Sinne des Wortes, so lange endlich das weibliche Urningtum, ja nicht einmal die von Normalen am Weib begangene Pädikation verfolgt wird, ist jede, auch die gelindeste am Urning vollzogene Strafe ein wahrhaft zum Himmel schreiendes Unrecht.

Weit entfernt also, ein Verbrechen oder auch nur eine Unsittlichkeit zu sein, wird die Urningsliebe andrerseits von positiven Eigenschaften begleitet, die geradezu Achtung einflößen. Wir haben gezeigt, daß sie den Menschen zu veredeln im stande ist und von der Natur dazu bestimmt erscheint, das Leben zu verschönern. Sie soll uns zwar — wie wir hier wiederholt aussprechen — nicht als die Ursache des Kunstschaffens schlechthin, wohl aber als eine seiner wirksamsten Ursachen gelten. Die Urningsliebe zieht sich wie eine Lebensader durch die ganze Kunstentwicklung hin, und das Kunstschöne steht mit ihr im innigsten Zusammenhang. Es ist kein Zufall, daß das Höchste, was auf dem Gebiet des Schönen überhaupt entstanden ist, von einem Urning hervorgebracht wurde: Die Werke eines **Phidias** werden von den größten Künstlern aller Zeiten bis auf die jüngste Gegenwart herab als der Höhepunkt des Ideals bezeichnet. Und was von den bildenden Künsten gilt, das trifft merkwürdigerweise auch auf die Poesie zu. Fast von der ganzen Dichtung des Altertums kann man sagen, daß sie mit urnischem Geiste durchtränkt ist. Von Orpheus bis Vergilius stoßen wir überall auf unverhüllte Ehrung der männlichen Schönheit. In neuerer und neuester Zeit hat kein wahrhaft großer Dichter dieselbe verkannt: einer der größten Dichter, wenn nicht der größte, war ein Urning. **Shakespeares** Sonette werden an Glut der Empfindung und Schönheit des Ausdrucks von keiner Dichtung übertroffen.

Man versuche nicht mehr, die Thatsache, daß Shakespeare und Phidias die Schönheit von Jünglingen liebten, dadurch zu entwerten oder abzuschwächen, daß man diese Liebe aus einer Volkssitte oder aus einem Zeitgeschmack heraus erklärt

Die Liebe hat mit einem Zeitgeschmack oder einer Volkssitte überhaupt nichts zu schaffen; wo man aber von einem Phidias oder Shakespeare spricht, da können solche Erklärungsversuche erst recht nicht stand halten und fallen in sich selbst zusammen. Es bleibt nichts anderes übrig, als Phidias und Shakespeare, diese beiden Künstler, die nicht nur ihr Volk sondern alle Zeiten überragen, entweder wie die andern Urninge als verworfene Menschen zu erklären oder — die Natürlichkeit und Sittlichkeit der Urningsliebe anzuerkennen.

Im ganzen geistigen Leben der Menschheit, nicht nur in der Kunst hat das Urningtum eine bisher nicht gekannte oder genugsam beachtete Rolle gespielt. Nach Hillenbrand in Florenz habe seinerzeit Prosper Merimée in Paris an einem Werke gearbeitet, in welchem nachgewiesen wurde, daß alle ausgezeichneten Geister der Menschheit mehr oder minder vom Eros beseelt waren. Wir wollen die Richtigkeit dieser Behauptung dahingestellt sein lassen; allein daran halten wir fest, daß in der urnischen Veranlagung eine ganz außerordentliche Prädisposition zum künstlerischen Schaffen vorhanden ist, eine Überzeugung, die sich als Resultat unsres Rundganges durch die Kunstgeschichte ergeben dürfte.

Mit dieser Überzeugung ist das Ziel erreicht, das wir uns gesetzt haben. Wir wissen nicht, ob uns gelungen ist, dieselbe auch in Anderen hervorzurufen. Aber Das wissen wir, daß es der Gegenwart unwürdig wäre, sich von vornherein dieser Einsicht zu verschließen. „Welche Erkenntnisse hat die exakte Forschung des 19. Jahrhunderts nicht gezeitigt? Himmel und Erde, Länder und Meere, alle Reiche der Natur sind durchforscht, unendliche Schätze des Wissens aufgehäuft worden. Neue Gesetze des Naturgeschehens sind ans Licht gezogen, und soweit möglich, dem Menschen dienstbar gemacht. Geschichte und Prähistorie haben aus Archiven, aus dem Schoße der Erde und den fossilen Institutionen der Naturvölker unzählige einzelne Schritte dieses Werdegangs beleuchtet. Gediegene Fachmänner der Rechtswissenschaft, der Sozialpolitik, der

Medizin, Pädagogik und Technik haben aus tausend Punkten unendlich wertvolle Kenntnisse geschöpft.“ Nur über Eine Frage, eine Frage, die mit dem tiefinnersten Wesen des Menschen zusammenhängt, soll die Wissenschaft im unklaren bleiben; nur Eine Erscheinung, welche bald als edle Blüte der Menschennatur, bald als hassenswürdiges Verbrechen erklärt wird, über welche also die peinlichste Ungewißheit herrscht, diese Eine, für das Schicksal der ganzen Menschheit wichtige Erscheinung soll beharrlich ignoriert werden? — Nachsichtig könnten wir auf die frühern Geschlechter zurückblicken, wenn die Gegenwart, die so manche alte Schuld getilgt, sich anschicken wollte, den Irrweg des mittelalterlichen Wahnes zu verlassen. Unabhängige Forscher haben die Rechtmäßigkeit der Urningsnatur zwar dargethan; Gesetzbuch und Richter aber nehmen davon bis zur Stunde keine Notiz. Für die eigenen Geschlechtsinteressen wacht der Mensch am Schlusse des Jahrhunderts mit fanatischer Sorge, und alle Vorurteile, wie sie auch inbezug auf normale Liebe noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit geherrscht, sie sind beseitigt. Dem Eudämonismus wird mit allen Kräften zum Siege verholfen. Ja, den Pionieren desselben geht der Fortschritt unserer Zeit immer noch zu langsam, und für Viele ist er gar nicht vorhanden. So sagt Alexander Tille in Glasgow: „Die Ängstlichkeit ist nachgerade zu einem Zuge unserer Zeit geworden. Was unsere Großväter und Väter mit selbstsicherem Gefühle des Instinktes thaten, daran deuteln und disputieren wir herum, dazu haben wir nicht mehr den Mut. Das deutet auf eine schwere Erschütterung der natürlichen Triebe in den gebildeten Volksschichten, die auf die Dauer nicht ohne Gefahr bleiben kann. Festigung der Triebe in unseren Bewußtsein, eine Rechtfertigung derselben vor unserm Denken, ein Abwaschen all der Schimpfworte, welche eine asketische Moral ihnen angehängt hat, ist dringend erforderlich, und diese kann nur kommen von den Naturwissenschaften, die uns einmal über die Voraussetzungen unseres Daseins aufklären.“

Am unzufriedensten müßte dieser Kulturpionier mit dem Verfahren gegen das Urningtum sein, wenn dasselbe — ihm nur bekannt wäre. Man glaubt nämlich noch ein sittliches Verdienst um das allgemeine Wohl zu erwerben, wenn man die einzig Schutzlosen unter den Bürgern des Rechtsstaates mit Acht und Bann verfolgt. Dieses sog. „allgemeine" Wohl ist bloß das Wohl einer von der Natur begünstigten und bevorzugten Majorität. In der That aber hat sich die wahre Kultur wie mit diesem ebenso mit der stiefmütterlich behandelten Minorität zu befassen. Auch die Urninge besitzen eine Individualität, die eine elementare Berechtigung hat so gut wie die der Normalen. „Alles, was die Individualität zerstört," sagt Stuart Mill, „ist Despotismus, welchen Namen es auch tragen mag, und gleichviel, ob es den Willen Gottes oder die Gebote der Menschen zu vollstrecken vorgibt." Wenn erst die Thatsache der Erblichkeit in ihren vollen Consequenzen in das Denken der Menschen übergegangen ist, dann wird es nicht länger möglich sein, jene Folgen des Handelns, welche die Nachkommenschaft durchdie vom Erzeuger ererbte oder von der Mutter ererbte Natur zu verspüren bekommt, ganz außer Acht zu lassen. „Man wird nicht länger über den Begriff von Pflichten gegen sich selbst, wie es noch Schopenhauer thut, spotten. Man wird erkennen, daß die landläufige Scheidung der Handlungen in egoistische und altruistische nicht länger haltbar ist, und die Überzeugung wird sich Bahn brechen, daß es keine Pflichten gegen sich selbst gibt, die nicht auch Pflichten gegen die Andern wären, und ebenso keine Pflichten gegen Andere, die sich nicht auch als Pflichten gegen sich selbst erwiesen."

Freilich ist die hochnotpeinliche Halsgerichtsordnung Karls V. mit ihren wahnsinnigen Grausamkeiten längst abgeschafft und durch eine humane Rechtspflege ersetzt. Es werden keine Hexen und Ketzer mehr verbrannt; aber eine Strafbestimmung der Carolina, so grausam und thöricht wie der Ketzerwahn und die Hexenverfolgung hat sich erhalten bis auf den heutigen Tag: der Paragraph gegen die Urningsliebe! Wir vertrauen indes zum

Genius der Menschheit, daß dieser auch das letzte der drei gemeingefährlichen Wahngebilde zerstören werde. Die menschliche Vernunft auf ihrer Höhe war nie eine Feindin der Freundesliebe, wie es auch nie — die Schönheit war. Diese, von Jüngern des Eros stets gefeiert, hegte wiederum stets einen Sinn für die männliche Liebe. Umgekehrt lehrt die Erfahrung, daß gerade diejenigen am meisten von Haß und Wahn gegen die Freundesliebe erfüllt sind, die wegen ihres äußeren Menschen bei ihr gar nicht inbetracht kommen.

Wir hoffen also, daß die Gegenwart es sich nicht entgehen lasse, ihren wissenschaftlichen Eroberungen den Triumph über jenen ebenso häßlichen wie thörichten und grausamen Wahn hinzuzufügen. Mit Recht rühmt sie sich, ein Zeitalter der Wissenschaft und Humanität zu sein; aber erst dann, wenn einmal der Wächter der Wahrheit von deren Zinnen aus verkündet, daß auch der mit perverser Geschlechtsrichtung Behaftete für sie auf Erden existiere, dann hat sie die volle Befugnis, sich jene Ruhmestitel beizulegen und dann erst ist für alle Erdenbürger, ohne Ausnahme, das goldene Zeitalter der Wissenschaft und Humanität angebrochen, die zuletzt doch einmal zum Siege gelangen müssen.

Inhalt.

II. Abschnitt.

Das alte Rom.

III. Abschnitt.

Die Ruhe des Grabes.

Zweiter Teil.

Neues Werden.

I. Abschnitt.

Der Humanismus und seine Wirkung.

II. Abschnitt.

Einfluß der Philosophie.

Dritter Teil.

Im Jahrhundert der Wissenschaft.

I. Abschnitt.

Nach dem Sturme.

Verzeichnis

der aus der neueren Literatur hauptsächlich

benützten Werke.

Aumale, Herzog von, Geschichte des Fürsten von Condé.
Bodenstedt, Der Sänger von Schiras.
Brosset, Heiligengeschichte Armeniens.
Browne, Henry, The sonnets of Shakespeare.
Casper, Medizinische Novellen.
Du Prel, Das zweite Gesicht
Feuerbach, Ans., Selbstbiographie.
Fortlage, Meditationen über Platos Gastmahl.
Fromann, Joh. Diederich Gries.
Gaupp, Otto, Das Vererbungsproblem.
Gelbke, Shakespeares Sonette.
Gregorovius, Die Akropolis.
Grillparzer, Autobiographie.
Hartmann, E. v., Die Jungfernfrage u. A.
Hergenröther, Kirchengeschichte.
Häckel, Indische Reisebriefe.
Hössli, Die Unzuverlässigkeit der Geschlechtsmerkmale
von Jhering, Ueber die Sittlichkeit.
Justi, Winckelmann, seine Werke und Zeitgenossen.
Krafft-Ebing Frh. v., Der Conträrsexuale vor dem Strafrichter.
Lessing, Aufgaben der Kritik.
Nordau, Conventionelle Lügen.
Oldenberg, Buddha.
Radestock, Genie und Wahnsinn.
Roßbach, Geist der Geschichte.
Riehl, Religiöse Studien eines Weltkindes.
Schack, Fr. von, Poesie und Kunst der Araber.
" " " Ein halbes Jahrhundert.
Schmidt, Fr. L., Denkwürdigkeiten.
Springer, Textbuch zu den kunsthist. Bilderbogen.
Strodtmann, Dichterprofile.
Swinburne, Ch. Algernon, Erotion.
Wagner, Richard, Briefe u. A.
Wegele, Geschichte der Historiographie.
Westphal, Archiv für Psychiatrie.
Zschokke, Ausgewählte Werke.

Anhang.

Verzeichnis der bis 1869 erschienenen Schriften über Urningsliebe von Carl Heinrich Ulrichs.

Inclusa, 1864. Der urnischen Liebe Angeborensein.

Formatrix, 1865. Die geschlechtliche Natur der Urninge in ihren Einzelheiten.

Araspei, 1865. Verhältnis der urnischen Liebe zu Moral, Christentum, und sittlicher Weltordnung.

Vindex, (Der Freiheitsstab) 1864. Juristischer Teil.

Vindicta, 1865. Forderung einer Revision der bestehenden Strafgesetze.

Gladius furens, 1867. Der Irrtum als Gesetzgeber.

Memnon I und II., 1868. Die Geschlechtsnatur des mannliebenden Urnings.

Argonauticus, 1869 (zugleich 2. Auflage von Incubus,) Erörterung über Blutgier und Zurechnungsfähigkeit.

Im Jahre 1869 erschien noch folgende, von einem der bedeutendsten Schöngeister Deutschlands verfaßte streng juristische Schrift:

§ 143

des preußischen Strafgesetzbuches vom 14. April 1851 und seine Aufrechterhaltung als § 152 im Entwurfe eines Strafgesetzbuches für den norddeutschen Bund. Offene fachwissenschaftliche Zuschrift an Seine Excellenz, Dr. Leonhardt, k. pr. Staats- und Justizminister.

Die namhaftesten, in der jüngsten Zeit erschienenen Schriften über die Urningsnatur sind:

Die conträre Sexualempfindung von Dr. med. Albert Moll, Berlin. Fischers Mediz. Buchhdlg.

Die verkehrte Geschlechtsempfindung von Dr. Norbert Grabowsky. Leipzig, Max Spohr.

Strafgesetz und widernatürliche Unzucht. Von Dr. med. van Erkelenz. Berlin, med. Buchhandlung.

Die Enterbten des Liebesglücks oder **Das dritte Geschlecht.** Von Otto de Joux. Leipzig, Max Spohr.

Der Urning vor Gericht. Ein forensischer Dialog von Dr. Melchior Grohe. Leipzig, Max Spohr.

Die krankhaften Erscheinungen des Geschlechtssinnes. Von Dr. med. Tarnowsky. Berlin 1886, Aug. Hirschwald.

Psychopathia sexualis. Von Freiherrn Dr. R. von Krafft=Ebing, o. ö. Prof. a. d. Universität Wien.

Der Conträrsexuale vor dem Strafrichter. Ein Denkschrift von Demselben. Leipzig und Wien. Franz Deutike, 1894.

Die Entwickelung der Conträrsexualität. Von Dr. med. Mark André Raffalowich.

Die homogene Liebe und deren Bedeutung in der freien Gesellschaft. Von Edward Carpenter. Leipzig, Max Spohr.

Der Konträrsexualismus inbezug auf Ehe und Frauenfrage. Leipzig, Max Spohr.

Der Fall Wilde und das Problem der Homosexualität. Von Os. Sero. Leipzig, Max Spohr.

Sappho und Sokrates, oder **Wie erklärt sich die Liebe der Männer und Frauen zur Person des eigenen Geschlechts.** Von Dr. Th. Ramm. Leipzig, Max Spohr.

Die krankhafte Liebe. Eine psycho=pathologische Studie. Von Dr. Emil Laurent, früher Arzt im Hauptkrankenhause der Pariser Gefängnisse. Leipzig, Max Spohr.

Frey, Ludwig

Der Eros und die Kunst Ethische Studien

Leipzig 1896